Bibliothek

Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,
Professor an der Universität Berlin.

Siebenter Band:

Jugenderinnerungen

des Professors

Alexander Iwanowitsch Nikitenko.

Aus dem Russischen übersetzt von

R. Türstig.

Stuttgart 1895.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Jugenderinnerungen

des Professors

Alexander Iwanowitsch Nikitenko.

Aus dem Russischen übersetzt

von

R. Türstig.

Stuttgart 1895.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Mann, welcher uns in den nachfolgenden Blättern seine Jugendgeschichte erzählt, ist ein merkwürdiger Typus der liebenswürdigen kleinrussischen Natur. Als Leibeigener geboren, von einem über seinen Stand gebildeten, von leidenschaftlicher Reizbarkeit und lebendigem Ehrgeiz bestimmten Vater und einer völlig ungebildeten gutherzigen Mutter erzogen, deren gesunder Verstand in den Nöten des Lebens meist das Erträgliche zu finden verstand, wuchs der Knabe im Grunde als sein eigener Schüler und Zögling heran. Ihm war von Natur der Drang nach Freiheit und ein ernster Wissenstrieb mitgegeben, aber die Mittel fehlten, beides zu befriedigen. Setzte der Vater es durch, daß er die Kreisschule in einer Provinzialstadt besuchen konnte, so verschlossen sich dem Leibeigenen doch die Pforten des Gymnasiums, er mußte in die Heimat zurück und begann nun als Lehrmeister einen erst dürftigen, bald aber steigenden Beitrag zum Unterhalt des bescheidenen elterlichen Hauswesens zu liefern. Schließlich nahm ihn ein General zu sich als Erzieher seiner Tochter und seiner Nichte, bald in der Stellung eines Privatsekretärs; er lernte das Treiben der höheren Stände, das Behagen eines reichen Hauses kennen und fand Gelegenheit, in der Bibliothek seines Gönners sich eine Fülle, wenngleich völlig ungeordneter Kenntnisse anzueignen. Dann stirbt der Vater. Der Sohn widmet ihm einen kurzen Nachruf: „Armer, armer Vater! Was hatte er nun von seinen Fähigkeiten, von dem Adel seiner Gesinnung, der Redlichkeit seines Handelns? Umgebung und Verhältnisse hatten das alles in ihm verkümmern lassen und darniedergehalten. Kann man es ihm wohl als Schuld anrechnen, daß er seines Geschickes nicht Herr wurde, seinen Leidenschaften nicht immer zu widerstehen wußte? Nein — überall mag man solches Heldentum suchen, nur nicht bei einem russischen leib-

eigenen Manne, für den jeder Vorzug seiner Anlage ein neuer Antrieb und Beweggrund zum Falle wurde. Und mein Vater dachte bis zum letzten Atemzuge so hoch von seiner in den Staub getretenen Menschenwürde, daß er, selbst in seiner schmachvollen Lage, sich niemals zu einer gemeinen That, einem ehrlosen Gedanken erniedrigt hat." Den Grundgedanken dieser Betrachtung könnte man füglich als Motto über den Lebensgang des Sohnes setzen. Auch er ist im Grunde trotz seiner endlichen Freilassung im Oktober 1824, nie die Spuren der Ketten losgeworden, die so lange seinen Geist an die Scholle fesselten, der er zu eigen gehörte, und praktisches Heldentum wird man auch in seinem späteren Lebenslauf nicht finden. Aber es muß in diesen Erinnerungen doch gelesen werden, wie der Mann gerungen hat nach der Freiheit, und wie er sie schließlich gewann. Auf Grund eines Tagebuches, das er seit seinem vierzehnten Jahre bis zu seinem 1877 erfolgten Tode geführt hat, erzählt er uns in ebenso schlichter wie ergreifender Darstellung, was er bis zu dem Tage, da er ein freier Mann wurde, erlebt und geduldet, gehofft und gezweifelt hat. Es ist ein Stück russischer Sittengeschichte aus der Zeit Alexanders I., wie wir es sonst nicht besitzen, und die innere Wahrhaftigkeit der Erzählung spricht für sich. Wo Nikitenko beschönigt, stehen sein Urteil und die von ihm selbst erzählten Thatsachen als Korrektiv einander gegenüber, so daß unser Urteil dadurch nicht gefangen wird. Köstlich aber sind seine Schilderungen des kleinrussischen Lebens, die Landschaftsbilder, die er entwirft, und höchst charakteristisch der überall hervortretende Gegensatz zwischen kleinrussischem und großrussischem Wesen. Es ist vielfach, als ob man Gogol oder Schewtschenko reden hörte.

Leider bricht die Erzählung mit dem Jahre 1825 ab. Aus den in langer Reihe veröffentlichten Tagebüchern aber läßt sich das Bild des Mannes vervollständigen, und wenigstens die Hauptdaten seines Lebens sollen hergesetzt werden.

Nikitenko hatte durch eine Rede, die er als Sekretär der Bibelgesellschaft hielt, die Aufmerksamkeit des Fürsten Golizyn erregt. Dieser beschied ihn nach Petersburg, wo der junge Leibeigene lebhaftes Mitgefühl in den Kreisen der liberalen Gardeoffiziere erregte, und ihnen wie dem Fürsten hatte er es schließlich zu danken, daß, sehr widerwillig, sein Herr, der junge Graf Scherematjew, sich entschloß, ihn freizugeben. So wurde Nikitenko sein eigener Herr und zugleich ward ihm die Möglichkeit geboten, als Student in die Universität Petersburg einzutreten. 1827 beendigte er seine Studien und von da ab begann er, teils in der Kanzlei des Kurators der

Universität, teils als Lehrer der Litteratur an verschiedenen Staatsanstalten, zu fungieren. 1833 machte man ihn zum Zensor, das Jahr darauf zum außerordentlichen und 1850 zum ordentlichen Professor der russischen Sprache und Litteratur. Die Stellung als Zensor, die er innerlich verwünschte, hat er dabei behauptet, er fand den Mut nicht, die Fesseln abzustreifen, und trug sie gegen seine bessere Ueberzeugung, ganz wie er unter den verschiedenen Kuratoren seine Stellung an der kuratorischen Kanzlei behauptete. Es war eine Beamtenkarriere wie andre auch, und wie die übrigen ist auch er, als seine Stunde gekommen war, Excellenz geworden.

Das große Ereignis, das aus dem ehemaligen Leibeigenen einen „General", wie man in Rußland sagt, machte, fällt in das Jahr 1854. Er ist dann bis an sein Lebensende als Universitätslehrer thätig gewesen, auch als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden, immer im Mittelpunkte der litterarischen Interessen der Zeit stehend. Eine führende Rolle hat er nie gespielt, dazu war seine Natur zu ängstlich und sein Geist zu rezeptiv angelegt. Sein Talent ist ein formelles, seine Thätigkeit mehr reproduktiv als schöpferisch. So verdienen seine zahlreichen kleineren und größeren Schriften, Festreden und dergleichen nicht an dieser Stelle aufgezählt zu werden. Was ihm eine bleibende Bedeutung sichert, ist die Selbstbiographie und jenes Tagebuch, das in den Bänden der Russkaja Starina gedruckt vorliegt. Nikitenko hat seine Aufzeichnungen mit großer Regelmäßigkeit geführt, und offenbar nie an eine Veröffentlichung gedacht, dagegen mochte ihm der Gedanke einer Bearbeitung des Stoffes wohl vorgeschwebt haben. Man wird es kaum bedauern, daß er den Plan nicht ausführte, da, wie wir gesehen haben, der thatsächliche Inhalt der dreiundfünfzig Jahre, die er als freier Mann gelebt hat, von geringem Interesse ist, die Eintragungen, so wie sie uns vorliegen, aber den Charakter großer Unmittelbarkeit tragen. Für die Geschichte des litterarischen Lebens unter Nikolai und Alexander II., sowie namentlich für die Geschichte der Zensur und des Unterrichtswesens sind sie eine Quelle ersten Ranges. Ebenso können sie als ein Barometer der Stimmungen gelten, welche in dem besseren Teil der russischen Gesellschaft herrschten.

Nikitenko war, wenn wir die Summe ziehen, ein außergewöhnlich begabter, gutherziger und wohlwollender Mann. Bewußt unrecht zu thun war er ganz unfähig, und auch sein sittliches Urteil trifft meist das Richtige. Aber er war zu schwach, um mehr zu sein als ein nützliches Werkzeug seiner Vorgesetzten, und schließlich hat er seinen Willen stets dem ihrigen gebeugt. Bis zuletzt fühlte er sich

als Kleinrusse im Gegensatz zu seiner großrussischen Umgebung, aber den Strömungen, welche durch die russische Gesellschaft gingen, hat er sich auf die Dauer nie zu entziehen vermocht. Dafür ist jedes Wort, jede Empfindung, die er zum Ausdruck bringt, echt russisch. Wir werden in die russische Wirklichkeit der Tage Alexander I. durch diese Selbstbiographie eingeführt, wie durch wenig litterarische Denkmäler verwandten Charakters, und wenn die Feder des Greises, der die Erzählung entflossen ist, hie und da die Töne abgeblaßt haben sollte, das Gesamtbild ist ohne allen Zweifel getreu.

Theodor Schiemann.

Inhalt.

1.

Geburtsort und Abstammung.

Im Gouvernement Woronesh, früher Slobodo-Ukrainsk, liegt am Flusse Tichaja Ssossna zwischen den unbedeutenden Bezirksstädten Ostrogoshsk und Birjutsch ein großes Dorf oder eine Slobode, Alexejewka, von Kleinrussen bewohnt, welche die russische Politik zu Leibeigenen gemacht hat. Das hatten sie durchaus nicht erwartet, als sie infolge eines Aufrufes der Regierung zu Tausenden aus der Ukraine über den Don zogen und sich zur Sicherung der Grenzen gegen die Einbrüche der krimschen Tataren an der Ssossna, Kalitwa und andern Flüssen niederließen.

Zu eigen verliehen wurde die Slobode Alexejewka anfangs, wie es scheint, den Fürsten Tscherkassky; von diesen kam sie durch Ehevertrag an das Geschlecht der Grafen Scheremetjew, die über eine ungeheure Anzahl von Menschen, nahezu in allen Gouvernements Rußlands, geboten. An 150000 Seelen, heißt es, habe man zuletzt in ihrem Besitz gezählt.

In der Slobode Alexejewka lebte der Schuster Michailo Danilowitsch, mit den drei Zunamen: Nikitenko, Tscherewik und Medjanik. Das war mein Großvater väterlicherseits. Ich erinnere mich noch des gutmütigen, von starkem, ergrautem Barte eingefaßten Gesichtes dieses Alten, der großen, mit einer ungeschickten Brille beschwerten Nase, des Ausdruckes von Güte und Nachdenklichkeit in den greisen Augen. Glänzende Striemen vom Pechdraht bedeckten die Hände. Nicht gerade mit Geschmack, doch nach bestem Wissen schnitzte er den Bauern ihre Schuhe und Stiefel, war überaus zärtlich gegen mich, freundlich und gut zu jedermann, — aber er sprach gern in der Kneipe vor, wo er dann oft nicht bloß den größten Teil dessen, was er sich durch tagelange schwere Arbeit erworben, sondern auch

Gürtel, Mütze oder gar den Pelz los wurde. In nüchternem Zustande schweigsam, bescheiden und verständig, pflegte er sich, wenn er einen Rausch hatte, in Gespräche über öffentliche Angelegenheiten einzulassen, der Kosaken- und Hetmanszeit zu gedenken und strenge Urteile über die Unordnungen innerhalb der ländlichen Verwaltung zu fällen; er brachte dann Schrecken über seine Hausgenossen und überschüttete sie mit Vorwürfen und Ermahnungen, denen er nicht selten mit den Waffen seines Handwerks, der Klessitschka (Glättstock) und dem Potjäg (Knieriemen) besonderen Nachdruck gab. Nicht leiden konnte er es, daß man ihn vom Branntweinglase abrief und unter irgend einem Vorwande nach Hause zu locken suchte, wozu man doch nicht selten seine Zuflucht nehmen mußte, wenn er sich offenbar geneigt zeigte, allzu sehr ins Bummeln zu geraten. Er wagte dann nicht, sich zu widersetzen, und kehrte zurück, doch nicht ohne zu protestieren. — „Sieh, wie schlecht und fühllos du bist," pflegte er dann die Großmutter zu schelten, „gerade hatte ich angefangen, mit dem Sjäbr (Nachbar) über eine wichtige Angelegenheit zu reden, da heißt es plötzlich: Auf, nach Hause! Jetzt mag der Teufel wissen, wann man seine Gedanken wieder sammelt!"

Die Großmutter war eine merkwürdige Frau. Als Tochter des Geistlichen rechnete sie sich zu der Aristokratie des Dorfes und fühlte sich in ihrer Würde. Ihre Beziehungen und Bekanntschaften beschränkten sich auf einen Kreis Auserwählter, die sogenannten Mjeschtschane, die als höchster Stand der Slobode eine Kaste innerhalb derselben bildeten. Unerhört war es, daß sie andern aus dem silbernen Becher zugetrunken hätte als den Damen, die an Feiertagen modische Hütchen anstatt des üblichen Kopfputzes, Kleider aus feinem Tuch mit Posamentverzierungen an der Taille und Schuhe mit hohen Absätzen trugen. An dem geheiligten Brauche kleinrussischer Gastfreundschaft hielt sie bei aller Armut unwandelbar fest und zeichnete sich durch eine seltene Wohlthätigkeit aus, die den letzten Bissen mit dem Darbenden teilte. Sie besaß einen angeborenen Adel, der ihr die Bildung ersetzte und ihrem Auftreten und Benehmen einen eigenartigen Anstand verlieh. Ich weiß noch, wie gewandt sie ein Gespräch mit Stadtbürgern, Gutsbesitzern und Beamten zu führen und in Fluß zu erhalten wußte, mit wie feinen und klugen Bemerkungen sie eigene und fremde Erzählungen würzte, wie lebhaft und anschaulich sie volkstümliche Sagen und Ueberlieferungen aus der Zeit Katharinas II. vortrug, die sie immer voll Verehrung das Zarinmütterchen nannte, — wie schlagfertig sie zu streiten und zu bestreiten verstand, stets darauf bedacht, ihren

Willen durchzusetzen. Sie erfreute sich einer ausgezeichneten Reputation. Man nannte sie nicht anders als die kluge Stjepanowna oder die weise Paraska.

Mein Großvater erreichte kein hohes Alter: noch nicht 60 Jahre alt, ertrank er beim Baden im Flusse. Er hinterließ der Großmutter vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne. Von den Töchtern war die jüngere, Elisabeth, ein gutes, liebliches Geschöpf, mir in heißer Liebe zugethan und mein erster Gespiele, obgleich sie mir an Jahren erheblich voran war. Die ältere, Irene, verursachte ihrer Mutter durch schlechte Führung manch tiefen Kummer, aber diese hatte sie dessen ungeachtet fast noch lieber als alle übrigen Kinder. Von den beiden Söhnen war der ältere, Wassili, mein Vater.

Die Großmutter Stjepanowna war durch kräftigen Körperbau ausgezeichnet. Sie starb, 100 Jahre alt, im Vollbesitz ihrer Fähigkeiten. Nur in den fünf Jahren vor ihrem Tode etwa hatte die Sehkraft ein wenig abgenommen.

2.

Mein Vater und meine Mutter.

Ueber die ersten Kindheitsjahre meines Vaters sind nicht viele Nachrichten auf mich gekommen. Als er sein elftes oder zwölftes Jahr vollendet hatte, erschien ein Bevollmächtigter des Grafen Scheremetjew in Alexejewka, um Knaben für den Sängerchor auszuwählen. Es erwies sich, daß der Vater eine vorzügliche Sopranstimme hatte, und man sandte ihn nach Moskau, wo er in die gräfliche Sängerkapelle eintreten sollte, die auch zu der Zeit schon durch ihre künstlerischen Leistungen berühmt war.

Der damalige Graf Scheremetjew, Nikolai Petrowitsch, führte als ein rechter Edelmann der Zeiten Katharinas II. ein glänzendes, üppiges Leben. Auch war er zu nichts anderm befähigt. Bei keinem einzigen bedeutenden Ereignisse dieser denkwürdigen Epoche hören wir seinen Namen. Nur ein großartiges Fest ist den Zeitgenossen im Gedächtnis geblieben, das er auf einer seiner Besitzungen bei Moskau dem Hofe gab, als dieser die Stadt besuchte. Er war Oberkammerherr, wodurch er übrigens weder sittlich noch geistig an Bedeutung gewann: er blieb immer nur der prunkvolle und nichtige

Höfling. Bei seinen zahlreichen Vasallen galt er für einen verwöhnten und launenhaften Despoten, nicht böse von Natur, aber grundverdorben vom Glück. Im Ueberfluß erstickend, kannte er kein andres Gesetz als seine Lust. Uebersättigung brachte ihn so weit, daß er sich selbst zum Ekel wurde und sein Dasein ihm selbst sowohl wie den andern eine Last war. In seinen ungeheuren Reichtümern gab es keinen Gegenstand mehr, der ihm Vergnügen verschafft hätte. Alles erregte ihm nur noch Widerwillen: auserlesene Leckerbissen und Getränke, Erzeugnisse der Kunst, die Dienstbeflissenheit zahlloser Leibeigenen, die seinen Wünschen, falls er überhaupt noch dergleichen bezeigte, zuvorzukommen eilten. Schließlich versagte die Natur ihm das letzte Gut, für welches er, wie er selbst sagte, gern Millionen, ja die Hälfte seines Vermögens dahingegeben hätte: sie beraubte ihn des Schlafes.

Fünf oder sechs Jahre vor seinem Tode ergriff ihn die Leidenschaft für ein Mädchen, eine Schauspielerin seines eigenen Haustheaters, die zwar nicht durch besondere Schönheit ausgezeichnet, indessen so klug war, daß es ihr gelang, ihn zur Heirat zu nötigen. Man sagt, sie sei auch sehr gut gewesen und sie allein habe den kläglichen Narren zu besänftigen und zu zügeln vermocht, der als Gebieter über Tausende von Seelen angesehen wurde und mit sich selbst nicht zurechtzukommen wußte. Nach dem Tode dieser Frau verlor er, wie es scheint, vollends den Verstand, machte keinerlei Ausfahrten mehr und brach allen Verkehr mit Bekannten ab. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, den Grafen Dimitri. An der Erziehung desselben nahm die Kaiserin Marja Feodorowna regen Anteil. Aber die Natur, in andern Beziehungen so freigebig gegen ihn, hatte ihm eigene Fähigkeiten versagt, und so brachte er es nicht weit, weder in den Wissenschaften noch in der Entwickelung, ungeachtet aller Fürsorge, die man ihm widmete.

Mein Vater also trat in die Sängerkapelle ein. In Verbindung mit derselben bestand eine Schule, in welcher minderjährige Sänger, abgesehen von der Musik, auch im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden. Mein Vater zeigte eine seltene Begabung für alles, was man ihn lehrte. In der freien Zeit, welche Schul- und Gesangunterricht gewährten, las er viel und erwarb mannigfaltige Kenntnisse, die weit über seinen Stand hinausreichten. Unter anderm erlernte er das Französische. Jedermann hatte ihn gern, nicht nur seines Verstandes und seiner Talente wegen, sondern auch weil er herzensgut, dabei lebhaft und angenehm im Umgang war. Unter seinen Kameraden stand er bald obenan, und sein Ruf drang sogar bis zum Grafen Scheremetjew.

Mit Wehmut und Dank gedachte er in der Folge noch der zärtlichen Aufmerksamkeit, die ihm der berühmte und unglückliche Degtjärewski widmete, der bald darauf in unergründlichen Leiden, für welche niemand Verständnis und Anteil hatte, dahinstarb. Er gehörte zu den Opfern jener furchtbaren Lage der Dinge auf Erden, die hohe Gaben und Vorzüge des Geistes manchem Menschen nur zu Schmach und Schande gereichen läßt. Talent und Knechtschaft richteten Degtjärewski zu Grunde. Ein entschiedener Beruf für die Kunst war ihm angeboren: er war Musiker von Natur. Früh schon lenkte sein ungewöhnliches Talent die Aufmerksamkeit von Kennern auf ihn, und sein Gebieter, Graf Scheremetjew, gab ihm die Mittel zur Ausbildung. Die tüchtigsten Lehrer unterrichteten Degtjärewski in der Musik. Zur Vervollkommnung sandte man ihn nach Italien. Dort gewann er durch seine Kompositionen einen geachteten Namen. In die Heimat zurückgekehrt, sah er sich dagegen in der Gewalt eines rauhen Despoten, der auf Grund des Revisionsrechtes nicht bloß die Seele des genialen Menschen, sondern auch ihre Eingebungen bedingungslos sein eigen nennen wollte: mit eisernem Griff hielt er ihn fest.

Degtjärewski schrieb eine Menge wundervoller Sachen, vornehmlich für geistlichen Gesang. Er meinte, daß sie ihm die Freiheit erwirken würden. Freiheit allein war es, wonach ihn dürstete, worum er bat. Als er sie aber nicht erhielt, ergab er sich dem Weine, um seine Qualen im Rausche zu vergessen. Er trank viel und oft, verfiel in schimpfliche Strafen, trank von neuem und starb endlich, noch im Tode mit der Komposition ergreifender Gebete für Chorgesang beschäftigt. Liebhabern geistlicher Musik sind einzelne von seinen Stücken auch heute noch bekannt.

Mein Vater hatte inzwischen die Stimme gewechselt. Er war schon 17 Jahre alt, als man beschloß, ihn, wie es in der gräflichen Verwaltung Brauch war, für den Kanzleidienst auf eines der Güter zu schicken. Die Wahl fiel auf seine Heimat, und da er zu denen gehörte, die sich durch Begabung und Führung ausgezeichnet hatten, so gab man ihm, seiner Jugend ungeachtet, die wichtige Stelle eines ersten Schreibers in Alexejewka.

Alexejewka war eine weitläufige und volkreiche Slobode. Man zählte an die 7000 Seelen darin. Ueberdies wurden wohl 90 verschiedene kleine und große Landgüter dazu gerechnet, so daß die Gesamtbevölkerung reichlich 20000 Seelen betrug. Zweierlei Obrigkeit verwaltete die Slobode: den Verwalter, den ersten Schreiber und einen Vertrauensmann ernannte der Graf, die andern wurden

von der Gemeinde gewählt und hießen Ataman. Sie alle zusammen bildeten die sogenannte Erbgutsverwaltung, in welcher dem ersten Schreiber oder Semski die Geschäftsführung oblag. Endlich gab es noch eine Obrigkeit: die Gemeindeversammlung, Mir, Wjetsche oder — kleinrussisch — die Gromada. Sie hatte die Entscheidung in Fragen, die die Wohlfahrt und Ordnung des ganzen Erbgutes betrafen, Finanzen, Rekrutierungspflicht u. s. w.

So stand es in den Verordnungen, anders in Wirklichkeit. Die ganze Regierungsgewalt war in Händen des gräflichen Bevollmächtigten oder Verwalters vereinigt, die treibenden Kräfte der Gemeinde hingegen und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten beherrschten die reichen Bürger, die sogenannten Mjeschtschane. Diese Mjeschtschane befaßten sich vorzugsweise mit Handel, und viele von ihnen verfügten über bedeutende Kapitalien, 200000 Rubel und mehr. Gegenstände ihres Handels bildeten Getreide, Talg und Häute. Durch gute Sitten zeichneten sie sich nicht aus. Es waren aus der Art geschlagene Kleinrussen, „Bekehrte“, wie man sie spottweise wohl nannte, die sich von den „Moskalen“*) bloß die Fehler anzueignen gewußt hatten. Aufgeblasen durch ihren Reichtum, verachteten sie tiefer Stehende, d. h. Aermere, als sie selbst es waren, und verdankten ihren Wohlstand betrügerischen Kniffen. Sie lebten mit Aufwand und waren bestrebt, es den Städtern gleichzuthun; sie kleideten sich in elegante Ueberröcke, die im Schnitt ein Mittelding zwischen russisch und kleinrussisch waren, gaben häufige Gelage und schmückten ihre Häuser reich, aber geschmacklos aus. Frauen und Töchter paradierten mit Oberkleidern aus feinem Tuch, golddurchwirkten Hauben und Schürzen, besonders aber mit einem Halsschmuck, Schnüren, an denen teure, große Korallen mit goldenen und silbernen Kreuzen und Dukaten abwechselten.

Der echte kleinrussische Typus in Gesichtern, Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise erhielt sich fast ausschließlich auf den Landgütern. Da konnte man eine wahrhaft homerische Einfachheit der Sitten finden: Gutherzigkeit, Redlichkeit und jene uneigennützige Gastfreiheit, deren sich die Kleinrussen mit Recht allzeit gerühmt haben. Diebstahl, Betrug, Dreistigkeit und Durchtriebenheit der Moskalen waren bei ihnen unerhörte Dinge. Das Wort „Moskal“, das nach ihrer Anschauung alles dies in sich vereinigte, galt als Schimpfwort.

*) Moskal, etwa Moskowiter, die nicht ohne Feindseligkeit bei Polen und Kleinrussen gebräuchliche Bezeichnung für die Großrussen. Schiemann.

Diese guten Landleute, die in ihrer patriarchalischen Einfalt die Laster der Zivilisation nicht kannten, hätten bei ihren mäßigen Ansprüchen, im Besitz des schönsten Landes der Welt, für welches sie dem Gutsherrn nur einen geringen Pachtzins zahlten, ein vollkommen glückliches Leben führen können, wenn sie nicht von den reichen Mjeschtschanen bedrängt worden wären. Unglücklicherweise war der Reichtum auch hier, wie so oft, die Macht, die den einen zur Unterdrückung der andern diente. Die Mjeschtschane schädigten die Gutsleute auf mancherlei Weise: bald suchten sie dieselben ihrer Gewalt zu unterwerfen, bald entrissen sie ihnen ein wohlgelegenes Stück Feld oder Wald, bald bürdeten sie ihnen das Gewicht der öffentlichen Lasten auf, die sie selbst nicht tragen wollten. Das alles geschah ungestraft; die Vertreter der gräflichen Gewalt waren auch nur darauf bedacht, sich selbst zu bereichern, und die Erwählten des Volkes in der Gromada waren eben jene Mjeschtschane. Sie beherrschten die Wahlen sowohl wie die Abstimmungen in der Gromada.

Eine gesonderte und zahlreiche Klasse der Einwohner bildeten in der Slobode noch die Handwerker: die Schneider, Schuster, Böttcher, Schmiede u. s. w. Diese betrieben keinen Ackerbau mehr, sondern führten ihre Erzeugnisse auf die Jahrmärkte der Städte und Dörfer ringsumher. Da sie auf ihren gewerbsmäßigen Reisen mit Moskalen in Berührung kamen, so wurden sie von dem durchtriebenen Wesen derselben angesteckt und waren ihrer Mehrzahl nach Erzspitzbuben.

Das war die Gesellschaft, in deren Mitte mein Vater für den Anfang zu leben und zu handeln berufen war. Im Jahre 1800 oder 1801, wenn mir recht ist, kam er nach Alexejewka. Er war damals eben erst 18 Jahre alt geworden. Die Mjeschtschane kamen ihm übelwollend entgegen. Sie verachteten ihn seiner Jugend wegen und hielten ihn für unwert, an der Leitung ihrer Gemeinde Anteil zu nehmen. Doch trösteten sie sich bald in der Voraussetzung, daß sie wenigstens ein gefügiges Werkzeug an ihm haben würden. Der Vater aber hatte andres im Sinn. Abgesehen von seinen Fähigkeiten hatte die Natur ihm auch ein feuriges, edles und unternehmendes Herz verliehen. Es war eine von den Persönlichkeiten, denen es beschieden ist, sich ihr ganzes Leben hindurch mit den Mißverhältnissen ihrer Umgebung herumzuschlagen und ihnen am Ende selbst zum Opfer zu fallen. Er hatte, wie ich schon sagte, eine bedeutende Bildung erworben und sich, zu seinem Unglück, geistig und sittlich ganz von den Menschen getrennt, mit denen er zusammen-

leben mußte und von denen er abhing. Seine Bildung war eine zufällige, ohne jeden Zusammenhang und seiner Zukunft nicht im geringsten angepaßt. Des praktischen Gehaltes entbehrend, hatte sie ihm nur die Einbildungskraft entflammt, den Kopf mit Ideen erfüllt, welche mit der Wirklichkeit, die ihn umgab, nicht übereinstimmten. Ihm war es bestimmt, zwischen Abgründen und durch tiefen Schmutz hindurchzuschreiten, und da konnte ihm diese Art der Bildung nicht als Richtschnur dienen. Sie war eine glänzende und unvermutete, doch auch gefährliche Mitgabe für sein Geschick.

Mein Vater hatte gar kein Verständnis für seine Lage. Sogar das Beispiel Degtjärewskis vermochte ihn nicht zu belehren. Nur mit den Helden der Geschichte und der Romane war er vertraut, nicht aber mit dem Leben und den wirkenden Personen seiner Welt. Da er nur das schätzte, was ihm die Wirklichkeit in ihren höchsten Sphären oder eigene und fremde Phantasieen als Ergänzung dazu boten, so warf er sich mit dem ersten Schritt ins Leben in ein Haschen nach eingebildeten Verdiensten, wie sie auf den gräflichen Besitzungen, aber auch an andern, weit achtungswerteren Stellen des russischen Landes nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Indem er an die Erfüllung seiner Amtspflichten herantrat, wurde er bald inne, daß rohe Gewalt und Geld, nicht Menschlichkeit und Gerechtigkeit die Angelegenheiten und Geschicke der Sterblichen bestimmen. Da wähnte er dann, er sei von der Vorsehung dazu auserwählt, die heimatlichen Zustände umzugestalten, das Gleichgewicht zwischen den Privilegierten und den Armen herzustellen und eine Ordnung der Dinge zu begründen, bei welcher die letzteren immer Schutz fänden gegen die Gewaltsamkeiten und die Willkür der ersteren, ein Unternehmen also, das noch niemand in aller Welt gelungen ist. Der Gedanke gewann aber solche Herrschaft über ihn, daß er darüber alle Vorsicht und die Unzulänglichkeit der Mittel vergaß, die ihm für den Kampf gegen das Böse zur Verfügung standen.

Die reichen Mjeschtschane gerieten anfangs in Bestürzung, da sie in ihm einen geheimen Agenten des Grafen argwöhnten; aber sie beruhigten sich bald, als sie gewahr wurden, daß sie es schlechterdings nur mit einem hitzigen, unerfahrenen Jüngling zu thun hatten, mit dem sie unschwer würden fertig werden können. Es galt nur, ihm Spielraum zur Entfaltung seines heftigen Wesens zu gewähren und den geeigneten Augenblick geduldig abzuwarten.

Zunächst übrigens hofften die Aristokraten des Ortes, den unbequemen Reformator durch ein andres, friedliches Mittel zu zügeln;

sie gedachten ihn mit jemandem von ihrer Sippe zu verheiraten, ihn in verwandtschaftliche und Familienbeziehungen zu verwickeln und dadurch nachgiebiger zu machen. Doch auch hierin handelte der Vater allen zum Trotz. Er eilte in der That, sich zu vermählen, aber nach seinem eigenen, nicht nach fremdem Belieben.

Das trug sich so zu. Eines Abends ging er über die Brücke des Flusses Ssossna. Die Herden der Kühe und Schafe kehrten von der Weide in ihre Nachtlager zurück. Aus dem Dorfe strömte ihnen, wie gewöhnlich, eine Menge von Frauen entgegen, und unter ihnen ein junges Mädchen, dessen anziehende Erscheinung und bescheidene Haltung die Aufmerksamkeit des Vaters fesselten. Er erkundigte sich bei befreundeten Frauen nach ihrem Namen und erfuhr, daß sie die Tochter eines wenig bemittelten Schneiders mit Namen Jagnjuka sei, der Schafpelze nähte. Das Geschick des Vaters war entschieden; die bestrickende Erscheinung des Mädchens hatte ihn völlig gefangen genommen.

Etwa drei Tage darauf erklärte er seinen Eltern, daß er zu heiraten gedenke. Meine Großmutter geriet in Entsetzen, als sie erfuhr, daß die Erwählte ihres Sohnes nicht die Tochter eines wohlhabenden Mjeschtschanen, sondern eines armen, unbedeutenden Schneiders sei. Die wichtige Stellung meines Vaters als des Ersten in der Slobode nach dem Verwalter derselben, seine Fähigkeiten, seine moskauische Bildung machten ihn zu einem rechten Herrenkinde. In alledem fand seine Mutter genügenden Anlaß, eine weit vorteilhaftere Heirat für ihn in Aussicht zu nehmen. Die Tochter irgend eines von den ersten und reichsten Besitzern der Slobode hoffte sie als Schwiegertochter zu begrüßen. Alle erdenklichen Gründe, Bitten, Ermahnungen nahm man zu Hilfe, um den jungen Mann von der ungleichen Heirat abzubringen. Alles umsonst. Die romantische Begegnung, die Schönheit des Mädchens, ihre Armut gerade bestimmten den Vater, unerschütterlich bei seinem Entschluß zu beharren.

Aber auch in der Ausführung desselben verfuhr er nicht nach dem Herkommen. Statt Freiwerber an die Eltern des Mädchens zu senden, erschien er selbst bei ihnen. Es waren Kleinrussen vom alten Schlage, in denen die Gesinnung der ehemaligen Ukrainer noch nicht erloschen war, redliche und gutherzige Leute, die mit der verdorbenen Schicht des Mjeschtschanen- und Handwerkerstandes nichts gemein hatten. Ihre hauptsächliche Beschäftigung bildete der Ackerbau; doch hatte mein Großvater in seiner Jugend Pelze zu nähen gelernt und erarbeitete sich in seiner Eigenschaft als Schneider

jetzt noch etwas. So litt denn seine Familie nicht gerade besonderen Mangel.

Sie lebten am Ufer der Ssossna in einer kleinen, strohgedeckten, aber fleckenlos weißen Hütte, hinter welcher sich ein Gemüsegarten mit Beeten von Kohl, Erbsen, Rüben, Mais und mancherlei Blumen bis hart an den Fluß hinabzog. Da prangten üppige Nelken und mächtige Sonnenblumen, es schimmerte bunt vielfarbiger Mohn, Frauenmünze duftete, und teppichgleich breiteten sich Butter- und Glockenblumen, Malven und — der Schmuck der Gräber — Kreuzblumen. Diesem Gemüsegarten war es in Zukunft beschieden, gewaltige Verheerungen durch meine Einbrüche zu erleiden, besonders in dem Teile, wo süße Erbsen sich um biegsame dünne Stangen wanden. Jenseits des Flusses, dem Gemüsegarten gerade gegenüber, dehnte sich ein Kirschgarten — das Paradies meiner Großmutter in ihren Mädchenjahren, dann dasjenige ihrer Töchter, endlich auch das meine. Doch davon später.

Die alten Leute waren ganz verdutzt, als sie den Grund erfuhren, der einen so hohen Gast, wie den ältesten Schreiber, meinen künftigen Vater, zu ihnen führte. — „Wie soll denn das zugehen," meinte die greise Mutter, „daß unser Käthchen (‚Katrjä') deine Frau werde? Paßt sie denn auch wirklich für dich? Wir sind dürftige, schlichte Leute, du aber bist ein schriftkundiger Junker, ein Herrensohn, und noch dazu ein so schmucker. Käthchen besitzt, Gott weiß es, nichts weiter als ein paar Röcke, Hemden und etwas Wäsche."

Mein Vater erging sich darauf in einer Art feurigen Dithyrambus, von dem die Alte natürlich nichts verstand. Doch beschloß man endlich, Käthchen zu rufen und sie zu fragen, ob sie geneigt sei, dem ersten Schreiber, Wassili Michailowitsch, ihre Hand zu reichen. Zitternd und errötend antwortete das verschüchterte Mädchen, daß sie thun wolle, was die Eltern ihr gebieten würden.

Etwa drei Wochen später wurde Hochzeit gefeiert zum geheimen Unmut der Mutter des Bräutigams und zum Erstaunen der Aristokraten in Alexejewka, die nun vollends von Haß gegen den Abtrünnigen erfüllt und in der Absicht, ihn zu verderben, bestärkt wurden.

Ich stehe vor der schwierigen Aufgabe, ein Bild von meiner Mutter zu entwerfen und die Züge aus ihren Jugendjahren, die durch Ueberlieferung auf mich gekommen sind, mit denen ihres reiferen Alters zu vereinigen, die sich mir selbst im Gedächtnis erhalten haben. Sie war eine in ihrer Art bemerkenswerte Erscheinung.

Das Leben hat ihr nichts als Leiden zu teil werden lassen, sie aber ist ihren kummervollen Weg mit seltener Würde gegangen und mit der Aureole der Märtyrerin ins Grab gesunken.

In ihrer Jugend galt sie als eine Schönheit, ja auch in meiner Erinnerung lebt sie noch als solche. Ihre feinen, regelmäßigen Züge zeugten von unendlicher Sanftmut, während sie in Haltung und Umgang mit den Jahren eine ganz eigenartige Anmut und Hoheit gewann. Sie war von mehr als mittlerem Wuchs und ebenmäßig gebaut. In weichen Flechten wanden sich die schwarzen Haare um die hohe Stirn. Aber das beste vom Ganzen waren ihre braunen Augen: soviel Zärtlichkeit und Güte leuchtete aus ihnen. Wer sie sah, der empfand unbedingt Neigung und Achtung für sie. Aller Bildung entbehrend, verfügte sie doch über die glücklichen Fähigkeiten, mit Hilfe deren eine Frau sich leicht in Brauch, Sitte und Anschauungen eines feiner gearteten Kreises hineinfindet. Mein Vater stand in der Entwicklung höher als sie. Das erkannte sie an und beugte sich ihm ehrerbietig, ging immer willig auf seine Anschauungen ein und nahm, wenn nicht an den romantischen Aufwallungen und dem Spiel seiner Phantasie, so doch an den edlen Bestrebungen Anteil, die seinem Charakter zu Grunde lagen. Sie selbst besaß sehr viel angeborenen Verstand, der sich im Laufe der Zeit entwickelte und kräftigte. Es war ein erstaunlich sicherer und gesunder Verstand, frei von allem Dünkel und scharf, ohne spitzfindig zu sein. Hier fand sie jederzeit einen zuverlässigen Stützpunkt, während der kühnere, aber weniger geschmeidige Verstand ihres Mannes leicht den Boden unter den Füßen verlor.

Gleich wirklichen Wellen warfen die Ereignisse, die das Leben meines Vaters erfüllen, seinen lecken Kahn immerfort aus einem Aeußersten ins andre. Er war das Spielzeug eines höchst sonderbaren, aus Widersprüchen und bitteren Enttäuschungen bestehenden Geschickes. Einerseits genoß er gewissermaßen die Vorteile und Vorzüge einer unabhängigen, ja geachteten Stellung, andrerseits konnte er wohl zertreten werden wie ein Wurm. Ein Held an Kühnheit des Geistes, an Begabung und an Stolz, wenn es seine Menschenwürde galt, blieb er doch sein Leben lang zu einer jämmerlichen Rolle verurteilt. Auch seine Beziehungen zu den Menschen waren reich an Widersprüchen. Der Zufall ließ ihn immer wieder auf solche stoßen, die in Bezug auf systematische Bildung sowohl als gesellschaftliche Stellung weit höher standen als er. Und doch gingen sie nicht nur gern mit ihm um wie mit ihresgleichen, viele von ihnen waren ihm sogar in enger Freundschaft verbunden. Von

der Achtung und Teilnahme, die ihm diese Persönlichkeiten widmeten, zeugt noch ein Teil des Briefwechsels meines Vaters, der sich in meinem Besitz erhalten hat.

So war der Lebenskreis beschaffen, in welchen meine Mutter eintrat und in den sie nichts mitbrachte als ihr ausgezeichnetes Herz, ihren nicht gerade erleuchteten, aber gesunden Verstand und ihren weiblichen Instinkt. Sie wußte sich in der fremdartigen Umgebung zurechtzufinden und bei strenger Erfüllung der Pflichten ihres Geschlechtes und Berufes zugleich den Anforderungen einer verhältnismäßig hervorragenden Stellung zu genügen. In der Küche, am Spinnrad, mit der Nadel war sie eifrig bei der Arbeit, Köchin, Nähterin und Kinderwärterin in einer Person. Und im Gespräch mit namhaften Bürgern erschien auch sie dann ungezwungen, gerade als hätte sie von jeher in diesem Kreise gelebt, dabei sittsam und bescheiden, wie überhaupt alles, was sie that, in schlichter und passender Weise geschah. Ihre Art zu reden hatte nichts besonders Schlagfertiges, doch sprach sie fließend und unterhaltend, und dem, was sie sagte, fehlte nicht die Würze jenes eigentümlichen kleinrussischen Humors.

Worin aber hauptsächlich die Stärke meiner Mutter bestand, das war ihr Herz und ihr Charakter. Sie war die Güte und Selbstaufopferung in Person. Daß es ein Böses in der Welt gebe, wußte sie natürlich: hatte sie doch selbst viel darunter zu leiden; aber sie verstand durchaus nicht, wie man Böses, wie man überhaupt etwas andres als Gutes in der Welt thun könne. Unvergleichlich waren der Mut und die Geduld, mit denen sie die Schläge des Schicksals ertrug. Alles, was das Leben verbittern kann, hatte sie erfahren müssen, Herzenskummer, Mangel, alle möglichen Entbehrungen, Verfolgungen und Erschütterungen der heftigsten und unerwartetsten Art. Not und Elend schienen um die Wette bestrebt, die herrliche, edle Seele dieses Weibes zu überwältigen, dessen Schuld lediglich darin bestand, daß es lebte. Wer aber mochte sehen, wie tief und brennend ihre Kümmernisse waren? Niemand als Gott allein, vor dem sie ihr Herz in stillem, ergebungsvollem Gebet ausschüttete, ohne zu fragen, weshalb, kraft welcher Gesetze ihr ein so schweres Joch auferlegt sei.

Die widerwärtigen Verhältnisse brachten mit der Zeit gewisse Veränderungen in dem Charakter des Vaters hervor. Im Grunde blieb er derselbe, aber er wurde mißtrauischer gegen die Menschen. Skeptischer sah er das Leben, düsterer und unruhiger sein eigenes Schicksal an. Der Charakter seiner Lebensgefährtin hingegen ver-

vollkommnete sich mehr und mehr; unter dem Druck der Not wurde er sozusagen immer in sich geschlossener und abgerundeter. Bemerkenswert ist es, daß sie, die doch unter schlichten und ungebildeten Leuten aufgewachsen war, in ihren religiösen Ueberzeugungen von Aberglauben und Vorurteilen, die so oft für das Wesen der Religion genommen werden, frei war. Ihr gesunder Verstand unterschied die wahren Forderungen der Ehre und Vernunft scharf von allem Künstlichen und bloß Aeußerlichen. Nicht das bloße Herkommen, sondern gute Sitten achtete sie hoch, und auf letztere allein legte sie Gewicht.

Dem gegenüber hatten die religiösen Ueberzeugungen meines Vaters, wie alles in ihm, etwas Absonderliches und Widerspruchsvolles. So schätzte er z. B. Voltaire hoch und ereiferte sich nicht im geringsten über seine skeptischen Ansichten. Er selbst hingegen war fromm, sprach nicht anders als mit Ehrfurcht von den „göttlichen Dingen" und vernachlässigte die kirchlichen Gebräuche in keiner Weise. Bei jedem hervorragenden Ereignis im häuslichen Leben ließ er unbedingt den Priester zur Abhaltung eines Gebetes kommen, obgleich es ihm oft nicht leicht war, die Kosten dafür aufzubringen. Bei solchen Gebetsversammlungen betete er immer andächtig mit und lachte bald darauf wieder von Herzen über die antireligiösen Ausfälle Voltaires, besonders über dessen Spott an Priestern und Mönchen.

3.

Erste Versuche meines Vaters,

die Wahrheit dort einzubürgern, wo man sie nicht begehrt, und was dabei herauskam.

Mein Vater hatte die Absicht, nach der Vermählung seine Wohnung im Hause der Eltern beizubehalten, bald aber zeigte es sich, daß das unmöglich sei. Seine Mutter vermochte den Schlag, den ihre Eigenliebe erlitten hatte, schlechterdings nicht zu verwinden, und als energische Frau gab sie ihrem Unmut schneidenden Ausdruck. Natürlich hatte meine künftige Mutter alles zu entgelten. Sie war jung und schön, sie ordnete sich bedingungslos unter, aber

nichts von alledem vermochte die Großmutter Stjepanowna zu erweichen. Der Vater mußte entweder ein schweigender Zuschauer der unverdienten Kränkungen und Beleidigungen bleiben, die seiner jungen Gattin Tag für Tag zugefügt wurden, oder eine eigene Wohnung nehmen. Er wählte das letztere. Das Gehalt, das er bezog, war nicht groß, aber in Alexejewka war alles billig, und wessen seine Familie bedurfte, war leicht beschafft; es gelang ihm ohne sonderliche Anstrengung, sich ein kleines Hauswesen einzurichten. Seine Jugend, die verhältnismäßig auskömmliche Stellung, die Glut der Liebe am heimischen Herde, vor allem aber die Zufriedenheit, die sich mit wenigem begnügt, und sein Vertrauen in die Zukunft bewirkten, daß mein Vater sich eine Zeitlang glücklich fühlte. Eine goldene, idyllische Periode seines Daseins könnte dieser Lebensabschnitt genannt werden. Aber das Idyll war nicht von langer Dauer: gar bald ging es in ein Drama über, welches erst am Grabe seinen traurigen Ausgang fand.

Der Charakter der öffentlichen Wirksamkeit meines Vaters prägte sich alsbald aus. Gleich mit den ersten Schritten in seiner Eigenschaft als erster Schreiber trat er als Beschützer der Schwachen und Gegner der Starken auf. Es bot sich eine Reihe von Anlässen, bei denen seine dialektische Gewandtheit im Bestreiten unrechtmäßiger Ansprüche, seine Ausdauer bei der Verfolgung von Mißbräuchen in helles Licht trat. Das verstärkte die Wachsamkeit der Feinde und entzündete ihre Wut. Es entspann sich ein erbitterter Kampf. Unglücklicherweise stand mein Vater ganz allein. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, Bundesgenossen zu werben, für die Bildung einer Art Partei Sorge zu tragen. Von der praktischen Weisheit, welche Leidenschaften durch Leidenschaften überwindet und sich dienstbar macht, verstand er geradezu nichts; er meinte in seiner jugendlichen Unerfahrenheit, daß es genüge, die Stimme zu Gunsten der Wahrheit zu erheben — ihr Triumph sei dann gewiß. Die Erfahrung hat ihn auch in der Folge keines Besseren zu belehren vermocht.

Eine Aushebung von Rekruten war ausgeschrieben; das Erbgut hatte eine bestimmte Zahl zu stellen. Die Machthaber leiteten die Angelegenheit derart, daß Reiche, welche drei oder vier Söhne hatten, unter mancherlei Vorwänden von dieser öffentlichen Last befreit und somit ausschließlich die Armen davon betroffen wurden. Viele Familien verloren ihre letzte Stütze: sogar Verheirateten wurde das Stirnhaar geschoren. Eine solche Ungerechtigkeit brachte den Vater auf; er trat mit Wärme für eine Witwe

ein, der man den einzigen Sohn und Ernährer genommen hatte. Aber sein Protest blieb erfolglos. Da beschloß er, sich brieflich unmittelbar an den Grafen zu wenden und ihm alle Mißbräuche aufzudecken.

Es erhob sich ein furchtbarer Tumult. Von seiten des Grafen erschienen, wie üblich, bevollmächtigte Revisoren, um den Gründen der Unordnungen nachzuforschen und vorbeugende Maßnahmen für die Zukunft zu treffen. Diese ehrenwerten Wächter guter Sitten nahmen zu allem Anfang ungeheure Bestechungsgelder von den Schuldigen an, sprachen dieselben sodann nicht bloß frei, sondern beinahe heilig, und stellten den Urheber des Aufruhrs, meinen Vater, als Verleumder hin. Er wurde seines Amtes enthoben und, bis auf weitere Verfügungen seitens des Grafen, ins Gefängnis gesetzt.

Der Vater indessen beugte sich nicht. Er gedachte die Feinde zu überlisten und ihrem Bericht an den Grafen durch einen eigenen zuvorzukommen. Wie aber war das zu machen? Als schwerer Verbrecher gegen das Gemeinwohl wurde er scharf bewacht und erhielt weder Papier noch Tinte und Feder. Meine Mutter fand Mittel und Wege, ihm das alles zu verschaffen; sie hatte die Erlaubnis, den Gefangenen zu besuchen, und so versah sie ihn denn bei einem dieser Besuche mit Papier, das sie, klein zusammengefaltet, unter ihrer Haube mitgebracht hatte. Dieser Kopfputz der Kleinrussinnen war zu der Zeit von erheblichem Umfang und hatte einen elastischen Boden. Dort hatte sie auch die Feder untergebracht, das Tintenfaß aber in eine Brodkruste versteckt!

Zwei Tage darauf war der Brief, in welchem mein Vater die Verfolgungen, welche er erlitten hatte, beschrieb, schon auf dem Wege zum Grafen. Ehe sich's die Gegner versahen, traf eine strenge Verordnung ein, dem Gang der Sache Einhalt zu thun, den Vater auf freien Fuß zu setzen und ihn behufs persönlicher Auseinandersetzungen nach Moskau zu senden. Das traf alle wie ein Donnerschlag und erfüllte meinen Vater mit den kühnsten Hoffnungen. Diese aber wurden gar bald zu nichte.

Zwar lieh der Graf ihm ein geneigtes Ohr; noch zugänglicher jedoch erwies er sich den Verleumdungen der Gegenpartei. Der Vater wurde für einen unruhigen Menschen erklärt, der die Geister errege und mehr um die Interessen der Menschheit als um die des Grafen besorgt sei. Endlich schlug man den ärmsten wieder in Fesseln und brachte ihn in die Slobode zurück mit der Weisung, unter Aufsicht der örtlichen Behörden dort zu leben. Für ihn das

das erste Glied in einer Kette von Unglücksfällen, Demütigungen, Verfolgungen und Entbehrungen aller Art.

Vor allem galt es an das tägliche Brot denken. Alles, was er in Moskau gelernt und aus der Lektüre von Büchern zu schöpfen vermocht hatte, raffte der Vater in seinem Gedächtnis zusammen und entschloß sich, dies geringe Kapital von Kenntnissen in Umlauf zu setzen. Etwa 15 Werst von Alexejewka entfernt lebte in einem kleinen Dorf die Gutsbesitzerin Awdotja Borissowna Alexandrowa. Diese bemerkenswerte Persönlichkeit, der Typus einer russischen Gutsbesitzerin aus dem Anfang unsres Jahrhunderts, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Zudem war sie meine Taufmutter. Ich erinnere mich ihrer als einer schon Vierzigjährigen. Groß, ziemlich stark, grob von Zügen und männlich in ihren Gebärden, fiel sie unangenehm auf durch heftige Manieren und gebieterisches Wesen. Sie lebte nach Herrenart auf großem Fuß, obgleich ihr Vermögen nicht bedeutend war. Häufig versammelten sich Gäste bei ihr, vorzugsweise die Offiziere eines in der Umgebung einquartierten Regimentes. Es ging das Gerücht, daß sie dieselben nicht bloß mit reichlichen Diners und starken Getränken, sondern auch mit ihren welkenden Reizen zu erfreuen liebte. Ihre Bildung reichte nicht weiter als bis zum Lesen und Schreiben und bis zu der Kunst, sich nach Brauch und Mode jener Zeit standesgemäß zu kleiden und zu benehmen. Sie gab etwas auf ihren adeligen Stand und befaßte sich daher selbst wenig mit der Wirtschaft, griff vielmehr überwiegend durch Vermittelung des Verwalters, des Haushofmeisters, der Haushälterinnen u. s. w. in die Leitung des Hauswesens ein.

Diese feudale Dame zeichnete sich durch alle Eigenschaften eines Despoten und Beherrschers von einigen hundert Sklaven aus; sie selbst aber war von ihren üblen Neigungen geknechtet. Als Geißel und Schreckbild ihrer unglücklichen Untergebenen übte sie den schwersten Druck auf diejenigen, die ihr Hausgesinde bildeten und ihr öfter als die andern unter die Augen kamen. Meine Erinnerungen an sie beschränken sich auf die Jahre meiner Kindheit. Aber es ist mir noch in lebendigem Andenken, wie sie ihre Lieblingsjungfer, Pelageja, eigenhändig mit dem Rollholz prügelte und unter die übrigen Ohrfeigen austeilte, wie ihre zweite Jungfer, Dunjäscha, mehrere Tage lang mit geschorenem Kopf und einem Holzring um den Hals umherging, wie sie alle ihre Mädchen mit Nesseln peitschte. Derartige Dinge brachten übrigens damals niemand auf; sie lagen in den Sitten der Zeit und Gesellschaft.

Awdotja Borissowna war Mutter von vier Kindern; sie erwirkte meinem Vater die Erlaubnis, als Hauslehrer zu ihr überzusiedeln. So zogen wir denn nach Udarowka. Das war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1802.

Das Dorf rühmte sich einer malerischen Lage: der Herrenhof auf einem hohen Berge, an dessen Fuß der Fluß Tichaja Ssossna dahinströmt. Auf der Höhe des Berges anhebend, dehnte sich den Abhang hinunter bis hart an den Fluß ein herrlicher Garten mit einer Menge von Fruchtbäumen und mächtigen, vielhundertjährigen Eichen. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses grünte und schimmerte in bunten Farben eine blumige, üppige Wiese mit malerisch verstreuten Gruppen von Sträuchern und Weiden. An einer der anmutigsten Windungen des Flusses stand eine Wassermühle; dort schäumte und brauste das Wasser, und das ferne Geräusch seines Falles drang hinauf bis zur Höhe des Berges. Das Dorf zog sich dem Herrenhofe gegenüber am Berge hin. Meinem Vater wies man ein kleines, aber sauberes Häuschen in demselben an, das dicht an den Garten grenzte. Eben hier kam ich zur Welt, zwei oder drei Jahre nachdem sich meine Eltern in Udarowka niedergelassen hatten, also im Jahre 1804 oder 1805.

4.

Die ersten Jahre meiner Kindheit.

Bis in die früheste Kindheit reichen meine eigenen Erinnerungen, doch hat mein Gedächtnis freilich nur die hervorstechendsten Züge von Personen und Begebenheiten festgehalten. Dafür sind diese Eindrücke höchst lebhaft und plastisch: auch heute noch stehen mir Personen, Ereignisse und Oertlichkeiten so klar und deutlich vor Augen, als schaute ich sie wirklich an, während doch die Bekanntschaft mit denselben in mein drittes oder gar zweites Lebensjahr zu setzen ist. Das erste, dessen ich mich aus fernster Vorzeit meiner Geschichte, aus meines Lebens frühester Jugendepoche erinnere, sind — die Pocken, die mich heftig plagten, daneben das Bild eines buckligen Knaben Namens Tretjak, mit welchem man mich in irgend einer Weise schreckte, wohl durch sein bedauernswertes Aeußeres,

obgleich nichts Furchtbares oder Abstoßendes darin lag. In einem Wägelchen fuhr man mich als Pockenkranken im Garten umher.

Ich war das zweite Kind meiner Eltern. Ihre erste Tochter starb noch nicht zwei Jahre alt. Im Monat März, am zwölften, wenn mir recht ist, wurde ich geboren, worin mein Vater eine glückliche Vorbedeutung sah: es ist der Augenblick des Wiederauflebens der Natur in unsern Gegenden. Um jene Zeit beginnt dort der Frühling: der Schnee schmilzt, die Flüsse befreien sich von ihren Eisdecken, von den Bergen strömen Bäche, in Schluchten und Klüften rauscht das Wasser, aus den Knospen der Bäume bricht das Grün als ein kaum sichtbarer Hauch, die ersten blauen Blumen, die hübschen Anemonen, kommen auf den Feldern zum Vorschein, Lerchensang erfüllt die Lüfte und, den Tönen des Waldhorns vergleichbar, das Geschrei der Kraniche, die in einer gebrochenen Linie vom fernen Süden zu uns, in den heiteren Osten, gezogen kommen.

Die Gutsbesitzerin Alexandrowa und ein Rittmeister oder Lieutenant, Fürst Shewachow, der meinem Vater sehr zugethan war, hoben mich aus der Taufe. Nach Aussage der Mutter wuchs ich so kräftig und gesund heran, daß es ein wahrer Staat war und die Leute oft ihre Freude an mir hatten. Meine Taufmutter hätschelte mich und fütterte mich mit Süßigkeiten. Früh fing ich an zu gehen und die ersten Worte auszusprechen. Ueberhaupt war meine physische Entwickelung eine regelrechte und glückliche.

Ich weiß nicht, warum man mich nicht impfen ließ: wahrscheinlich weil die Pockenimpfung damals in der Provinz noch nicht so verbreitet war wie jetzt. Dieser Umstand hätte mir beinahe das Leben gekostet, da mich die natürlichen Blattern mit ganz besonderer Heftigkeit überfielen. Andrerseits aber verdanke ich ihnen vielleicht meine gegenwärtige gute Gesundheit. Noch jetzt trägt mein Gesicht kaum merkliche Spuren dieser Krankheit, dafür befreite sie meinen Körper gleich im Anfange meines Lebens von allen schädlichen und scharfen Säften.

Wie lange mein Vater bei der Gutsbesitzerin Alexandrowa verblieb, wüßte ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben: mich dünkt, es waren etwa drei bis vier Jahre. Sein Leben bei ihr floß ziemlich ruhig dahin. Von der Gutsherrin und ihren Kindern an bis zum letzten Manne des Hofgesindes mochten ihn alle gern. In der Folge wurde ich mit zwei jungen Alexandrows bekannt, Sohn und Tochter der Gebieterin von Udarowka. Dankbar gedachten sie meines Vaters als des Mannes, dem sie ihre Entwickelung und die unbedeutenden Kenntnisse schuldeten, mit welchen eine nicht gerade

glänzende Erziehung sie ausgestattet hatte. In ihrem Charakter glichen diese Zöglinge meines Vaters der heftigen und hartherzigen Mutter durchaus nicht. Es waren schlichte, gute Menschen, frei von allen herrischen oder feudalen Gewohnheiten.

Die Verbindlichkeiten, die mein Vater mit der Gutsbesitzerin Alexandrowa eingegangen war, nahten ihrem Ende. Es war ihm gelungen, von seinem Gehalt ein Sümmchen zusammenzusparen, für welches er sich in der heimatlichen Slobode eine Hütte kaufte. Dieses bescheidene Obdach meiner Kindheit ist mir noch lebhaft in Erinnerung — ein nettes kleinrussisches Häuschen mit zwei reinlichen Stuben, Küche und Vorratskammer. Es war mit kurzgeschnittenem Schilfrohr gedeckt, was schon einen gewissen Aufwand bedeutete, denn die Behausungen der andern Pächter duckten sich bescheiden unter Stroh. Auf dem Hofe befand sich ein großer Schuppen, ein Stall, ein Gehege mit Schutzdach für Kühe und Schafe und der Hühnerstall. Mich aber zog vor allem das Thor an. Ueber demselben war nach kleinrussischer Sitte der Taubenschlag angebracht, wo eine zahllose Menge von Tauben lebte, nistete und Nachkommenschaft erzeugte. Diese reizenden und anmutigen Geschöpfe unterhielten mich sehr und zeigten ihrerseits auch keine Scheu vor mir. Nicht nur, daß mein Erscheinen auf dem Taubenschlag sie nicht erschreckte — es war im Gegenteil gerade, als empfänden sie Freude darüber — und ich kam ja auch niemals mit leeren Händen zu ihnen. Zuthulich umflatterten und umdrängten sie mich, wie naschhafte Kinder die Haushälterin, wenn sie mit Pfefferkuchen, Nüssen und andern Süßigkeiten beladen aus der Vorratskammer herauskommt, — und pickten mir die Körner aus der Hand.

Ueberhaupt waren alle lebendigen Geschöpfe Gottes für mich höchst unterhaltend. So lebte ich unter anderm in großer Freundschaft mit einem ehrenwerten alten Hund, Garçon, der unsern Hof redlich bewachte, und mit einem weißen Kater von höchst ansprechendem Aeußern, der aber ein Erzschelm und Dieb war. Die Köchin und die Mutter konnte er oft in Verzweiflung bringen. Fort und fort hatten Küche und Speisekammer unter seinen Einfällen zu leiden: er schleppte die Vorräte von dort weg und widmete den Mäusen gar keine Aufmerksamkeit.

Unter seinen räuberischen Streifzügen hatten nicht nur wir, sondern auch die Nachbarn zu leiden. Einer derselben hatte auf dem Boden ein Säckchen mit Schweinefett hängen, Vorrat für das Fest. Dem Schuft von einem Kater kam der schlaue Einfall, das

Säckchen durchzunagen. Er machte eine Oeffnung, gleichsam eine Thür, darin und ließ sich an diesem Tischlein-deck-dich häuslich nieder. Nun wurde des Schmalzes im Sack nach und nach immer weniger, während der Kater über die Maßen fett wurde. Bald waren von dem ganzen Vorrat nur noch dünne Wände übrig. Es kam der Vorabend des Festes. Der Hausherr gedachte sich am nächsten Tage mit den Seinen gütlich zu thun und begab sich auf den Boden. Er nähert sich dem Sack: da springt der Kater dahinter hervor, und von dem Schmalze — keine Spur. Von allen Seiten regnete es Klagen über den Dieb. Endlich beschloß man, ihn aufzuhängen, und führte den Beschluß aus. Aber der Strick war offenbar zu lose geschlungen, oder man hatte den Kater allzu früh aus der Schlinge gelöst, genug, er lebte wieder auf. Bekanntlich haben ja die großen und gewandten Diebe überall Glück. Es fanden sich gutherzige Leute, die dem Kater Verzeihung erwirkten in der Hoffnung, er werde die Lektion nicht umsonst erhalten haben. Und wirklich führte er sich die nächsten drei bis vier Wochen musterhaft auf. Länger aber hielt er es nicht aus und geriet auf die alten Abwege. Er wurde abermals aufgehängt, und diesmal ließ man ihn volle vierundzwanzig Stunden am Stricke baumeln. Ich wußte nichts von allen Streichen meines Freundes und weinte bittere Thränen über seinen Verlust: hatte er doch immer so lustig mit mir gespielt!

Hinter dem Hofe unsres Hauses dehnte sich ein Stück trefflichen Landes. Mein Vater verwandelte es bald in einen Garten. Er pflanzte Fruchtbäume darin an — Kirschen, Aepfel, Bergamotten, Birnen und Vogelbeeren, doch auch Eichen und Ahorn. Das alles legte er mit einer Kunst an, welche die Bewunderung und den Neid der Nachbarn erregte. Im Garten war unter anderem auf einem runden Plätzchen ein kleiner Rasenhügel aufgeworfen. Das galt als ein besonders sinnreicher Einfall. Uebrigens war die Anlage noch gar zu jung, und der arme Vater kam nicht dazu, die Früchte von derselben zu genießen.

Seinen Haupterwerb schaffte ihm nach wie vor die Lehrthätigkeit. Und auch in der Folge riß sie ihn immer wieder aus der Not, wenn er in besonders schwierige Lagen geriet. Die Kleinrussen bezeigten — zu jener Zeit wenigstens — eine weit größere Neigung, sich zu unterrichten, als die Großrussen, und es ist nicht zu verwundern, wenn in Kleinrußland vor der Vereinigung mit Rußland mehr Bildung zu finden war als jetzt. Zu meiner Zeit gab es in jedem ansehnlicheren Dorfe Schulen, die von der

Geistlichkeit, in den meisten Fällen von den Küstern unterhalten wurden.

Der Gang des Unterrichts in diesen Schulen zerfiel in vier Teile. Er begann mit dem Alphabet, wobei die Buchstaben nach der alten Weise ausgesprochen wurden: As, Buki u. s. w. Vom Buchstabieren ging man zu Leseübungen im Gebetbuch, dann im Psalter über und zuletzt erst zum Schreiben. Mancher beschränkte sich ganz auf das Lesen. Am Ende jeder Abteilung des Kursus brachte der Schüler dem Lehrer einen Topf mit Milchgrütze, während die Eltern des Schülers ihn laut Uebereinkunft bezahlten und eine besondere Belohnung hinzufügten, ein Bund Bretzeln oder Knysch (eine Art Weizenbrot, mit Fett und sonstigem Füllsel zusammengebacken), Reichere ein Lamm, einen Sack Mehl, Hirse und dergleichen.

Das ganze pädagogische Verfahren in diesen Schulen lief auf die Anwendung einer kurzen, drei- oder vierschwänzigen Riemenpeitsche und „Pali", d. h. Schläge mit dem Lineal auf die bloße Handfläche, hinaus. Der Sonnabend war der bedeutsamste Tag im Schulleben. Am Sonnabend pflegte man die unartigen Buben für die Streiche, die sie im Laufe der Woche verübt hatten, durchzuprügeln, Schüler aber, die nichts verschuldet hatten — für Streiche, die sie in Zukunft verüben könnten.

Es gab übrigens auch solche Schulen, in denen diese allgemeinen Hiebe keine unumgängliche Notwendigkeit bildeten. Von dieser Art war die Schule meines Vaters, die sich überhaupt in Ton und Lehrmethode auszeichnete. Nicht nach Psalter und Gebetbuch, sondern nach Fibeln, die in gewöhnlicher Schrift gedruckt waren, lernten die Kinder hier lesen. Außerdem war der Unterricht im Schreiben und in der Arithmetik für sie alle obligatorisch. Die Stelle der dreigeschwänzten Peitsche vertrat bei uns die Rute; aber auch zu dieser griff man selten und nur in äußersten Fällen. Dafür besuchten unsre Schule auch Kinder aus dem ersten Stande, die der Mjeschtschane und überhaupt aller Einwohner der Slobode, welche der Erziehung ihrer Nachkommenschaft besondere Sorgfalt widmeten. Auch Pensionäre von ferngelegenen Gütern, ja sogar aus der Stadt Birjutsch, gab es bei uns.

Das Schulgeld, das mein Vater für den Unterricht der Kinder erhob, war nicht bedeutend; aber er wußte seine Einkünfte aus dem Ertrage des Grundstückes, das er selbst bearbeitete, zu vermehren. Zudem waren alle notwendigen Lebensbedürfnisse in unsrer Gegend sehr billig. Das verlieh unserm häuslichen Leben nicht nur Behag-

lichkeit, sondern auch — daß ich so sage — einen feineren Zuschnitt, von dem die übrigen Einwohner wenig wußten. Wir tranken Thee. Gewisse Gerichte für unsern Mittagstisch wurden nach städtischer Art zubereitet und aufgetragen. Der Vater ging in Ueberrock und Frack. Die Mutter trug statt der malerischen kleinrussischen Haube ein Tuch, das sie nach Art der Städterinnen um den Kopf band, und an Stelle von Rock und Mieder ein ausländisches oder, wie man es zu nennen pflegte, „langes" Kleid von ziemlich abgeschmacktem Schnitt. Auch mir zog man Ueberröckchen an. Der Vater hatte eine Vorliebe für Sauberkeit in der Kleidung und im Hauswesen, die bis zur Pedanterie ging, und meine Mutter entsprach derselben aus eigenem Antriebe. Doch damit nicht genug — er neigte sogar zum Aufwande und verstand es überhaupt nicht, einen Notpfennig für schlimme Tage zurückzulegen. Sobald sich seine Lage besserte, wurden bei uns im Hause Dinge eingeführt, die man zur Not wohl hätte entbehren können, und die Bewirtungen „guter Leute" — in Kleinrußland das allgemeine Kennzeichen der Gastfreiheit — wurden häufiger und reichlicher.

Das führte natürlich nicht dazu, den Wohlstand der Familie auf die Dauer zu befestigen; aber Klugheit und Sparsamkeit meiner Mutter bildeten ein ausreichendes Gegengewicht zu dem verschwenderischen Wesen des Vaters. Ja, auch er selbst war, bei allem Mangel an Berechnung, in seinem persönlichen Leben sehr mäßig. Er trank keinen Wein und mochte starke Getränke überhaupt nicht; an einem Gläschen Likör vor dem Mittagessen ließ er sich genügen. Dagegen fand er Geschmack an Süßigkeiten, Früchten, Eingemachtem und allerlei überseeischen Leckerbissen; doch machte er einen mäßigen Gebrauch davon, denn mehr die Güte als die Menge war es, die ihm Genuß bereitete. Meinem Gedächtnis hat sich das „süße Bild" eines gewissen Ssidorka eingeprägt, der alljährlich mit Beginn der Schlittenbahn einen ganzen Berg von Pfefferkuchen, „Pastila", Rosinen und überhaupt allerhand Zeug dieser Art aus Moskau herbeiführte. Auf seiner Rundfahrt bei den Gutsbesitzern sprach er stets bei uns vor und konnte — war der Vater bei Gelde — seinen Weg mit erheblich leichterem Schlitten fortsetzen.

Meine Erinnerungen aus dieser Periode der Kindheit sind natürlich unvollständige Bruchstücke. Ich weiß noch, daß ich mit andern Kindern zusammen beim Vater lesen und schreiben lernte, häufig bei der Babuschka (Großmütterchen) Stjepanowna weilte, der es um jene Zeit gelungen war, mich der andern Babuschka oder — kleinrussisch — „Babußja" fast ganz abwendig zu machen, daß

ich mit der Tante Elisabeth ein Spiel mit Federn trieb, die meine Einbildungskraft in Gänse, Enten und Hühner verwandelte, daß ich aber weitaus am liebsten den Vater auf der Jagd begleitete. Oft machten wir gemeinschaftlich einen Familienausflug in den nahen Wald, wo der Vater ein hübsches Plätzchen ausgefunden hatte, das wir „Kriwaja Poljäna“ nannten. Dort, unter dem Schatten einer breitästigen Eiche, tranken wir Thee und sammelten Kräuter: der Vater, der einige Kenntnisse in der Medizin besaß, trocknete dieselben und verwendete sie für Arzneien.

Diese Ausfahrten gewährten mir ein unaussprechliches Vergnügen. Es versteht sich, daß ich noch nicht im stande war, die Natur mit Bewußtsein zu genießen, aber ich fühlte mich instinktiv zu ihr hingezogen. Auf dem Felde, im Walde war ich vollkommen glücklich und stets geneigt, einen einfachen Spaziergang, fern von den Wohnungen der Menschen, dem Spiel mit andern Kindern vorzuziehen. Ueberhaupt mochte ich nicht gern unter einer Menge von Kindern sein; mit einem oder zwei Knaben hingegen, die meinem Herzen zusagten, pflegte ich eine heiße Freundschaft. Zu Zeiten ergriff mich eine Leidenschaft für verwegene Abenteuer, aber augenscheinlich war es nicht angeborene Tapferkeit, sondern Mangel an Verständnis für die Gefahr, woraus dieselbe entsprang. Einst unternahm ich, mich zu rasieren, und schnitt mir dabei in die Hände. Die Spuren dieses mißglückten Versuches sind auf einer derselben auch heute noch zu sehen.

Ein andermal entschlüpfte ich aus dem Hause und lief an den Fluß. . Dort lag an dem Landungsbalken ein losgebundenes Boot. Im Nu war ich darin. Das Boot trieb vom Ufer ab und mit der Strömung hinunter. Zum Glück war meine Mutter nicht weit — im Gemüsegarten. Sie erschrak heftig, als sie mich in der Mitte des schmalen, aber tiefen Wassers erblickte, wie ich fröhlich mit den Händchen winkte. Auf irgend eine Weise beredete sie mich, stille zu sitzen und rief einen Arbeiter. Dem gelang es, das Boot schwimmend zu erreichen und mich dann glücklich ans Ufer auszusetzen.

Mein glänzendstes Heldenstückchen aber bestand darin, daß ich einst beinahe unser Haus und damit möglicherweise das ganze Dorf in Brand gesteckt hätte. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Jäger. Sah ich ihm zu, so plagte auch mich eine heftige Begierde, Vögel zu schießen. Einst war er nicht zu Hause. Ich nahm, der Gelegenheit froh, die Flinte von der Wand, lud sie mit Schrot und ging auf den Hof hinaus; sorglos zwitschernd saß dort ein

Schwarm von Spatzen auf einer Weide. Eben nach ihnen ging mein Begehren. Um besser zielen zu können, kletterte ich unter das Dach unsres Hauses und gab von dort aus den Schuß ab. Das Feuer von der Pfanne sprühte auf das Schilfrohr des Daches, und ein großes Unglück war unvermeidlich, hätten sich nicht Arbeiter auf dem Hofe befunden. Als die gewahr wurden, was ich angerichtet hatte, stürzten sie auf das Dach hinauf und löschten das Feuer, noch ehe es recht emporflammen konnte. Der Vater kehrte zurück, hörte von meinem Streich und beschloß, mich derart durchzubläuen, daß ich mein Lebtag daran dächte; er führte seinen Vorsatz getreulich aus.

Es ließe sich nicht behaupten, daß ich überhaupt ein Wildfang gewesen wäre. Dafür fehlte es mir an der rechten Keckheit und Ausgelassenheit. Ich war im Gegenteil eher furchtsam und blöde, wohl infolge der Strenge, mit der mich mein Vater behandelte. Aber ich ließ mich leicht fortreißen und konnte dann oder unter dem Einfluß irgend einer Leidenschaft Dinge begehen, welche die gewöhnlichen Unarten meiner Altersgenossen an Uebermut weit übertrafen.

5.

Verbannt.

Während der Vater sich dem friedlichen Anbau seines kleinen Grundstückes und Gartens widmete und die Dorfjugend im Lesen und Schreiben unterrichtete, war ein unerwartetes Leid für ihn im Anzug. Er bekleidete nun keinerlei öffentliches Amt mehr in der Slobode und mischte sich nicht in ihre Gemeindeangelegenheiten, aber seine Feinde fuhren fort, ihn argwöhnisch zu beobachten. Er war, wenn er auch jetzt schwieg, immerhin Zeuge ihrer gesetzwidrigen Handlungen, und um jeden Preis wollten sie ihn los werden. Ich weiß nicht, welchen Vorwand sie fanden, um ihn beim Grafen anzuschwärzen — genug, plötzlich kam eine Verordnung aus Moskau, das Eigentum meines Vaters einzuziehen, ihn selbst aber samt seiner Familie in eine entlegene Einöde, nämlich auf eines der Güter im Gouvernement Smolensk, das Dorf Tschurilowka im Kreise Gshatsk, zu verschicken. Dies war in der gräflichen Verwaltung die herkömmliche Strafe für thatsächliche und angebliche Vergehungen.

Der unverdiente Schlag stürzte den armen Vater in Verzweiflung. In einem Augenblick war sein bescheidener Wohlstand — die Frucht der redlichen Arbeit mehrerer Jahre — vernichtet. Im vorliegenden Falle gab es weder Untersuchung noch gerichtliches Verfahren. Blinde, despotische Willkür entschied alles. Wer da weiß, wie anhänglich an ihren heimischen Herd die Kleinrussen sind, wie sie sich grämen, wenn sie von ihrem heitern, sonnigen Himmel, ihren reichgesegneten Fluren fort müssen, wie ungern sie mit den Moskalen Gemeinschaft haben, der allein wird vollkommen ermessen, was das unerwartete Verhängnis der Verbannung für meine Eltern bedeutete — das Scheiden aus der Heimat, von der Natur, in welcher ihre schrankenlose Liebe einen so frohen Widerhall fand.

Auch ich wurde — aus welchem Grunde, ist mir nicht mehr erinnerlich — in die Gutskanzlei berufen. Noch sehe ich meinen Vater dort vor mir, wie wenn es heute wäre. Da steht er inmitten des unsauberen Raumes im groben Pelz ohne Oberzeug. Er ist bleich, seine Lippen beben, seine Augen stehen voll Thränen. Man hat ihm gewiß gerade das gräfliche Urteil vorgelesen. Inzwischen aber geht in unserm Hause alles drunter und drüber. Da wurde das Inventar unsrer Habe aufgenommen . . .

Weiter sehe ich uns im geräumigen, verdeckten Schlitten. Die Sache spielte im Winter; neben mir auf der einen Seite der mürrisch und finster blickende Vater, auf der andern die Mutter, die ihr einjähriges, in einen kleinen Pelz gehülltes Kind auf dem Schoße hält; es ist ihr zweiter Sohn, Grigori.

Zwei Wächter begleiteten uns. Einer von ihnen hat sich meinem Gedächtnis eingeprägt, ein Mann von gewaltigem Wuchs, gebräunter Gesichtsfarbe und außerordentlicher Kraft. Spielend zerbrach er Hufeisen und starke eiserne Schlüssel, bog einen Silberrubel zwischen den Fingern zusammen, war aber bei all seiner Stärke kindlich gut und treuherzig. Ein Manöver dieses Shurba, so hieß der Kraftmensch, ergötzte mich besonders. Von Zeit zu Zeit begegneten uns Warenzüge, die uns den Weg versperrten. Die schwer beladenen Schlitten vermochten nicht immer so schnell auszuweichen, wie Shurba es wohl wünschte, und er verfuhr dann auf seine Art mit ihnen: er packte sie an den Hörnern und stürzte sie der Reihe nach seitwärts in den Schnee um. „Gott stehe uns bei!“ riefen die verblüfften Fuhrleute und kratzten sich nur im Genick. Mich ergötzten Shurbas Kraftstücke. Meinen Eltern aber war sein gutherziges, freundliches Wesen ein Trost.

Wie lange wir unterwegs waren, wüßte ich nicht genau anzugeben. Endlich erreichten wir den Ort unsrer Verbannung. Ein kleines Dörfchen von etwa dreißig Höfen bot sich den Blicken dar. Aus der schneeverwehten Fläche ragten elende Hütten ohne Rauchfang hervor: just wie Moorhügel oder Haufen von verfaultem Heu. Im Hintergrunde rauschte ein Fichtenwald. Die trübselige Landschaft erregte eine unsagbar schwermütige Stimmung.

Beklommenen Herzens überschritten Vater und Mutter die Schwelle einer rauchigen Hütte, in welcher man ihnen neben den Eigentümern eine Unterkunft zugewiesen hatte. Der beengte Raum, der Qualm, die moskowitische Unsauberkeit, die bei den Kleinrussen nicht umsonst sprichwörtlich geworden ist, das zum Hauswesen gehörige Vieh endlich, welches mit in der Hütte untergebracht war — alles machte einen trostlosen Eindruck und erregte Ekel. Aber die Menge der Uebel birgt allzeit auch ein Körnchen des Guten: es gilt nur, die Augen nicht hartnäckig davor verschließen. Was man auch sagen mochte, rings um uns her war alles düster und unansehnlich; aber auf dem trüben Hintergrunde dieses Bildes traten alsbald auch erfreulichere Züge hervor. Die Bevölkerung der Gegend kam uns mit der größten Treuherzigkeit entgegen. Man behandelte uns nicht wie ehrlose Verbannte, sondern wie Menschen, die ohne eigenes Verschulden ins Unglück geraten waren. Die Bewohner von Tschurilowka lebten im Schoße der Wälder, abgeschnitten von großen Verkehrsstraßen und industriellen Mittelpunkten: da hatten sie ihre ursprüngliche Ehrlichkeit und Biederkeit bewahrt. Sie führten einen harten Kampf mit dem undankbaren nordischen Boden, den sie — buchstäblich — mit ihrem Schweiße netzten, um ihm das kärgliche Brot, von dem sie sich nährten, abzuringen. Aber Arbeit und Dürftigkeit gingen bei ihnen Hand in Hand mit einer brüderlichen und teilnahmsvollen Gesinnung gegenüber solchen, die noch schlimmer daran waren wie sie selbst. Ihnen hatten wir es zu danken, wenn wir uns in der Verbannung nicht in dem Maße vereinsamt fühlten, wie man es wohl hätte erwarten können.

Nach und nach lebten wir uns am neuen Orte ein. Unsre nächste Nachbarin war ein uraltes, aber noch rüstiges Mütterchen, dessen täglicher Gast ich bald wurde. Sauberer als die andern hielt sie ihre kleine Hütte und heizte dieselbe so früh, daß tagsüber fast gar kein Rauch darin war. Das gefiel mir ausnehmend, denn an den Rauch vermochten wir uns durchaus nicht zu gewöhnen. Was mich aber, auch abgesehen davon, zu der Alten hinzog, das waren die heißen, schmackhaften Pfannkuchen, mit denen sie mich

bewirtete. — Tschurilowka war aus irgend einem Grunde besonders arm an jungen Mädchen. Ich erinnere mich im ganzen nur zweier. Hätscheln und verziehen thaten mich beide, doch gab ich der niedlichen Domna den Vorzug, deren rote Backen und herausforderndes Stumpfnäschen mir jetzt noch lebhaft vorschweben.

Ich war nun bereits sechs oder sieben Jahre alt. Schon früher hatte ich lesen und schreiben gelernt. In Tschurilowka machte der Unterricht anfänglich keine Fortschritte. Um Vergebung — eine neue Kunst eignete ich mir im Laufe des Winters doch an: ich lernte Bastschuhe flechten und war sehr stolz darauf, daß ich selbstverfertigtes Schuhwerk trug und somit nicht hinter den andern Knaben zurückblieb, mit denen ich spielte und mich auf den Schneehaufen tummelte. Dann kam der Sommer. Ich ging auf die Suche nach Pilzen, sammelte Sauerampfer — das war damals mein einziger Leckerbissen — und junge Tannenzapfen, die mich durch ihre rötliche Farbe und ihren feinen Harzduft anzogen.

Ein halbes Jahr etwa verlebten wir so. Dann besserte sich unsre Lage wesentlich. Der Vater kam mit Gutsbesitzern der Nachbarschaft in Berührung, und einige von ihnen forderten ihn auf, ihre Kinder zu unterrichten. Insbesondre trat ihm der Gutsbesitzer Peter Grigorjewitsch Markow näher, dessen Dorf — es hieß, wenn ich nicht irre, Andronowo — 15 Werst von Tschurilowka und etwa gleich weit von der Kreisstadt Gshatsk lag. Er erwirkte meinem Vater von den örtlichen Behörden die Erlaubnis, bei ihm zu wohnen. Mit Freuden nahmen wir seine Einladung an, obwohl wir uns nicht ohne Bedauern von den guten Tschurilowzern trennten.

In Andronowo wies man uns eine freundliche, saubere und diesmal nicht rauchige Wohnung an — in einer ehemaligen Badstube. Der Vater beschäftigte sich an festgesetzten Tagen und zu bestimmten Stunden mit dem Sohn und der Tochter Markows und fuhr außerdem zu andern Gutsbesitzern, um Stunden zu geben. Ich weiß noch, daß er sich besonders günstig über Michael Stjepanowitsch Alexandrow, Gutsherrn des Dorfes Zwesdunowo, äußerte. Dieser hatte eine schon erwachsene Tochter, und eben sie unterrichtete der Vater. Seine Rückkehr von dort war für mich allemal ein wahres Fest. Gewöhnlich brachte er ein Bündel mit, das mit Aepfeln, wohl auch Pfirsichen oder Aprikosen vollgepfropft war. In Zwesdunowo gab es reiche Treibhäuser, und des Vaters Schülerin vergaß niemals, mir etwas zum Naschen zu schicken.

Auch mein persönlicher Umgang erfuhr in Androwo eine wesentliche Veränderung. Ich verkehrte nun nicht mehr mit den Bauern-

knaben, sondern mit den Kindern der Gutsbesitzer, die oft in Andronowo zu Gast waren oder zu den Unterrichtsstunden dorthin kamen. Auch ich nahm an diesen Stunden wie an ihren Spielen teil. Vater und Mutter hatten streng auf mich acht. Sie trugen Sorge dafür, daß ich keine üblen Gewohnheiten annahm, und hüteten mich nach Möglichkeit vor dem Einfluß böser Beispiele. Kein Wunder, daß ich höflich und gehorsam war; letzteres übrigens vielleicht auch deshalb, weil ich oft Hiebe erhielt. Aber ungeachtet der Strenge des Vaters war ich dennoch ein lebhafter und aufgeweckter Knabe. Schon waren mir auch einige Pflichten in der Familie auferlegt; so beaufsichtigte ich unter anderm meinen jüngeren Bruder Grischa, der damals, wenn mir recht ist, etwa zwei Jahre zählte, und machte meine Sache nicht schlechter als irgend eine Wärterin. Einmal verursachte mir übrigens das Brüderchen einen gewaltigen Schrecken. Der Hof an unserm Hause lag auf einem Hügel, an dessen Fuß sich ein Teich befand. Grischa, der dort spielte, jagte in vollem Laufe den Abhang hinab und flog mit einem Schwung in den Teich. Außer mir vor Entsetzen stürzte ich hinter ihm drein. Zum Glück erwies sich das Wasser als flach, und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Anstrengung, ihn ans Ufer hinanzuziehen.

Wir hatten kaum Zeit gehabt, auszuruhen und uns wirtschaftlich etwas zu erholen, als neues Unheil sich über uns entlud. Wir wohnten neben der herrschaftlichen Küche. Es war an einem trockenen, heißen Herbsttage. Plötzlich, um die Mittagsstunde, brach Feuer in der Küche aus. Die Flammen schlugen im Nu auf die benachbarten Gebäude hinüber und ergriffen unter diesen auch unser bescheidenes, strohgedecktes Heim. Meine Eltern hielten gerade Nachmittagsruhe und ahnten nichts von der Gefahr, die ihnen drohte. Zum Glück wurde der Gutsherr das Feuer gewahr. Er stürzte zu den Eltern hinein, weckte sie und stieß sie buchstäblich aus dem brennenden Hause hinaus. Noch schlaftrunken, verloren sie den Kopf und rafften in der Hast ganz wertlose Gegenstände zusammen. All unser Hab und Gut ging in Flammen auf. Den Herrenhof gelang es zu retten. Mein Bruder und ich spielten um die Zeit auf dem Hofe. Als ich das Feuer erblickte, faßte ich Grischa bei der Hand und rannte fliehend mit ihm davon, ich wußte selbst nicht, wohin. Wir gelangten in den Wald. Erst spät abends fand man uns, weinend und vor Furcht und Kälte zitternd.

Vater und Mutter blieben im vollen Sinne des Wortes als Bettler zurück; aber auch diesmal kamen ihnen gute Menschen zu Hilfe. Markow wies ihnen eine neue Wohnung an und versah sie

vorläufig mit Kleidern und dem unentbehrlichsten Hausrat. Seinem Beispiel folgten auch die andern Gutsbesitzer. Ueber alles rührend aber war die Teilnahme der guten Tschurilowzer. Der Reihe nach erschienen die Einwohner dieses armen, kleinen Dörfchens im Laufe einiger Tage nach der Feuersbrunst in Andronowo und schleppten mit ihren elenden Pferdchen eine ganze Auswahl von Gegenständen zu unserm Gebrauch heran. Bald häuften sich in unsern neuen Wohnräumen Leinwandballen, Säcke mit Mehl und Bündel von Garn, mit einem Worte, all die Dinge, welche diese Leutchen selbst mit Mühe, im Schweiß ihres Angesichtes, erarbeiteten. Und alles dies wurde so schlicht und herzlich, mit so warmer Teilnahme dargeboten, daß die Mutter sie allemal mit Thränen der Rührung empfing und geleitete.

Zum zweitenmal wurde es Winter, und das zweite Jahr unsrer Verbannung begann. Der Vater hatte sich von dem Feuerschaden erholt. Er hatte viele Schüler, und unsre materielle Lage konnte als leidlich gelten. Aber das Heimweh und das Bewußtsein, daß sie doch nichts weiter seien als Verbannte, nagte an den Eltern. Den Vater insbesondere zog es mächtig nach Alexejewka, seinen duftenden Fluren und Gehölzen. Außerdem wünschte er um jeden Preis vor aller Welt gerechtfertigt zu werden. Um jene Zeit starb der alte Graf. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Dimitri, für den in Anbetracht seiner Minderjährigkeit eine Vormundschaft in Petersburg eingesetzt wurde. Unter den Vormündern waren auch Senatoren, wie Alexejew, Danaurow u. a. — alles Leute von Stellung und Einfluß. Und — was die Hauptsache war — die Kaiserin Marja Feodorowna hatte geruht, die oberste Fürsorge für den jungen Grafen zu übernehmen.

Angesichts der also veränderten Umstände kam mein Vater auf einen höchst verwegenen Gedanken. Schon mehr als einmal hatte er an die Vormünder geschrieben und sich über unverdiente Verfolgung beklagt, aber seine Briefe waren unbeantwortet geblieben. Jetzt nun beschloß er, sich an die Kaiserin selbst zu wenden und durch sie zu erreichen, daß ihm sein Recht würde. Er wollte nicht bloß in die Heimat zurückkehren, sondern mit allen Ehren zurückkehren. So bat er denn unter anderm um die Erlaubnis, sich behufs persönlicher Erklärungen in Petersburg einfinden zu dürfen.

Die Freunde des Vaters waren betroffen; sie hielten es für eine Dreistigkeit, sich unmittelbar an die Kaiserin zu wenden, und gaben sich alle Mühe, ihm davon abzuraten. Er aber hegte ein unerschütterliches Vertrauen auf die Güte der Kaiserin, deren Name

in Rußland aller Enden mit Liebe genannt wurde, und bestand hartnäckig auf seinem Kopf. Der Brief wurde geschrieben und nach Petersburg geschickt: ein Zeugnis von der tadellosen Führung des Vaters, das die Unterschriften der Edelleute des Kreises von Eshatsk trug, begleitete ihn. Eine Kopie des Briefes hat sich in meinem Besitz erhalten: er ist mit packendem Freimut, energisch und in klassisch-schöner Sprache abgefaßt. Ueberhaupt führte der Vater die Feder sehr gewandt. In der Folge hatte er oft Schriftliches zu liefern, auch geschäftliche Aufsätze in eigenen und fremden Angelegenheiten, und dieselben galten als musterhaft.

Sein Vertrauen auf die Kaiserin täuschte den Vater nicht. Zu Ende des Winters kam eine Verordnung von seiten der Vormünder, unsre Rückkehr in die Heimat zu veranlassen, und für den Vater die Weisung, sich seinem Wunsche gemäß nach Petersburg zu begeben. Meine Eltern atmeten auf. Unsre Gönner, die Edelleute von Eshatsk, freuten sich von Herzen über den Erfolg, den das kühne Vorgehen des Vaters gehabt, und veranstalteten ein ehrenvolles Geleite für uns. Langer Vorbereitungen bedurfte es, wie begreiflich, nicht, und so konnten wir noch die Schlittenbahn für unsre Reise benutzen. Die Glück- und Segenswünsche der guten Freunde von Tschurilowka begleiteten uns bei unsrer Abfahrt nach Alexejewka.

6.

Wieder in der Heimat.

Die Rückkehr in die Heimat gestaltete sich für den Vater zu einem wahren Triumph. Seine Feinde ließen den Kopf hängen, die gesamte übrige Einwohnerschaft gab ihrer Befriedigung lauten Ausdruck. Die Kleinrussen sind bekanntlich ein poetisches Völkchen und bringen am liebsten jede Begebenheit und jeden Vorgang, der auch nur im geringsten ihren Anteil erregt, in Reime. Erst jetzt erfuhren wir, daß auch auf unsre Verbannung eigens ein Lied gedichtet worden war. Nur die beiden ersten Zeilen desselben sind mir ganz im Gedächtnis geblieben:

„Weh! neue Bräuche bringen jetzt ins Land,
Nach dem kalten Norden ward Wassilko verbannt.“

Nun aber waren wir zurück, und an Stelle dieses Liedes erklangen Glückwünsche und Bewillkommnungen, mit denen man uns von allen Seiten überschüttete. Der erste, der uns bei unsrer Einfahrt in die Slobode begegnete, war der Geistliche, Vater Petri, einer von den besten Freunden meines Vaters. Anfangs war er ganz starr vor Erstaunen, dann aber brachte er die Pferde zum Stehen und stürzte auf uns zu, um uns zu küssen. „Gott sei Lob und Dank, Gott sei Dank!“ kam es dazwischen immer wieder mit lauter Stimme von seinen Lippen. Mit Gewalt nur konnten wir uns aus seinen Armen losreißen.

Nach kurzer Rast begann der Vater, sich für die neue Reise nach Petersburg zu rüsten. Das gräfliche Comptoir hatte Weisung erhalten, ihm die erforderliche Geldsumme auszuzahlen; doch sollte es ihn in keiner Weise drängen und ihn überhaupt nicht in seiner Freiheit beschränken. Er beschloß, im Frühjahr zu reisen. In Anbetracht der schwankenden Gesundheit des Vaters war dieser Aufschub unumgänglich notwendig. Seines kräftigen Körperbaues und seiner 27 Jahre ungeachtet hatte er infolge der durchgemachten Aufregungen und unter dem Einfluß des schlechten Klimas von Tschurilowka schon angefangen zu kränkeln, was von nun an nicht in letzter Linie dazu beitrug, ihm das Leben zu verbittern. In den Augen des Provinzialen bedeutete eine Reise nach Petersburg damals so viel wie eine Reise ans Ende der Welt. Alle gaben dem Vater das Geleite, als gelte es eine Trennung auf ewig.

Die Mutter muß wohl in gänzlicher Mittellosigkeit zurückgeblieben sein. Dabei hatte sie drei Kinder zu versorgen: der dritte Sohn, Ssemén, war unmittelbar vor der Abreise des Vaters geboren worden. Ich erinnere mich, daß wir während seiner Abwesenheit ein Leben voller Not und Entbehrung führten, so daß wir kaum unser tägliches Durchkommen fanden. Von dem Eigentum, das man uns abgenommen hatte, als wir nach Tschurilowka verbannt wurden, erhielten wir nichts zurück. Unser Haus, das man fremden Händen übergeben hatte, war von Grund aus ruiniert, und der Garten dabei, den der Vater mit solcher Liebe angelegt hatte, war umgegraben und in einen öden Platz verwandelt. Es blieb uns noch der Anspruch auf die Einkünfte von irgend einer Mühle, die der Vater vor seiner Verbannung in Gemeinschaft mit andern gepachtet hatte. Jetzt aber wurde uns dieses Recht streitig gemacht: es entspann sich ein Prozeß, dessen Ausgang wiederum von jener uns feindlich gesinnten gräflichen Kanzlei abhing.

Für den Anfang nahm uns der Hilfsprediger an einer der Kirchen der Slobode bei sich auf. Er gab uns ein enges, dafür aber reinliches Unterkommen; immerhin war unsre Einrichtung armselig bis zum Aeußersten. Die besten Stücke, die wir besaßen, alle die Sachen, mit denen uns die Gutsbesitzerinnen von Gshatsk zu guter Letzt noch beschenkt hatten, verschwanden nach und nach. Die Mutter mußte sie verkaufen, um uns ernähren zu können.

Ich ging jetzt nicht besser gekleidet als die andern Bauernknaben auch: ein dickes Hemdchen, das nicht gerade oft gewechselt wurde, dazu Höschen, von einem wollenen Gurt emporgehalten. Nur in Festzeiten wurde ich außerdem mit einer Nankingweste angethan und erhielt dann strenge Weisung, sie vor Flecken und Löchern in acht zu nehmen. Im Sommer ging ich barfuß, und meine Füße waren infolgedessen mit zahlreichen Rissen und Schrammen verziert. Da ich in Tschurilowka das Flechten von Bastschuhen erlernt hatte, so wollte ich wohl auch hier solche tragen. Aber die Kleinrussen hegten einen so starken Abscheu vor dieser Art Fußbekleidung, daß die Straßenjungen im stande gewesen wären, mit Steinen nach mir zu werfen, wenn ich es gewagt hätte, darin vor das Haus zu treten.

Unter des Vaters Leitung war immerhin eine Art System für meine Erziehung bestimmend gewesen. Es gab festgesetzte Stunden, in denen ich zu lernen oder wenigstens hinter den Büchern zu sitzen hatte. Dann beaufsichtigte ich wohl meinen jüngeren Bruder, oder ich war der Mutter in der Wirtschaft behilflich. Für jeden, auch den unschuldigsten dummen Streich, für jeden Verstoß beim Lesen und Schreiben erwarteten mich strenge Strafen. Der Vater sah mir nichts nach. Er hatte jederzeit die Rute für mich in Bereitschaft und nur in höchst seltenen Fällen Liebkosungen. Das besagte übrigens nicht, daß er mich oder überhaupt seine Kinder nicht geliebt hätte. Nein, er war nur durch Unglück verbittert, und das machte ihn über die Maßen streng in seinen Anforderungen, hart und ungeduldig, wozu seine angeborene Heftigkeit natürlich das ihrige beitragen mochte.

Seine innere Welt war von Unruhe erfüllt. Von seinen Gedanken ward er beständig zum Besten und Höchsten hingezogen — die bittere Wirklichkeit hielt ihn in Abhängigkeit von den nichtigsten Menschen und den kleinlichsten Bedürfnissen; daher der Mangel an Gleichmaß in seinem Handeln, seine Unzufriedenheit mit Menschen und Ereignissen sowohl wie mit sich selbst. Im Familienleben fand er augenscheinlich keine volle Befriedigung. Nicht um das tägliche

Brot allein wollte er sich mühen und wirken, sondern auch für die höchsten Zwecke des Lebens. Eine solche Rolle aber paßte nicht für ihn, und so blieb er ohne Beschäftigung, ja beinahe brotlos. Es versteht sich, daß dieser innere Zwiespalt sich in dem Umgang meines Vaters mit seinen Hausgenossen widerspiegeln mußte, und unter diesen war ich häufiger als alle andern den Ausbrüchen seines krankhaft gereizten Wesens ausgesetzt. Dabei war ich sein Stolz, und er setzte große Hoffnungen auf mich.

Nach seiner Abreise war ich sozusagen mein eigener Herr. Der Vater hatte verboten, mich in eine Schule der Slobode eintreten zu lassen. Er nahm nicht ohne Grund an, daß ich dort eher verdorben werden als etwas Tüchtiges lernen könnte. Und, streng genommen, gab es dort auch nichts mehr für mich zu lernen: ich las und schrieb so gut wie der Schullehrer selbst, und eben darauf beschränkte sich der Unterricht in der Schule der Slobode. Die Mutter konnte mich selbstverständlich weder in den Wissenschaften fördern, noch beim Lernen beaufsichtigen.

Schon um diese Zeit aber kam eine selbständige Leidenschaft für Lektüre bei mir zum Durchbruch. Der Vater hatte einen gehörigen Vorrat von Büchern, und so mochte ich meinem Hang ungehindert Folge leisten. Ich las natürlich ohne jede Auswahl alles, was mir in die Hände kam — und zwar lieber Märchen und Erzählungen als Lehrbücher. Jedenfalls aber zog mich das von den rohen Spielen meiner Altersgenossen ab und verhinderte, daß ich völlig zum Gassenjungen wurde. Und noch eine andre Neigung machte sich gleichzeitig bei mir geltend — die zur Schriftstellerei. Jeder Papierfetzen, dessen ich irgend habhaft werden konnte, bedeckte sich mit bunten Ergüssen meiner Gedanken und Gefühle. Ich gab ihnen die Form von Briefen an Freunde, die sie natürlich nie erhielten, übrigens auch nicht hätten lesen können, da sie diese Kunst nur notdürftig oder gar nicht verstanden.

Auf diese Weise begann ich, wenn auch noch unbewußt, ein eigenes Innenleben zu führen, und suchte darin Ersatz für alles, was mir im Aeußeren abging. In dem Kreise der Kinder, mit denen ich gelegentlich zusammenkam, erfreute ich mich einer Art Achtung. Es herrschte wenig Vertraulichkeit zwischen uns, und sie fügten sich meinem Einflusse leicht, ohne daß ich es, in jener Zeit wenigstens, gewünscht oder mich darum bemüht hätte. Dabei zeichnete ich mich weder durch Keckheit noch Gewandtheit aus. Weder im Spiel noch bei losen Streichen war ich der Anführer, ich galt nur für den „gelehrtesten". Damit erlangte ich Ansehen, sogar bei Erwachsenen, und einzelne

von ihnen, unter andern auch unser Hausherr, der Hilfsprediger, ließen mich ihre Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten. Niemand konnte froher darüber sein als meine Mutter, denn meine Bemühungen mochten so als eine Art Entgelt für die uns gewährte Zuflucht erscheinen.

Unter den Persönlichkeiten, die damals in meinen Gesichtskreis traten, erinnere ich mich noch deutlich eines alten Priesters, des Vater Stephan, der ein großer Sonderling und guter Kerl, aber von ungestümer und störrischer Gemütsart war. Er hatte sich einst mit dem Hilfsprediger in der Kirche geprügelt und war dafür gerichtlich belangt worden, doch löste ihn ein Geldgeschenk, rechtzeitig im Konsistorium angebracht, unschwer aus dieser Verlegenheit. Allzeit lustig und zum Bummeln aufgelegt, erschien er häufig bei uns, — „uns die Grillen zu vertreiben“ — wie er zu sagen pflegte.

Was ich in jenen Tagen mit am liebsten that, war, bei gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche aufzuwarten. Mit welchem Selbstgefühl trat ich vor die Gemeinde, den Leuchter oder, beim Umzug, das Evangelium in Händen, oder wenn ich dem Diakon das Räucherfaß reichte! Mit welcher Befriedigung verrichtete ich das Amt des Glöckners auf dem Glockenturm! Bei keiner Gebetsandacht, bei keiner Totenmesse oder Taufe ging es ohne mich ab: jede dieser Amtshandlungen gab mir Gelegenheit, etwas zu thun, den Abschnitt aus dem Psalter zu verlesen oder dergleichen. Es kam vor, daß man mich für solche Leistungen mit einigen Kopeken oder einem Bund Brezeln belohnte, und das schmeichelte meiner Eigenliebe unsagbar. Es war, als würde ich dadurch den Küstern, Kirchendienern, Meßnern und Glöcknern gleich, die mir damals sehr gewichtige Leute zu sein dünkten.

Gegen das Vergnügen aber, welches mir ein Streifzug an die Gemüsebeete, in den Garten oder in den Wald bereitete, traten alle übrigen zurück. Großmutter Jemeljanowna besaß, wie ich schon sagte, zu meiner Wonne einen Gemüsegarten und „das Kirschengärtchen auf jener Seite“, d. h. jenseits des Flusses Ssossna. Beide Großmütter, die Jemeljanowna und die Stjepanowna, wetteiferten in ihrer Liebe zu mir. Die erstere ließ der letzteren aus Bescheidenheit den Vorrang, weil diese die höhere Stellung in der Slobode einnahm und ausschließlich mit den Frauen der Geistlichen und Bürger Umgang pflegte. Nur schüchtern gab die Jemeljanowna ihrer Zärtlichkeit für mich Ausdruck, denn „ein so schriftkundiger, so schmucker Bube“, der Sonntags eine Weste, dann und wann aber sogar Stiefel trage, der im Kreise der Kirchendiener und Küster

angesehen und beinahe ein Herrenkind sei, — der stehe — so meinte sie — hoch über ihren verwandtschaftlichen Ansprüchen, und der Großmutter Stjepanowna allein komme das Recht zu, mich zu herzen und sich von mir herzen zu lassen.

Der Babussja kam es in ihrer Einfalt gar nicht in den Sinn, daß sie in meinen Augen einen gewaltigen Vorzug besaß, den Gemüsegarten mit den Erbsenbeeten und das Kirschgärtchen. Die Stjepanowna verhielt sich geringschätzig gegen alles Bäuerliche. Sie war eine Städterin und ließ ihren Küchengarten von Kräutern und Sträuchern überwuchern, die überall wild wachsen und keine Pflege beanspruchen. Ihr Hof sah abschreckend öde aus; bei der Jemeljanowna hingegen war er voller Leben und Bewegung. Da brüllte, an ihren Strick angebunden, eine Kuh, da krähte aus vollem Halse ein stolzer Hahn, gravitätisch inmitten der Hühner einherschreitend; gemessenen Schrittes spazierte ein Gänserich mit seinen Jungen auf und ab, in einer Pfütze tummelten sich junge Enten, und über Balken hin kletterte eine mutwillige Ziege.

Lieb hatte ich die Babussi beide, aber vorzugsweise gern besuchte ich, sonderlich zur Sommerszeit, doch die weniger reiche, aber wirtschaftlichere von ihnen. Die arme Alte war außer sich vor Freuden, wenn ich zu ihr kam. Und mir hinwiederum war bei ihr so frei und leicht ums Herz wie sonst nirgends. Kein Winkelchen in ihrem Hause, das ich nicht durchstöbert hätte. Und im Küchengarten waren die Erbsenbeete und die Blumen meine Spezialität, mein eigenster Bereich.

Die Kirschen sind reif. Die Lieblingsbabussja setzt sich mit mir in ein kleines Boot, und hinüber geht's zum Garten an das andre Ufer des Flusses. An ihrem Gurt hat die Jemeljanowna einen Krug befestigt, da hinein sammelt sie nun die frischen, saftigen Beeren; ich aber bin auf den ersten besten Baum hinaufgeklettert, sitze da frei wie ein Vögelchen auf einem Ast und schmause nach Herzenslust. Hin und wieder mahnt mich die Stimme der Alten, die Aeste nicht zu brechen, vor allem aber acht zu geben, daß ich nicht selbst den Hals breche oder als ein neuer Absalom am Baume hängen bleibe. Von Zeit zu Zeit ertönt die Klapper, mit welcher der Wächter die rücksichtslosen Kirschenräuber, die Stare, auseinanderjagt. In ganzen Schwärmen kommen diese Vögel über die Gärten geflogen und putzen, läßt man sie gewähren, geschwind die reifsten Beeren von den Bäumen ab. Die Klapper setzt ihren verwegenen Ueberfällen einigermaßen Schranken.

Es ist heiß. Kein Blättchen regt sich. Wir lagern uns zum

Essen, im Schatten der Obstbäume oder auch in dem Häuschen des Wächters. Kleine gesottene Quarkkuchen (Wareniki) in dickem Rahm, Speck und Hammelfleisch bilden unsre Mahlzeit. Am Abend zieht die ganze Familie an den Fluß, um Fische und Krebse zu fangen. Am Ufer wird Feuer angemacht und gleich an Ort und Stelle aus der Beute das Nachtessen bereitet, bei welchem patriarchalischer Frohsinn waltet. Besonders die Frau des ältesten Sohnes von Großmutter Jemeljanowna, Galja oder Anna, ein flinkes, hübsches Weibchen, brachte Leben in diese friedlichen Familienmahlzeiten. Meisterhaft verstand sie, die Wirtin zu machen und das Essen zu bereiten, war dabei nicht abgeneigt, auch etwas zu kokettieren, Scherz und Laune freien Lauf zu lassen. Mich neckte und liebkoste sie abwechselnd, so daß wir bald gute Freunde, bald wieder entzweit waren.

Rufe ich mir heute diese ländlichen Scenen ins Gedächtnis, so fühle ich mich wieder völlig zurückversetzt in jene fernen Zeiten, da auch mir Augenblicke eines vollkommenen, von keiner Sorge getrübten Glückes zu teil wurden. Viele Jahre liegen dazwischen. Aber wenn ich jetzt die Odyssee lese, dann lebe ich in Gedanken wieder unter meinen geliebten Landleuten. Bei ihnen finden sich, fanden sich wenigstens zur Zeit meiner Kindheit, Züge einer ursprünglichen Einfachheit und Unverdorbenheit, die sie mit den Helden Homers gemein haben. Die Gestalten des Eumäos, des greisen Laertes, Telemachs und der alten Wärterin rücken mir näher, werden mir verständlicher, wenn ich sie mir mit Hilfe der Sitten und Gebräuche meiner kleinrussischen Landsleute veranschauliche. Auch dieser slawische Stamm hat sich gleich der Mehrzahl der verwandten kein unabhängiges Dasein zu schaffen vermocht oder verstanden, obwohl er, wenigstens zu den Zeiten Chmelnickis, mit Macht danach gestrebt hat. Aber kräftiger als bei den Slawen des Nordens haben sich bei den Kleinrussen die Grundzüge der slawischen Eigenart erhalten — die Liebe zur Natur und die friedlichen Sitten des häuslichen und Ackerbaulebens. Es sind eben jene „Poljanen", die Nestor so anziehend beschreibt.

7.

Nach der Rückkehr des Vaters aus Petersburg.

Unerfreuliche Nachrichten waren es, die wir während dieser Zeit vom Vater erhielten. Er war glücklich bis nach Petersburg gelangt, die Vormünder des jungen Grafen hatten ihn gut empfangen, bald aber mußte er den verderblichen Einfluß des nordischen Klimas an sich erfahren. Er fing an zu kränkeln, that sich lange Gewalt an, schrieb aber doch endlich der Mutter, das einzige, wovon er noch Erleichterung hoffe, sei eine schnelle Rückkehr in die Heimat, nach Hause.

Mitte September hielt vor unserm Wohnhause eine Kibitka, die alle Spuren einer langen Reise an sich trug. Der Vater lag darin, derart entkräftet, daß man ihn auf den Armen in die Stube hineintragen mußte. Laut weinend warf sich die Mutter über ihn: sie glaubte, daß ihr nichts mehr zu thun bleibe, als ihm die Augen zuzudrücken. Doch die heimatliche Luft erwies sich so lebenskräftig, daß der Vater nach Verlauf einer Woche bereits das Bett verließ und bald ganz wieder auf den Füßen stand. Freilich seine volle Gesundheit erlangte er nicht zurück. An Händen und Füßen brachen Wunden auf, die dann bald zuheilten, bald wieder aufgingen, und er mußte beständig auf sich acht geben. Behandeln that er sich selbst. Er besaß einen ganzen Haufen von Excerpten aus medizinischen Büchern und von allerlei Notizen, die er eigener und fremder Erfahrung entnommen hatte. Mit Hilfe derselben bereitete er Arzneien, meist aus Kräutern und Wurzeln, und machte seine Sache nicht schlechter als die Apotheker der Provinz. Auf diese Art hatte er sich eine ziemlich vollständige kleine Hausapotheke für eigene und fremde Bedürfnisse gebildet. Er versagte niemand seinen Beistand, und seine Ratschläge, die er stets unentgeltlich erteilte, erwiesen sich bei den einfachen Krankheiten des Landvolkes häufig als rettende.

Die materielle Lage des Vaters hatte sich wenig gebessert. Worum es ihm aber hauptsächlich zu thun gewesen, volle Rechtfertigung — das hatte er in Petersburg erreicht. Man hatte Erkundigungen über ihn eingezogen, die seine eigenen Angaben bestätigten. Einer der Vormünder, der Senator Aljexejew, nahm warmen Anteil an seinem Geschick. Er hörte die Erklärungen des Vaters wohlwollend an, sprach sich wiederholt ganz offen und rückhaltlos mit ihm aus und schlug ihm zuletzt vor, in Petersburg zu bleiben, mit dem Versprechen, ihm dort eine Stellung zu schaffen. Das hätte

dem Geschick des Vaters und damit auch dem unsrigen gewiß eine ganz andre Wendung gegeben, aber bei seiner schwachen Gesundheit zog es ihn in die Heimat zurück. Glücklich erwirkte er sich indessen mit Hilfe eben desselben Senators die volle Unabhängigkeit von den Gutsbehörden, sowie das Recht, sich seinen Wohnort nach Belieben zu wählen. Der Ort, an dem er so viel Kränkendes erfahren hatte, war ihm gleichgültig geworden; und so trug er sich mit dem Gedanken, sich anderwärts niederzulassen unter Kleinrussen, die von der Moskauer Zivilisation noch unberührt wären. Und noch eine andre Genugthuung hatte ihm der Aufenthalt in Petersburg verschafft. Der Prozeß wegen der Mühle war zu seinen Gunsten entschieden, seine Mitpächter waren verurteilt worden, ihm alle Kosten und Einbußen zurückzuerstatten, und der Vater sollte selbst den Betrag derselben angeben. Im ganzen war es eine recht bedeutende Summe. Aber diese Compagnons, übrigens sämtlich vermögende Leute, baten so kläglich, daß der Vater darauf einging, sich um 400 Rubel Banko mit ihnen abzufinden.

Man riet ihm, dies Geld in Umsatz zu bringen. Es ward beschlossen, Heuschläge anzukaufen und das gemähte Gras dann mit Nutzen wieder zu verkaufen. Der Vater, der von Handelsunternehmungen wenig verstand, vertraute sich unglücklicherweise einem gewandten Geschäftsmann an, der sich dann als ein Spitzbube ersten Ranges entpuppte. Schließlich steckte dieser Geschäftsteilnehmer das ganze Geld ein, und was der Vater behielt, waren einige auf verschiedenen Wiesen verstreut liegende Schober faulen Grases.

Das Unternehmen, in materieller Hinsicht ein Mißerfolg, hatte aber auch seine gute Seite: es war der Anlaß zu entzückenden Fahrten über die Landgüter und Felder, wo wir oft unter freiem Himmel auf dem frisch gemähten, aromatischen Grase übernachteten.

Diese Nachtlager haben mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Keine Feder wäre im stande, den Zauber der friedlichen Steppenscenen wiederzugeben, deren ich da Zeuge war. Ringsumher atmete alles eine schlichte Schönheit, eine Fülle unbeschreiblicher Anmut, die ich bis in mein innerstes Wesen hinein empfand. Das Zirpen der Grille im duftigen Grase, der Flügelschlag des Vogels, der in der Abenddämmerung vorbeiflog, der eintönige Schrei der Wachtel, der Widerschein von den Feuern, die die Mäher angelegt, das Flimmern der Sterne in dem durchsichtigen Blau des Himmels und endlich — das allmähliche Ersterben der Töne, die in die feierliche Stille einer warmen, südlichen Nacht ausklangen, — das alles wirkte unwiderstehlich auf mein jugendliches Gemüt. Wie

süß das Einschlummern beim ruhigen Glanz der Gestirne! Wie frisch und gekräftigt erwachte ich, wenn die ersten Strahlen der Sonne, von keiner Mauer, keinem Vorhang abgehalten, mir gerade ins Gesicht hineinschienen!

Der Vater liebte, wie gesagt, die Jagd sehr. Er hatte aus Petersburg ein englisches Gewehr nebst Jagdbesteck und einen Hühnerhund mitgebracht. Niemals war er so gut aufgelegt, ja geradezu fröhlich, als wenn er im Walde Tauben, an Flüssen und auf Seen wilde Enten jagte, die hier massenhaft im Schilfe nisteten. Da bekamen es auch die Plünderer unsrer Kirschgärten, die „Schpaken" oder Stare, ab, deren wohlschmeckendes Fleisch wir hochschätzten. Zur Jagdzeit gingen an unsrer Tafel Braten, „Borschtsch" (Suppe von roten Rüben) und Wildbrühe aus dem Geflügel, das der Vater erlegte, nicht aus, und meiner Mutter kam das für ihren Haushalt sehr zu statten.

An den Streifzügen des Vaters auf Gewässern und im Walde nahm ich fast immer teil. Es kam vor, daß wir bei der Jagd auf Trappgänse und Feldhühner tief in die Steppe vordrangen. Von langen Märschen erschöpft, kehrten wir dann wohl in der ersten besten Passjeka oder Baktscha (Hütte eines Honig- oder Gemüsebauern) ein, setzten uns dort zu dem Djed (Wächter) in seinen Kurén (Zelt), den Quersäcken ward Mundvorrat entnommen, und gemeinschaftlich stillten wir unsern Hunger. Der Djed vervollständigte das Mahl mit einer Scheibe Honig oder reifen glutfarbenen Melonen und Arbusen.

Ich war glückselig auf diesen Streifzügen, obgleich meine Rolle dabei nicht die leichteste war. Den Packesel hatte ich zu machen, denn Schultern und Arme waren mir mit erlegtem Geflügel, mit Gepäck aller Art belastet. Hin und wieder mußten wir ein Stoppelfeld überschreiten, und meine bloßen Füße bekamen das tüchtig zu fühlen: bis aufs Blut wurden sie von den stechenden Stoppeln zerkratzt. Das alles aber hatte nichts zu bedeuten im Vergleich zu dem Vergnügen, welches ich und Waletka empfanden, wenn wir, sobald die Schüsse gefallen waren, davonjagten, die erlegten Stare aufzulesen oder im Riedgras der angeschossenen Enten habhaft zu werden.

Nicht selten überraschte uns ein Gewitter. Die Luft ist schwül, alles laut- und regungslos; statt sprudelnden Lebens Druck und Ermattung, erwartungsvolle Spannung in der ganzen Natur. Langsam steigt eine schwarzblaue Wolke am Rande des Horizontes empor. Sie wächst und ballt sich zusammen und umfließt das Himmels-

gewölbe. Gezackte Blitze zucken wie Pfeile über sie hin, immer näher, immer greller. Stärker, dröhnender wird das dumpfe Grollen des Donners — da plötzlich uns zu Häupten ein schmetterndes Krachen, ein ununterbrochenes blendendes Aufflammen, gerade als wenn der Himmel zerrisse. Strömender Regen gießt auf uns herab und verhüllt unsern Blicken die ganze Umgebung. So beklommen, so froh zugleich wird einem zu Mute . . .

Wir aber haben das Wetter kommen sehen und in der Hütte eines Zeidlers beizeiten eine Zuflucht gefunden. Und nun nach dem Gewitter — welch eine Wohlthat: Wie frisch und rein die Luft! Wie duften Wald und Felder! In frischem Grün prangen Gras und Blätter. Wieder zirpt die Grille, flattert der Schmetterling, zwitschern die Vögel: es ist gerade, als durchlebte man einen neuen Frühling. Immer wieder könnte ich dieses wundervolle Bild anschauen und würde mich nicht satt daran sehen, immer von neuem diesen wortlosen, von frohem Leben zeugenden Tönen lauschen und mich nicht satt daran hören.

Doch zurück zu unsern Fahrten über die Heuschläge. Eine derselben hätte mich bald das Leben gekostet. Der Vater hatte sich ein flinkes Pferdchen angeschafft, mit dem er in einer Tarataika umherfuhr. Wir fuhren zu zweit. Für mein Leben gern hätte ich einmal auf dem Bock gesessen und kutschiert. Der Vater, der meinen Wünschen sonst nicht nachgab, ließ sich diesmal, verhängnisvollerweise, bereden. Er übergab mir die Zügel, und da saß ich nun zu meiner unbeschreiblichen Freude auf dem Vordersitz. Der war aber sehr schlüpfrig, da es kurz vorher geregnet hatte. Beim Antreiben des Pferdes glitt ich auf irgend eine Weise hinab und geriet im Nu samt den Zügeln unter den Wagen. Das Pferd war jung und feurig. Es spürte, daß etwas nicht in Ordnung sei, warf sich zur Seite und stob pfeilgeschwind über das Feld hin. Der Vater war starr vor Entsetzen: er hörte mein Schreien, sah mich aber nicht. Ich war mit den Kleidern an dem hölzernen Kuppelbolzen des Fuhrwerks hängen geblieben und wurde am Boden hin geschleift. Das Pferd zum Stehen zu bringen gab es kein Mittel; in meiner Angst klammerte ich mich fest an die Zügel und ließ sie nicht aus den Händen. Zum Glück begnügte sich das erschreckte Tier, zu laufen, und schlug nicht aus, sonst wäre es um mich geschehen gewesen. Endlich schleuderte mich ein heftiger Stoß zur Erde. Der Kuppelbolzen war zerbrochen. Mit der bloßen Deichsel lief das Pferd nun noch etwa eine halbe Werst weiter und blieb dann von selbst stehen. Fast von Sinnen vor Angst um

mich sprang der Vater vom Wagen, überzeugt, daß er nur einen entseelten Körper aufheben würde, erblickte mich aber schon auf den Füßen stehend, unversehrt, wenn auch heftig erschrocken. Er wollte seinen Augen nicht trauen und betastete mich lange, um sich zu überzeugen, daß ich in der That unverletzt sei. Keines meiner Glieder hatte Schaden gelitten, nur auf der linken Wange fand sich eine Schnittwunde und desgleichen am linken Bein eine Abschürfung von dem Stoß gegen einen Stein. Notdürftig stellten wir einen neuen Kuppelbolzen her, brachten Deichsel und Vorderachse wieder in Verbindung mit der Tarataika und schleppten uns dann mühsam im Schritt bis zum nächsten Gutshof, wo wir freundliche Aufnahme fanden und uns erholen konnten.

Ueberhaupt hatten die Landleute in der ganzen Umgegend meinen Vater sehr gern. Sie vergaßen es ihm nicht, daß er hatte leiden müssen, weil er für ihre Rechte und Interessen eingetreten war. Besonders erinnerlich ist mir unter ihnen ein ehrwürdiger Greis mit Namen Gromowoj, der auf dem Gute Kriwaja Berjosa wohnte. Er hatte eine Menge von Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln, in deren Mitte er so recht den Anblick eines Patriarchen gewährte. Milde und nicht ohne eine gewisse Würde in seinem Benehmen, genoß er die höchste Achtung innerhalb seiner zahlreichen Familie, die in ihm ihr Haupt verehrte und sich stets seinen Anordnungen fügte. Seine Söhne konnten alle lesen und schreiben. Einer diente als Soldat und hatte schon den Rang eines Unteroffiziers. Der andre bereitete sich gleichfalls auf den Soldatenberuf vor und wurde von meinem Vater unterrichtet. Gromowoj war reich, er besaß große Herden von Kühen und Schafen, zwei Windmühlen, einen Bienenstand und einen ausgedehnten Garten. Der Vater und ich verbrachten oft ganze Tage bei ihm. Wie vertraute, teure Freunde wurden wir von ihm aufgenommen und bewirtet, und beim Abschied belud er unsre Tarataika immer mit allen möglichen Erzeugnissen seiner Felder, seines Gartens und seines Bienenstandes.

Das Fehlschlagen der Unternehmung mit den Heuschlägen hatte meine Eltern wieder aller Mittel beraubt. Weder Haus noch Land besaßen sie jetzt und überhaupt keine Gelegenheit zum Broterwerb durch ihrer Hände Arbeit. Der Vater suchte eine Anstellung als Gutsverwalter oder Anwalt in Rechtshändeln: er besaß eine außerordentliche Gesetzeskenntnis. Aber keine Anstellung wollte sich bieten. — Wieder galt es, sich mit Unterrichten durchschlagen. Und auch diesmal fehlte es ihm unter den lernbegierigen Kleinrussen nicht an

Schülern. So flossen denn unsre Tage nach alter Weise dahin in unablässiger Arbeit und im Kampf mit der Not.

Für meine arme Mutter erschloß sich bald noch eine neue Quelle des Kummers. In einen allzu engen Lebenskreis eingezwängt, arbeitete sich der schwärmerische, unruhige Geist des Vaters darin ab, wie ein Vogel im Käfig. Es war ein unbestimmter Drang in ihm, als suchte er etwas, und da er das Gewünschte nicht fand, so sank ihm der Mut, und er wurde die Beute einer heftigen Reizbarkeit. Seine hitzige Gemütsart führte ihn über die Schranken des eigenen Herdes hinaus, und trat dann eine Versuchung zur Untreue an ihn heran, so fehlte ihm die Kraft zu widerstehen.

Der Zufall brachte ihn in Berührung mit einer jungen Witwe, deren Gut in unsrer Nachbarschaft lag. Es war eine auffallende Schönheit von südländischem Typus, ein ovales Gesicht von goldbrauner Hautfarbe, Haare wie Rabenfedern und Augen — im vollen Sinne des Wortes „klar wie der Tag und dunkel wie die Nacht". Unbegreiflich, wie sie in unserm Landstrich geboren werden konnte: im fernen Süden, in Andalusien hätte ihre Wiege stehen müssen. Zwei Jahre hatte sie in Petersburg und Moskau verbracht und sich dort eine feinere Lebensart angeeignet, durch welchen ihre Schönheit und angeborene Anmut an Reiz noch gewannen.

Ihr Gatte, dessen Gesundheit ganz zerrüttet war, wandte sich um Rat an meinen Vater. Dieser sah auf den ersten Blick, daß es für den Kranken keine Rettung gab — er litt an der Schwindsucht — fing aber dennoch an, ihn zu besuchen und mit irgend einem Kräutertrank zu behandeln, um vorzeitige Aufregung zu vermeiden. Einst nahm er zufällig auch mich mit; wir kamen gerade zurecht, um noch den letzten Seufzer des Kranken zu vernehmen. Damals zuerst trat mir der Tod von Angesicht zu Angesicht entgegen, und sein düsteres Bild machte mir einen unauslöschlichen Eindruck. Den Sterbenden umstanden der Priester, mein Vater und noch mehrere andre Personen. Laut weinend beugte sich die Frau über sein Kopfkissen. Ich stand in einer Ecke des Zimmers und beobachtete zugleich angstvoll und neugierig alles, was vorging. Der Kranke hatte soeben erst gebeichtet und kommuniziert. Er atmete schwer und mit Unterbrechungen, bemühte sich lange, zu sprechen, und vermochte es nicht. Endlich, zum Priester gewendet, brachte er die Worte hervor: „Bleibt mir nicht sonst noch etwas zu thun?"

Das war seine letzte Anstrengung; seine Augen schlossen sich, er hörte auf zu atmen.

„Alles ist zu Ende," sagte der Vater, „da haben wir die ganze Philosophie." Er legte besonderen Nachdruck auf das letzte Wort. Der Priester war ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, und der Vater hatte oft über philosophische Dinge mit ihm geredet und gestritten. Was mich bei dieser Scene am meisten ergriff, das war die Ruhe des Sterbenden. Und so trat mir der Tod bei der ersten Begegnung nicht sowohl in grauenerregender, als in feierlicher Gestalt entgegen.

Auch nach dem Tode des Mannes fuhr der Vater fort, die schöne Witwe zu besuchen, die sich mit der Zeit gewöhnt hatte, in ihm ihren einzigen Freund zu sehen. Zwischen beiden bildete sich ein Verhältnis, das meiner Mutter lange Zeit hindurch das Leben verbittert hat. Aber großmütig verschloß sie ihren Kummer in ihr Herz, mit keiner Klage, keinem Vorwurf peinigte sie das ohnehin tief gedrückte Gemüt des Vaters. Sie duldete auf ihre Art, schweigend, ohne Murren, bemüht, in der Erfüllung ihrer Pflichten Trost zu finden.

Ich wuchs inzwischen heran, ohne daß sich in meinem persönlichen Leben etwas Außerordentliches ereignet hätte; nur war ich ganz dem Zufall preisgegeben, wie es sich in ärmlichen Lebensverhältnissen, wo an keine systematische und regelrechte Beschäftigung mit der Ausbildung der Kinder zu denken ist, nicht vermeiden läßt. Von Erziehung war da keine Rede, es handelte sich bloß um ein Aufwachsen unter dem Einfluß gewisser Bedingungen. Von selbst, ohne jede Bemühung und Einmischung andrer vollzog sich meine ganze innere Entwickelung. Mein Wachstum glich dem eines jungen Baumes im Walde: kommen warme, heitere Tage, so grünt er und treibt neue Schößlinge; ein Frost fällt ein — und seine Blätter welken und schrumpfen. Die Blüte, die sich eben entfalten wollte, fällt ab.

Um mein sittliches Leben kümmerte sich allerdings meine Mutter bis zu einem gewissen Grade, und ihr verdanke ich natürlich die ersten Begriffe von Ehre und Pflicht. Aber in der Hauptsache war ich mir selbst überlassen und zog mich mehr und mehr in mich selbst zurück. Geriet ich auf unangenehme Weise mit jemand aneinander, so floh ich stets in irgend einen Schlupfwinkel; ich lief dann wohl zur Scheune, vergrub mich im Heu und ließ meinen Schmerz sich dort austoben; dann fing ich an, mir die unwahrscheinlichsten Luftschlösser zu bauen. Ueberhaupt zogen mich die lärmenden Spiele der Kinder wenig an: unter einer Menge fremder Knaben fühlte ich mich unbehaglich und wie verloren. Im Verkehr

mit einzelnen erwählten Genossen hingegen war ich lebhaft, fröhlich und voller Einfälle.

Als der Vater meine Lesesucht bemerkte, fing er an, mir ernsthafte Bücher vorzulegen. Aber in solchen Fällen verflüchtigte sich das Interesse am Gelesenen gar bald. Es waren großenteils trockene Leitfäden, die hin und wieder auch mein Fassungsvermögen überstiegen. Da schiebt man mir etwa eine russische Geschichte — Ausgabe für Volksschulen — in die Hände. „Lies!“ heißt es, „das hat mehr Wert als die und die nichtsnutzigen Bücher und wird dir besser thun, als wenn du dich auf dem Hofe herumtreibst.“

So sitze ich denn und lese von den Poljänen, Drewljänen, Kriwitschen und Wjätitschen. Die fremdartigen Namen erregen mein Staunen. Ich blättere weiter: da werden Schlachten aufgezählt, mörderische Kämpfe der Fürsten . . . Schon lange aber schweben meine Gedanken frei, wie der Vogel in der Luft, in jenem Zauberreich, wo ich selbst unumschränkter Herr und Gebieter bin.

8.

Neuer Wohnort, neue Menschen.

Lange mußte der Vater warten; endlich gelangte er doch zu der ersehnten Anstellung. Im Kreise Bogutschar lebte die reiche Gutsbesitzerin und Herrin von 2000 Seelen, Marja Feodorowna Bedrjäg. Sie bot dem Vater das Amt des Verwalters auf ihrem Gute, wo sie zugleich ihren Wohnsitz hatte. Die Bedingungen waren vorteilhafte, besonders wenn man unsre damalige Lage in Betracht zog. 1000 Rubel Gehalt bei voller Verpflegung. Rasch machten wir uns auf den Weg und verließen Alexejewka im Sommer 1811.

Unsre Reise war sehr angenehm. Leichteren Herzens, von freundlichen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt, fuhren wir unsre Straße. Und auch die Gegend, durch welche dieselbe führte, war höchst anmutig. Die Ebene, die sich zwischen Birjutsch und Bogutschar etwa 200 Werst weit nach Süden dehnt, ist eine der fruchtbarsten von der Welt. Malerisch eingefaßt von sanft geschwungenen Hügeln, mit sauberen kleinrussischen Häuschen übersäet

und von zahlreichen Zuflüssen des Don bewässert, entfaltet sie Ertragskräfte von erstaunlicher Ueppigkeit. Hundertfältig lohnt das schwarze Erdreich die leichte Mühe des Ackerbauers. Das Land wäre vollkommen zu nennen, wenn ihm nicht die Wälder fehlten. Aber auch daran trägt es keine Schuld. Der Boden hat sie im Ueberfluß hervorgebracht, bis er endlich völlig erschöpft war. Rohe Gutsbesitzer haben sie, um die Zukunft unbekümmert, erbarmungslos ausgerottet. Selbst hundertjährige Eichen wurden nicht verschont.

Die Bevölkerung der Gegend war durchweg kleinrussisch. Die Bauern seufzten unter dem Joch der Leibeigenschaft. Weniger gedrückt war ihre Lage noch bei den reichen Gutsbesitzern, den Herren über Tausende von Seelen, denn hier waren die Bauern großenteils Pächter; immerhin hatten auch diese von der Willkür der Verwalter und Aufseher nicht wenig zu leiden. Dagegen wurden auf den kleinen Gütern die unglücklichen Untergebenen von ihren Grundherren in Bezug auf Arbeitskraft und Besitz buchstäblich ausgesogen. Weder über ihre Zeit noch über ihr Eigentum hatten sie hier zu verfügen. Fronarbeiten verschlangen jene, und dieses war der Habsucht und Willkür des Gutsbesitzers preisgegeben. Dazu kam hie und da noch eine unmenschliche Behandlung und im Gefolge der Grausamkeit nicht selten sittliche Verworfenheit: ungestraft mochte der Gutsbesitzer an der schönen Frau oder Tochter jedes Vasallen seine Lust büßen, als wäre es bloß eine Arbuse oder Melone aus seinem Fruchtgarten.

Ausnahmen im guten Sinne gab es natürlich hier wie überall, aber im allgemeinen war die Lage der Dinge derart, wie ich sie hier schildere. In Massen und in kleiner Anzahl konnte man Menschen kaufen und verkaufen, familienweise und einzeln, gleich Ochsen oder Hämmeln. Und nicht nur die Edelleute, auch Bürger und vermögende Bauern trieben den Menschenhandel, indem sie Leibeigene auf den Namen irgend eines Beamten oder ihres eigenen Herrn und Patrons eintragen ließen.

Nur totschlagen durfte man seine Leute nicht. Aber Worte wie: Ich habe dieser Tage ein Mädchen gekauft oder einen Knaben, einen Kutscher, einen Diener verkauft, wurden so gleichmütig ausgesprochen, als handelte es sich um eine Kuh, ein Pferd oder ein Ferkel.

In der Zeit seiner humanen Bestrebungen hat Kaiser Alexander I. der Absicht Ausdruck gegeben, die Lage seiner Unterthanen, soweit sie leibeigen waren, zu bessern. Auch hat es nicht an Ver-

suchen gefehlt, die Gewalt der Gutsherren einzuschränken, doch gingen dieselben spurlos vorüber. Ueppig, standesgemäß, wie man es nannte, wollte der Adel leben. Was ihn auszeichnete, war, daß er in unsinniger Weise verschwendete und seinen Lüsten fröhnte. Die Bauern aber hatten keinen Begriff von andern sittlichen Aufgaben, als unweigerlichem Gehorsam gegenüber dem Willen ihres Herrn, — sie kannten keine andern Annehmlichkeiten des Lebens, als eine rauchige Hütte und ein Stück Schwarzbrot mit Kwaß.

Doch da sind wir an unserm Bestimmungsort angelangt. Es ist die Slobode Pissarewka, die etwa 30 Werst weit von der Kreisstadt Bogutschar liegt. An 2000 Seelen wohnten in diesem großen Dorf. Eine tiefe Schlucht scheidet es in zwei ungleiche Hälften; die kleinere, die 500 oder 400 Seelen zählte, hieß das Zajarische Pissarewka und gehörte dem Bruder der Marja Feodorowna Bedrjäg, Grigori Feodorowitsch Tatartschukow. Zu der andern rechnete man noch eine Anzahl Güter und weit ausgedehnte Ländereien.

Einer malerischen Lage konnte sich Pissarewka nicht rühmen, es breitete sich in der flachen Niederung des Flusses Bogutschar aus, an dessen Ufern auch eine Anzahl von Gütern und das unbedeutende Bezirksstädtchen gleichen Namens lagen. Das Herrenhaus, ein altes, hölzernes Gebäude, war baufällig und unansehnlich. Die Gutsherrin hatte immer vor, es umzubauen, schob aber die Ausführung ihrer Absicht von Jahr zu Jahr hinaus. Schließlich zog sie vor, in ein andres Haus umzuziehen.

Bis hart an den Fluß dehnte sich ein weiter Garten, und jenseits ragte eine Branntweinbrennerei empor, wie sie damals notwendig zu dem Wirtschaftsbetrieb kleinrussischer Gutsbesitzer gehörten, die das unbeschränkte Brennrecht besaßen.

Uns wies man ein ganz behagliches kleines Seitengebäude in der Nähe des Herrenhauses an. In den ersten Tagen quälte uns Langeweile. Bekannte hatten wir noch nicht. Wir waren der Gegenstand der allgemeinen Neugier und — wie sich später herausstellte — auch der Ueberwachung. Der Vater begab sich jeden Morgen zu der Gutsherrin, kehrte spät zurück und vertiefte sich sofort in Rechnungen und wirtschaftliche Erwägungen.

Seine erste Unterredung mit der Gutsherrin verlief stürmisch. Er fand ihr Gut in entsetzlicher Unordnung, die Bauern erbarmungslos zu Grunde gerichtet. Dank der schlechten Verwaltung trug das Gut nicht die Einkünfte, die es hätte tragen können, und die die Besitzerin vergeblich herauszuschlagen suchte, indem sie die Kräfte der Bauern durch ein Uebermaß an Fronden und Abgaben ausbeutete.

Der Vater machte sich anheischig, alles in Ordnung zu bringen, die Einkünfte der Gutsbesitzerin zu vermehren und den Wohlstand der Bauern herzustellen, forderte jedoch volle Freiheit des Handelns. Das gefiel Marja Feodorowna Bedrjäg nicht. Eigensinnig, wie eine richtige Dame, folgte sie nur ihren Launen und Capricen und fand den Gedanken unerträglich, daß irgend ein Wesen auf ihrem Gute anders als ihrem Willen gemäß zu atmen und sich zu bewegen wage.

Sie war nicht dumm von Natur und hatte in dem Vater sofort einen fähigen, einsichtigen und beharrlichen Menschen erkannt. Sie wünschte seine Dienste zu nutzen, in der Weise jedoch, daß sie ihm die erste Rolle nicht abzutreten brauchte oder wenigstens äußerlich, wie bisher, alleinige Leiterin des Ganzen blieb. Aber die Notwendigkeit zwang sie, nachzugeben. Sie erteilte dem Vater uneingeschränkte Vollmacht und versprach, sich jeder Einmischung zu enthalten.

Dies Abkommen war aber nur ein zeitweiliges. Mein Vater sowohl wie die Gutsherrin Bedrjäg waren Persönlichkeiten, die sich zu friedlichem Zusammenwirken augenscheinlich nicht eigneten. Es war unvermeidlich, daß sie über kurz oder lang aneinander gerieten, daß darauf ein Bruch erfolgte, peinlich für beide Teile, besonders aber für meinen Vater, den Mann ohne Stand und Vermögen, während Marja Feodorowna ihr Reichtum und ihre hervorragende Stellung innerhalb der Provinzialgesellschaft zu gute kamen.

Im Grunde war die Gutsbesitzerin Bedrjäg nicht besser und nicht schlechter als alle russischen Damen jener Zeit. Viele nannten sie böse, und sie war es thatsächlich, aber nur soweit Roheit und schrankenlose Gewalt in der Periode der zu Recht bestehenden Leibeigenschaft den ganzen russischen Herrenstand dazu machten.

Sie war über die Fünfzig hinaus, ihre Erscheinung — weder schön noch häßlich — hatte im ganzen doch durchaus nichts Anziehendes. In ihrem Gesichtsausdruck lag ein Zug abstoßender Härte, und ihr finsterer, lauernder Blick sagte deutlich genug, daß man warmes, weibliches Empfinden vergeblich bei ihr gesucht hätte. Aus ihrem Benehmen sprach immer Gereiztheit, gerade als wenn sie sich fortwährend über jemand ärgerte. Diejenigen indessen, die sie nötig hatte, wußte Marja Feodorowna auch freundlich zu behandeln, soweit ihre natürliche Barschheit und ihr hochfahrendes Wesen es zuließen. Mit Versprechungen war sie sehr freigebig, aber geizig im Erfüllen.

Der häßlichste Zug in ihrem Charakter war ihre Streitsucht. Mit allen ihren Nachbarn lebte sie in Unfrieden oder

Rechtshändeln. Wer mit ihr bekannt wurde, kam selten ohne eine Vorladung vor Gericht davon. Beständig umschwärmten sie Sachwalter aller Art, von denen die meisten selbst wenig rechtskundig waren, ihr bloß schmeichelten und ihre Angelegenheiten noch mehr verwirrten.

Auch die abgeschmacktesten Projekte faßte sie begierig auf, wenn dieselben irgend auf Erweiterung ihres Besitzstandes und Verstärkung ihres Einflusses im Bezirke abzielten oder eine bessere Ordnung der Gutsverwaltung versprachen. Mit einem solchen Projekt hatte jedermann Zutritt bei ihr und jedermann gewann damit, wenn auch nicht auf lange, ihr Vertrauen. Ein Betrüger verriet sich natürlich bald und sie jagte ihn dann davon, aber nur, um in die Hände eines andern zu fallen. Daß es einem ehrlichen Manne nicht leicht gelang, ihr Wohlwollen und ihr Vertrauen zu erringen, bildete einen seltsamen Gegensatz dazu.

Meinem Vater kostete es einen harten Kampf, sich ihre Zustimmung für Maßregeln zu verschaffen, die augenscheinlich ihren Vorteil bezweckten, und ein thörichtes Weib, die Jüdin Feodossja, entlockte ihr gleichzeitig mit Leichtigkeit die Erlaubnis zu Dingen, die später in ihren Folgen der Gutsherrin selbst, wie auch ihrem Verwalter, viel zu schaffen machen sollten.

Marja Feodorowna hatte eine wahre Leidenschaft, immer beschäftigt zu erscheinen. Und wirklich sah es in ihrem Zimmer wie in dem Kabinett eines Geschäftsmannes aus. Der Tisch war überladen mit Papieren, ganze Stöße davon lagen auf dem Boden verstreut. Einige Stunden des Tages verbrachte sie unbedingt mit der Feder in der Hand, umgeben von ihren würdigen Beratern oder die geheimen Berichte der Feodossja anhörend. Selten empfing sie jemand, der nicht in Geschäften zu ihr kam, und machte selbst nirgends Besuche; sie hielt eine Unzahl von Dienstboten, darunter wohl allein zehn Stubenmädchen.

Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein zitterten die Aermsten vor Furcht, es ihrer Herrin nicht recht zu machen und sich ihren Zorn zuzuziehen. Schließlich wurden sie dann in der Regel den Händen eines gewissen Stjepan Stjezki überliefert; das war ein hinkender Alter, der eine Vertrauensstellung im Hause einnahm und zu dessen Bereich unter anderm der Stall nebst einer ganzen Kollektion von Ruten gehörte. Wehe den Unglücklichen, die in Stjezkis Hände fielen. Mit Meisterschaft und Liebhaberei handhabte er die Peitsche, besonders bei Mädchen, und diesen wurde von seinem bloßen Anblick beklommen zu Mute.

Es gab eine ganze Anzahl hübscher Gesichter unter ihnen, und dazu gehörte auch eine gewisse Christine, die in der Geschichte meiner Kindheit eine Rolle gespielt hat. Doch wehe der Unglückseligen, die den zarten Trieben der Liebe nicht zu widerstehen vermochte: allen erdenklichen Foltern wurde sie unterworfen. Marja Feodorowna war eine unerbittliche Verfechterin der Sittlichkeit und verurteilte ihre Stubenmädchen zu lebenslänglicher Keuschheit. Sogar zum Heiraten versagte sie ihnen die Erlaubnis.

Es versteht sich von selbst, daß die Tyrannei hier wie überall ihren Zweck verfehlte. Heimlich gaben sich die Mädchen Liebesverhältnissen hin, und die Leidenschaft war um so heftiger, je strenger es ihnen verboten war und je hoffnungsloser ihnen die Zukunft erschien. Ihre einzige Sorge war, nicht schwanger zu werden, und in der Mehrzahl der Fälle gelang ihnen das.

Marja Feodorowna hatte eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter Kleopatra Nikolajewna war mit einem Kosakengeneral, Denissow, wenn mir recht ist, vermählt. Aus Berechnung und Egoismus, die ja bisweilen den Charakter kluger Behutsamkeit annehmen, mäßigte sich die Mutter in ihrer Bosheit — die der Tochter kannte keine Grenzen. Sie war böse durch und durch und nichts als böse. Leidenschaften, Laster, durch welche harte Naturen, denen bessere Eigenschaften abgehen, milder oder, richtiger, mürbe werden, besaß sie nicht. Weder Habgier noch Ehrgeiz noch Wollust hatten Raum in ihrer Seele, sondern einzig und allein die Sucht, allem, was Schmerz empfinden kann, ein Leid anzuthun, alles, womit sie in Berührung kam, durch die bloße Berührung zu vergiften. Ihr Mann hatte sie einige Monate nach der Hochzeit davongejagt. Sie kehrte zu ihrer Mutter zurück und setzte sich bei ihr fest, fast als hätte sie ihrerseits nun deren Geißel und Strafe werden sollen. Nur eine so kieselharte Natur wie Marja Feodorowna Bedrjäg konnte die Gegenwart eines solchen Ungeheuers ertragen.

Nicht viel besser als die Tochter waren die Söhne. Sie dienten beide in Petersburg. Der ältere, Samuel, bekleidete in der Folge das Amt eines Vorsitzenden am Kriminalgerichtshof zu Woronesh, und die Wildheit seines Wesens setzte selbst die zügellosesten unter den Grundherren in Erstaunen. Er prügelte die Menschen zu Tode und war nicht sowohl Richter als Henker. Doch nahm er, wie man behauptet, keine Bestechungen an. Feodor, Marja Feodorownas zweiter Sohn, zeichnete sich weniger durch Bosheit als durch Gemeinheit aus und führte ein unordentliches Leben.

Das war der Zufluchtsort, an den die Wogen des Lebens unsern lecken Kahn getrieben hatten.

Doch ich wiederhole es: dem Uebel benachbart, hat irgendwo auch ein kleiner Bruchteil des Guten unfehlbar seine Stätte. Das Weltgesetz der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit wäre sonst aufgehoben. Kein Wunder daher, wenn auf ein und demselben Boden, der Bedrjägs hervorbringt, zuweilen auch Persönlichkeiten ganz andrer Art erwachsen. Der zajarische Teil der Slobode Pissarewka gehörte, wie ich schon sagte, dem Bruder der Marja Feodorowna, Grigori Feodorowitsch Tatartschukow, der ein höchst origineller Mann mit ausgeprägten Wunderlichkeiten, zugleich aber sehr klug und gut war. Damals ein hoher Sechziger, hatte er keine gründliche Bildung erhalten, denn eine solche gab es zu der Zeit in Rußland nicht. Aber von Natur war er mit glücklichen Fähigkeiten und einem für jene Zeit seltenen humanen Streben begabt.

Man möchte fragen, woher um die Mitte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts solche Menschen bei uns kamen, woher sie ihre Weltanschauungen schöpften. Der Schlag rief sie ins Leben, den Peter der Große mit reckenhafter Hand gegen die russische Roheit geführt hatte; noch aber waren sie selten, und nur zu Zeiten sprühten sie auf wie Funken, die der Stahl aus dem Stein schlägt. Sie fanden ringsumher keine Unterstützung. Katharina II. strebte in der That nach dem Ruhm, den im 18. Jahrhundert die Philosophen den Herrschern anziehend zu machen verstanden hatten — dem Ruhm, die Menschen menschlich zu bilden. Verstand und Talenten, Kunst und Wissenschaft gewährte sie ihren Schutz in der Voraussetzung, daß Rußland alles dessen nicht minder bedürftig sei, als der politischen Macht, und daß sie sich eben dadurch in der Geschichte einen Platz neben Peter dem Großen bereite. Auserwählte Geister, wie die, von denen wir reden, schlossen sich Katharina an, erfuhren auch ihrerseits den Zug der Zeit. Ohne die furchtbare Kluft gewahr zu werden, die zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung, Bestrebung und Ziel liegt, lasen sie sich in aller Herzenseinfalt in Voltaire und die Encyklopädisten hinein und folgten begierig allem, was damals in russischer Sprache gedruckt und herausgegeben wurde. Und im Vergleiche zu den vorhergegangenen Zeiten wenigstens wurde nicht wenig herausgegeben und gedruckt. Ssumarokow, Nowikow, Kurganow, sowie bisher noch nicht nach Verdienst gewürdigte Männer — ein Feodor Emin, Cherasskow — von Lomonossow, Fon-Wisin, Djershawin nicht zu reden — gaben den Geistern reichliche Nahrung. Auch für solche Bücher, wie die juristischen Werke des

Justi oder „Die Schöpfungen des Weltweisen Plato" in der Uebersetzung des Ssidorowski und Pachomow, fanden sich Leser. Das alles führte freilich nicht zu irgend etwas Thatsächlichem, doch fordert es die Menschen wenigstens zum Nachdenken auf und machte sie vertraut mit Begriffen von einer besseren Ordnung der Dinge, mit Gesittung, Brauch und Leben der Völker, die uns an Bildung voraus waren. Wer an dieser Bewegung teilnahm, war damals ein Mann des Fortschritts, ein Liberaler, aber nicht im heutigen Sinne dieses Wortes, sondern — wenn der Ausdruck erlaubt ist — ein entsagender Liberaler: Diese schufen nicht Lehren und Utopieen von einer politischen Umgestaltung Rußlands, sondern begnügten sich mit der Ueberzeugung, daß die Lage der Dinge in Rußland sich in geistiger und sittlicher Beziehung bald bessern müsse, daß alles Vorpetrinische darin morsch sei, und daß es nicht säumen werde, mit raschen Schritten auf der Bahn der Aufklärung fortzuschreiten.

Auch Grigori Feodorowitsch Tatartschukow war ein Mann von dieser Art. Er lebte in enger Freundschaft mit meinem Vater, und so sah ich ihn oft, hörte ihn oft reden, und manches seiner Worte ist mir in der Seele haften geblieben.

Er war nicht groß von Wuchs und hielt sich etwas gebückt, wohl infolge der Angewohnheit, beim Gehen vor sich nieder zu blicken. Von Antlitz glich er nicht unsern Gutsbesitzern mit ihren meist geistlos flachen oder in frecher Zügellosigkeit schwammig aufgedunsenen Gesichtern. Das seine war geistvoll mit einem Anflug kaum wahrnehmbarer Ironie. Es war ein denkender Mensch: davon zeugten seine großen, in ruhigem Glanze leuchtenden Augen. Er war unwandelbar sanftmütig, das sprach sich besonders in seinem Lächeln aus, obwohl er selten lächelte, wie er denn Gleichmaß und Ruhe in allen seinen Handlungen wahrte.

Mit dem Adel seiner Erscheinung, der Trefflichkeit seines Wesens stand aber ein befremdender Cynismus in Bezug auf die zugehörigen Aeußerlichkeiten, d. h. die Kleidung, in unfaßbarem Widerspruch. Er trug immer ein und denselben tabakbeschmierten, mit Flecken aller Art bedeckten, fettglänzenden und fadenscheinigen Rock. Dieser Rock war noch dazu beständig aufgeknöpft und ließ ein Hemd sehen, das wieder über der Brust klaffte. Mein kindliches Schamgefühl verletzte das sehr. Den breiten Schlitz seiner Hosen knöpfte er, wohl der Symmetrie wegen, auch niemals gehörig zu. An der Seite schlenkerte, von der Schulter herabhängend, ein großer unförmlicher Sack, den Grigori Feodorowitsch seinen Tabaksbeutel nannte; im Munde steckte die Pfeife, die er nur zum Essen und Schlafen herausnahm.

Wer nach der Kleidung urteilte, hätte denken können, daß er einen Pljuschkin vor sich habe, der in seinem Geiz die Grenzen des Anstandes und des gesunden Menschenverstandes mißachtete. Er hingegen war freigebig, zu kleinlicher Knauserei ganz unfähig; er hielt auf Reinlichkeit, liebte Schönheit und Komfort in jeder Beziehung, die eigene Person ausgenommen. Seine Leute hielt und kleidete er wie selten jemand; das Haus war nicht mit Aufwand, doch durchaus anständig ausgestattet, die Gartenanlage, die er selbst ausgeführt hatte, höchst geschmackvoll. Ringsumher auf dem Gute zeugte alles von der hohen Bildungsstufe des Besitzers, der, abgesehen von dem nachlässigen Verhalten gegen die eigene Person, seine Standesgenossen in jeder Hinsicht weit überragte.

Letzteres berührte um so befremdender, als Tatartschukow dem schönen Geschlecht sehr zugethan war. Sein Alter hinderte ihn nicht, auf Liebesabenteuer auszugehen. Er mochte die Abwechslung darin und behielt seine Schwäche für die Frauen bis ans Ende; und er starb achtzig Jahre alt.

In seinem 72. oder 73. Jahre vermählte er sich zum zweitenmal mit einer jungen, anziehenden Baronesse Wolff, die ihm eine Tochter schenkte. Aus erster Ehe hatte er zwei Töchter und drei Söhne. Von diesen war einer in militärischen Diensten, der andre studierte an der Moskauer Universität, der dritte, ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, bereitete sich für den Eintritt in irgend eine Lehranstalt vor.

Das Vermögen von Grigori Feodorowitsch Tatartschukow bestand in 600 Seelen anstatt des vollen Tausend, das ihm von Rechts wegen nach dem Tode seines Vaters zukam. Marja Feodorowna war es gelungen, ihm 400 Seelen zu entziehen, eine Thatsache, die er mit stoischem Gleichmut trug. Er liebte die Schwester nicht, doch nicht etwa, weil sie ihn beraubt hatte, sondern weil sie in Gesinnung und Denkart den vollsten Gegensatz zu ihm bildete. Grigori Feodorowitsch war mit seiner Lage zufrieden, und — was noch wichtiger ist — alle waren mit ihm zufrieden. Die Bauern vergötterten ihn: in seiner Umgebung lebte es sich für jedermann angenehm und zwanglos. Es gab kein Beispiel, daß er jemand gekränkt hätte. Mit einer für jene Zeit seltenen Selbsterkenntnis und Aufrichtigkeit äußerte er mehr als einmal zu meinem Vater: „Die Bauern sind mir in nichts verpflichtet, im Gegenteil, ich bin ihnen verpflichtet, da ich von ihrer Arbeit lebe.“

Tatartschukow träumte nicht von irgend welchen Reformen, weil er vollkommen einsah, daß solche bei dem Grundübel unsrer

damaligen gesellschaftlichen Verfassung undurchführbar seien, und weil er überzeugt war, daß die oberste Gewalt des Reiches jede Einzelbestrebung, die darauf abzielte, paralysieren werde.

Bei der bestehenden Ordnung der Dinge hielt er nur eines für möglich: das Gute persönlich, sozusagen von einem Tage zum andern, in dem seinem Einfluß zugänglichen Kreise zu verwirklichen, und da übte er es edel, uneigennützig, unermüdlich, ohne sich erbittern zu lassen, wenn ihm Undankbarkeit begegnete, ohne von irgend jemand Lob zu erwarten.

Grigori Feodorowitsch war nicht lange in Staatsdiensten und nahm seinen Abschied mit dem Range eines Lieutenants. In ihm war kein Tropfen von Ehrgeiz.

9.

Unser Leben und Treiben in Pissarewka.

Mein Vater widmete sich seinen Amtsgeschäften mit Energie. Bald verspürten Gutsbesitzerin wie Bauern die wohlthätigen Folgen seiner redlichen Bemühungen. Jene wurde Ordnung und Vorteile gewahr, wo man seit vielen Jahren nichts davon gesehen hatte. Diese fingen an, sich von ihren Bedrängnissen zu erholen und bekamen inmitten ihrer Armut und ihres Elends einen Vorschmack von künftigen, glücklicheren Tagen.

Marja Feodorowna sah sich zu der Erkenntnis genötigt, daß sie meinem Vater vieles verdanke. Sie hatte sich von seiner Ehrlichkeit überzeugt und vertraute ihm das Schicksal ihres Erbgutes ohne Vorbehalt an. Sie selbst beschloß, wie sie es schon längst vorhatte, eine Reise mit ihrer Tochter zu deren Mann, ihrem Schwiegersohn, in die Stanizen am Don zu unternehmen. Sie hoffte die beiden miteinander auszusöhnen, im Grunde aber wünschte sie, sich von diesem liebenswürdigen Wesen loszumachen und es einem andern aufzubürden.

Sie reisten ab. Der Vater hatte nun völlig freie Hand für die Leitung aller Gutsangelegenheiten. Etwa ein Jahr lang dauerte die Abwesenheit der Gutsherrin, und für unsre Familie war dieser Zeitabschnitt, wenn nicht der glücklichste, so doch jedenfalls der unabhängigste und ruhigste.

Inzwischen hatte sich in Pissarewka eine für jene ferne Steppengegend bemerkenswerte Gesellschaft gebildet. Den Vater und Tatartschukow verband innige Freundschaft. Grigori Feodorowitsch hatte sich, wie ich schon sagte, eben erst mit einem blutjungen, sehr netten und gebildeten Mädchen, der Baronesse Wolff, vermählt. Sie war mit ihrer Mutter und zwei Schwestern nach Pissarewka zu Gast gekommen und eroberte das Herz des Gutsherrn im Fluge.

Diese Baronessen Wolff waren deutsche Aristokratinnen, die sich der Verwandtschaft mit dem bekannten Feldmarschall Laudon rühmten. Aber sie waren verarmt und verlebten jetzt die letzten Reste eines einst bedeutenden Vermögens.

Baronesse Julie folgte nicht dem Zuge ihres Herzens, als sie Grigori Feodorowitsch ihre Hand reichte; sie that es unter dem Drucke der Armut, die immer lastender und dringender wurde. Die alte Mutter hatte noch Söhne. Der eine stand in militärischen Diensten und vermochte seiner Familie keinerlei Unterstützung zu gewähren. Zwei minderjährige waren im Kadettencorps zu Petersburg, und der älteste, ein Idiot, befand sich bei der Mutter.

Julie war keine Schönheit, besaß aber viel Liebreiz. Ich erinnere mich ihrer lebhaft. Es war eine Brünette von mittlerem Wuchs mit gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtszügen. In scharfem Gegensatz zu allen Damen der Provinz fiel sie auf durch den angeborenen Adel ihrer Erscheinung und ihres Benehmens. Sie war damals eben erst 20 Jahre alt geworden, und ihr Mann war über die Siebenzig hinweg. Und was für ein Mann! Er war freilich der klügsten und edelsten Einer, aber ein Stallgeruch ging von ihm aus. Auch nach der Vermählung zog er immer in dem gleichen fettigen Rock und herabschlotternden Hosen umher. Derselbe ekelhafte Sack schlenkerte ihm auf dem Rücken. Es war überhaupt nicht leicht, durch die Schmutzschicht, die sich im Laufe von 70 Jahren auf ihm angehäuft hatte, zu dieser Perle von einer Seele hindurchzudringen, am wenigsten für eine blutjunge, unerfahrene Frau. Trotzdem hatte sie, wie es scheint, lange Zeit keine Nebenverhältnisse. Schließlich jedoch wurde ihr das Leben mit diesem Satyr so zuwider, daß sie ihn nach vielen stürmischen häuslichen Scenen kurzerhand verließ und nach Moskau reiste. Vor der Abreise schenkte sie ihm übrigens noch eine Tochter.

Von den beiden andern Töchtern der Baronesse Wolff war die mittlere, Karoline, auch gar nicht übel, die älteste dagegen, Wilhelmine, konnte weder durch Jugend noch Schönheit mehr glänzen.

Tatartschukow hatte, wie oben erwähnt, noch zwei Töchter aus erster Ehe, Ljubow und Elisabeth. Beide waren dick, rotbackig und plump, indessen so klug und gut, daß man ihr unschönes Aeußere darüber vergessen mußte — besonders von der jüngeren, Elisabeth, einem Engel an Sanftmut, war alle Welt hingerissen.

Im Schoße dieser Familie fanden Vater und Mutter eine Aufnahme wie bei Verwandten; die Entfernung zwischen ihren Häusern war nicht groß, und so lebten sie fast beständig beisammen. Bald gesellten sich noch andre Persönlichkeiten zu ihnen. Die Franzosen hatten Moskau besetzt, in Massen drängten die Einwohner nach dem Innern Rußlands, und jeder suchte Zuflucht, wo er irgend konnte. Tatartschukows zweiter Sohn, Aljexej, hatte soeben seine Studien an der Moskauer Universität vollendet und eilte nun zu einem kurzen Wiedersehen mit dem Vater nach Hause; dann wollte er sich an dem nationalen Kriege beteiligen. Auf der Flucht vor dem Feinde trafen mit ihm zugleich der Moskauer Professor der griechischen Litteratur, Ssjemjen Iwaschkowski, seine Frau und ein junger Verwandter, Michailo Ignatjewitsch Bjeljäkow, in Pissarewka ein. Sie alle fanden bei dem alten Tatartschukow, ein Unterkommen. Auch der Priester der Slobode, der geistreiche Vater Johannes Donetzki, mit seiner sehr hübschen Frau schloß sich ihnen oft an.

Auf diese Art hatte sich in Pissarewka ein kleiner Kreis gebildeter Menschen zusammengefunden, wie das Gouvernement während der ganzen Zeit seines Bestehens ihrer schwerlich viele gesehen hat. Diesem Kreise war es beschieden, heftige dramatische Auftritte zu durchleben; brennende Leidenschaften, verhängnisvolle Herzensgeschichten, Taumel des Genusses, aber auch Fluten von Thränen.

Die Gestalten der Personen, die in diesem, von tragischem Interesse erfüllten Drama zu Pissarewka mitwirkten, haben sich meinem Gedächtnis lebhaft eingeprägt. Vereinzelte Züge, die mein kindlicher Beobachtungssinn damals festhielt, setzen sich jetzt zu einer ganzen Charakteristik der Personen und Ereignisse zusammen, die unsre kleine ländliche Welt bewegten.

Von Grigori Feodorowitsch Tatartschukow habe ich schon zur Genüge gesprochen. Nun zu den andern.

Professor Iwaschkowski war der Typus eines Gelehrten aus der alten Zeit. Der Buchstabe der Wissenschaft hatte in ihm ihren Geist ertötet. Seine philologischen Forschungen gingen nicht über mühselige Materialsammlungen hinaus, mit denen er wohl selbst nichts Rechtes anzufangen wußte. Groß und etwas gebeugt von Gestalt, ging er gebückt, gerade als wenn er immer etwas am Boden

suchte. Selten nur erhellte ein Lächeln sein phlegmatisches Gesicht; wie er sich unablässig in die alten Klassiker versenkte, war es ihm gleichsam zu einem stereotypen Ausdruck erstarrt. Dafür war er unendlich gutmütig und treuherzig wie ein Kind. Keines Betruges fähig, argwöhnte er nicht, daß er selbst fortwährend das Opfer des Betruges war: Frau, Dienstboten, Schüler — alle hintergingen ihn.

Der Professor hatte sich meinem Vater eng angeschlossen und trat, nach Moskau zurückgekehrt, in freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm. Einen seiner ersten Briefe begleitete ein selbstverfertigtes Gedicht auf die Austreibung der Franzosen aus Rußland. Im Druck ist mir dasselbe nirgends begegnet, und so führe ich hier ein kurzes Bruchstück an als Beispiel für eine poetische Gattung, wie sie berufene und unberufene „Piiten" (d. h. Poeten) in der Freude über die Befreiung von den „zwölf Sprachen" damals eifrig übten.

Die Schreckensstunde schlug; der Strahl des Himmelslichtes
Erlosch im Wettersturm furchtbaren Strafgerichtes.
Wo ist dein Friede hin? Wo Rußlands Hoheit, Pracht?
Verdunkelt ist sein Glanz vor andrer Reiche Macht.
Nur Feinde seh' ich jetzt, die wild das Land verheeren,
Mit Feuer und mit Schwert vernichten und zerstören;
Verzagtheit ringsumher, selbst mut'ge Männerherzen
Erfüllt Entsetzen nun, Verzweiflung, Todesschmerzen.
Wo sonst der Weihrauch stieg der frommen Ehrbarkeit,
Praßt die Begierde jetzt und freche Lüsternheit.
Dem Anprall bist auch du, o Moskau, unterlegen
Frohlockend triumphiert der Gallier, der verwegen
Jetzt prahlt, ganz Rußland sei von ihm in dir gekettet
Und schrankenlos an Macht er selbst auf Ruhm gebettet.
Und ganz Europa staunt, vom gleichen Wahn verblendet,
Vom Glanz der Siegesbahn, die jener schon vollendet.

Es folgt die Schmach der Franzosen, ihre Vertreibung, der Triumph Rußlands — alles in der gleichen Tonart, aber das Weitere weiß ich nicht auswendig.

Michael Ignatjewitsch Bjeljäkow, Adjunkt für das Fach der Naturwissenschaften, war ein junger Mann von angenehmem Aeußern, der ein fröhliches Leben wohl mehr liebte, als die Wissenschaft. Iwaschkowski las noch lange an der Moskauer Universität, als dieselbe nach dem napoleonischen Unwetter wieder eröffnet worden war, und gab ein griechisch-russisches Wörterbuch heraus. Bjeljäkow hingegen, der Tatartschukows älteste Tochter geheiratet hatte und mit ihr nach Moskau abgereist war, ging in dem Getriebe der Großstadt bald zu Grunde. Es liefen Gerüchte um, daß er zu trinken an-

gefangen, die Mitgift seiner Frau durchgebracht und diese schließlich durch üble Behandlung zu Tode gequält, selbst hingegen noch lange gelebt habe. Im gegebenen Zeitpunkt war er noch ein unverdorbener und tüchtiger junger Mann. Anfangs knüpfte er eine Freundschaft mit meinem Vater, aber nach seiner Heirat wurde er stolz und wollte sich zu keinem Verkehr mit schlichten Leuten mehr herablassen.

Die Perle aber des ganzen Kreises von Pissarewka war Tatartschukows Sohn Aljexej, der sich jetzt anschickte, in die Reihen der Vaterlandsverteidiger einzutreten. Es war ein Jüngling von klarem Verstand und reinem Herzen. Alle liebten ihn innig. Zwischen meinem Vater und ihm knüpfte sich eine romantische Freundschaft. Aljexej Grigorjewitsch Tatartschukow zählte 20 Jahre und mein Vater schon über dreißig. Bei so großem Altersunterschied hätte man keinerlei Schwärmerei in ihren gegenseitigen Beziehungen für möglich halten sollen. Aber die Welt, in der sich die Gesellschaft von Pissarewka bewegte, war von ganz besonderer Art, so ganz aus Enthusiasmus und Entzückungen zusammengewoben, daß für schlichten, gesunden Verstand kein Raum mehr darin war.

In diesen würdigen Kreis brach die Liebe ein und richtete schreckliche Verheerungen in den Herzen an. Allen voran verliebte sich der alte Tatartschukow in die Baronesse Julie: seine Leidenschaft fand einen einfachen Abschluß, die Ehe. Für eben dieselbe entbrannte bald nach ihm mein Vater. Die Liebe des letzteren war von romanhafter Art und übte sogar einen verhängnisvollen Einfluß auf seine Zukunft. Wie sie in ihm erwacht, und ob Julie selbst den Anlaß dazu gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Es mag sein, daß sie in der Pein ihres widernatürlichen Ehebundes für die Huldigungen eines noch jungen, starker und tiefer Gefühle fähigen Mannes empfänglicher schien, als es sich ziemte. Aber eine Kokette vom gewöhnlichen Schlage war sie nicht, und schwerlich hat sie ihren Verehrer durch trügerische Verheißungen von Gegenliebe ermuntert. Auch suchte mein Vater nichts andres bei ihr als Mitgefühl. Seine Liebe war im gegebenen Falle durchaus ideal, und daraus erklärt sich, wie sie in ihm neben der Freundschaft für den Gatten bestehen konnte.

Kaum hatte der junge Tatartschukow seinen Fuß über die Schwelle des Vaterhauses gesetzt, so verliebte er sich leidenschaftlich in die zweite Tochter der Baronesse Wolff, Karoline. Hier stimmte alles überein: diese beiden Menschen, die kein andres Band verknüpfte, an Jugend und Schönheit einander ebenbürtig, hätten

glücklich sein können. Aber das junge Mädchen verhielt sich aus irgend einem Grunde der aufflammenden Leidenschaft des Jünglings gegenüber gleichgültig; er nahm seine Gefühle unbeantwortet mit ins Grab.

So war die Liebe in Pissarewka zu einer Art epidemischen Krankheit geworden. Bald verspürte auch Bjeljäkow ihren Einfluß. Er erklärte, daß er in Tatartschukows älteste Tochter, Ljubow Grigorjewna, verliebt sei. In diesem Falle war die Leidenschaft auf seiten des Fräuleins wohl fast größer. Eine Schönheit war sie nicht, galt aber dafür als Erbin von 100 Seelen, die für einen flüchtigen Adjunkten, der nichts als ein paar Bände Linné und Buffon aus Moskau mitgebracht hatte, keineswegs ohne Belang waren.

In diese Liebesverhältnisse, die sich nach verschiedenen Richtungen entwickelten, in dem engen Umkreis dieser ländlichen Welt miteinander kreuzten und verflochten, waren alle bald derart verstrickt, daß sie für die übrige Welt kein Auge mehr hatten. Glück hatten in diesem Spiel der Gefühle nur zwei Menschen: der alte Tatartschukow, der sich im Besitz — wenn auch nicht des Herzens — so doch der Person seiner Geliebten sah, und Bjeljäkow, der seine Schäferin schließlich doch heimführte, obgleich er anfangs Widerstand von seiten ihres Vaters gefunden hatte.

Tag für Tag versammelten sich all diese Personen bald bei Tatartschukow, bald bei meinem Vater, spielten Boston, unterhielten sich freundschaftlich und schmolzen unter den Strahlen der zärtlichen Blicke ihrer Göttinnen, ja sie tanzten gar und hörten Musik.

Im Hause der Bedrjäg hatte einst ein Orchester von Leibeigenen bestanden, die man dann entlassen hatte. Die verabschiedeten Künstler waren hierhin und dahin zerstreut: die einen hatten sich dem Trunke ergeben und waren verbummelt, die andern beschäftigten sich mit ländlichen Arbeiten. Der Vater war selbst Musiker und spielte die Harfe gut, die auch stets ein unentbehrliches Stück unsrer häuslichen Einrichtung bildete, wie bescheiden dieselbe im übrigen sein mochte. Er sammelte die verstreuten Virtuosen und brachte sie wieder einigermaßen zum Stimmen, sie selbst sowohl wie ihre Instrumente.

Da waren: der einarmige Waldhornist Iwan, der Geiger Bibik — zugleich Kapellmeister — der zweite Geiger Trofim, ein junger Bursche und zugleich mein Freund, der sich für gedörrte Pflaumen und Pfefferkuchen stets bereit fand, mir das „Auf der Brücke von Maßholderbeer, auf der Brücke“ vorzufideln, ein Liedchen, das ich besonders

gern hörte, ich weiß selbst nicht, weshalb. Auch Kontrabaß, Fagott, Flöte und Cymbel — alles war bei uns vertreten. Diejenigen unter den Musikern, deren Stimmwerkzeuge nicht von Blasinstrumenten in Anspruch genommen waren, sangen mit noch zwei oder drei Sängern. Einträchtig begleiteten sie die übrigen.

So wurden in dem beschränkten Raum, der uns als Gastzimmer, Speise- und Vorzimmer diente, Konzerte nach allen Regeln der Kunst gegeben. Am häufigsten erdröhnte das „Erschalle, Siegesdonner" und erregte mir jedesmal unbeschreibliches Entzücken.

Plötzlich aber traf uns ein harter Schlag: der junge Tatartschukow erkrankte. Er hatte sich erkältet, ein Fieber befiel ihn, und in wenigen Tagen war er eine Leiche. Grigori Feodorowitsch war von diesem Todesfall mitten ins Herz getroffen: es war sein Lieblingssohn, er sah in ihm sein besseres Ich. Mein Vater hielt an dem Grabe des Verstorbenen eine Rede und konnte sich lange Zeit hindurch nicht über den Verlust des Freundes trösten. Und überhaupt waren alle, die den jungen Mann gekannt hatten, über sein vorzeitiges Ende tief bekümmert.

Wie es indessen in allen menschlichen Angelegenheiten zu gehen pflegt: mit der Zeit legte sich die Aufregung mehr und mehr, die das traurige Ereignis in unserm Kreise hervorgerufen hatte. Wir kehrten zu unsern bisherigen Beschäftigungen und Vergnügungen zurück. Nur fanden die Zusammenkünfte seitdem nie wieder bei Tatartschukow, sondern immer bei uns statt.

Es ist seltsam zu sagen — aber nicht bloß unser kleiner Kreis, sondern die gesamte Gesellschaft ringsumher verhielt sich zu einer Zeit, da Rußland so heftige Erschütterungen durchlebte, den Geschicken des Vaterlandes gegenüber gleichgültig. Der Vater erhielt oft Besuch von Gutsbesitzern und Bürgern aus der Nachbarschaft. Ohne Murren freilich wurden von allen die Lasten getragen, die der vaterländische Krieg auferlegte, Rekruten gestellt und ausgerüstet; ohne Murren litt man in jeder Beziehung unter der herrschenden Teuerung und andern Uebeln. Niemals aber klang mir aus den Reden dieser Menschen auch nur ein Ton warmer Teilnahme an den Zeitereignissen hervor. Alle interessierten sich augenscheinlich nur für ihre persönlichen Angelegenheiten. Der Name Napoleon erregte eher Bewunderung als Haß: — mit einem Wort — die Gemütsruhe, die unsre Gesellschaft dem Unheil gegenüber bezeigte, welches Rußland bedrohte, war erstaunlich. Zum Teil mochte das daher kommen, daß der Kriegsschauplatz so entfernt lag. Bis zu uns her — hieß es wohl — wird der Feind sich sobald nicht

verirren. Die tiefste und verborgenste Ursache dieser Apathie sehe ich aber darin, daß die Russen von damals, aller Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet waren und sich gewöhnt hatten, das, was in ihrer Umgebung geschah, nicht zu beurteilen, sondern sich ohne jeden Widerspruch lediglich den Vorschriften ihrer Vorgesetzten unterzuordnen.

So floß meine Kindheit in Pissarewka in einem Strudel von Liebesseufzern, Herzensergüssen und bald feinsinnigen und romantischen, bald kindischen Unterhaltungen dahin. Ich entbehrte aller geistigen und sittlichen Leitung, ausgenommen etwa die Aufsicht der Mutter, die inmitten der allgemeinen Kopflosigkeit allein ihre Geistesgegenwart behielt. — Es hatte sich bald ein Gefährte für mich gefunden, ein Knabe, zwei Jahre älter als ich, der Sohn eines verabschiedeten Beamten, den Marja Feodorowna Bedrjäg in die Donschen Stanizen mitgenommen hatte. Der Knabe hieß Andrjuscha. Von Ansehen ein Prachtjunge, wie Milch und Blut, war er dabei sanft und gefühlvoll wie ein Mädchen und hatte sich innig an mich angeschlossen, obgleich er von den Ausbrüchen meiner unruhigen Gemütsart manchen Verdruß zu leiden hatte. Im Laufe der Zeit wurde aus diesem Andrjuscha ein Andrei Andrejewitsch, er vermählte sich, nahm seinen Abschied und gehört gegenwärtig (1876) zu meinen besten Freunden. Mit seinem schlichten, aber gesunden Verstand, seinem redlichen Herzen war er am Ende seiner dienstlichen Laufbahn ebenso arm wie zu Beginn derselben, er hat nichts erworben als — wie die Beamten sich ausdrücken — „das Zeichen im Knopfloch und Hämorrhoiden im Kreuz für tadellosen Dienst" — mit einem Wort, er hat sich von allen Unsauberkeiten des Beamtenlebens durchaus rein erhalten.

Andrjuscha und ich waren ein Herz und eine Seele. Ich kannte überhaupt keine halbe Anhänglichkeit: jedes Gefühl nahm bei mir den Charakter leidenschaftlicher Hingebung an. Aber nicht Andrjuscha allein besaß damals mein Herz. Unter den Stubenmädchen von Marja Feodorowna Bedrjäg war ein sehr nettes mit Namen Christine oder Christinuschka, wie sie allgemein hieß. Schlank gebaut, ein Gesicht von zarter, keineswegs bäuerlicher Hautfarbe, lebhaft und sprechend im Ausdruck, war sie mit ihrem üppigen Haar und ihren anmutigen Gebärden wirklich wunderhübsch. Kaum 17 Jahre zählte sie. Wohl um es den Erwachsenen gleichzuthun, die sich in Pissarewka so halt- und sinnlos in ihre Liebschaften gestürzt hatten, beeilte auch ich mich, für Christinuschka zu entbrennen. Wie ihr Schatten folgte ich ihr überall hin und fing ihre Blicke

auf. Sie sah in mir nur das Kind, das ich ja thatsächlich war, und ließ es an Zärtlichkeiten nicht fehlen, erwies mir dieselben aber nur als Belohnung, mit listiger Berechnung, für meine Beständigkeit etwa oder sonst für irgend etwas. Ich kannte keinen größeren Genuß, als Karten mit ihr zu spielen — das Königsspiel. Als Spielregel galt bei uns, daß der Gewinnende einen Kuß erhielt, der Verlierende einen gab — in beiden Fällen war also der Vorteil auf meiner Seite.

Welche Qualen der Eifersucht aber hatte ich auszustehen. Mein Freund Trofimka, der das „Auf der Brücke von Maßholderbeer" so schön zu geigen wußte und es mir damit angethan hatte, war augenscheinlich nicht gleichgültig gegen das junge Mädchen, das ihn ihrerseits offen bevorzugte. Immerhin hüteten sich beide, meine Eifersucht zu reizen, denn in meiner Eigenschaft als Herrensohn war ich ihnen nicht selten von Nutzen.

Andrjuscha und ich lernten in dieser Zeit fast gar nicht; denn das kann man doch nicht Unterricht nennen, wenn man uns Lehrbücher der Arithmetik oder der russischen Geschichte in die Hand gab mit der Weisung, hinzusitzen und zu lesen. Einen Lehrer hatten wir nicht, da man nicht wußte, wo man einen solchen hernehmen sollte, und der Vater, von der Gutsverwaltung in Anspruch genommen, vermochte uns nicht viel Zeit zu widmen.

Meine Leidenschaft für das Lesen wuchs inzwischen von Tag zu Tage; freilich galt dieselbe nicht Lehrbüchern, sondern Romanen. Ich las ihrer viele und darunter die alleralbernsten. Auf welchem Wege mir dieselben zukamen, ist mir nicht erinnerlich, jedenfalls war kein Mangel daran. Außerdem ließ ich ein Liederbuch fast nie aus den Händen und prägte mir in meiner Eigenschaft als Verliebter unermüdlich Verse entsprechenden Inhalts daraus ein, um sie dann in ein Heft umzuschreiben, wie etwa die folgenden:

„O laß mich dir bekennen
Mein künftiges Geschick:
Gebieterin dich nennen
Ist einzig nun mein Glück."

oder:

„Mein trauernd Lied, verkünde
Die Klage weit umher:
Die grausame Temira
Sie liebt mich nimmermehr."

u. s. w.

Aber nicht allein mit Litteratur, auch mit Malerei beschäftigten sich Andrjuscha und ich: irgendwoher hatten wir uns Farben verschafft und malten nun nach Bildern ungeheuerliche Gestalten von lanzentragenden Kosaken, von Pferden, Ziegenböcken, Vögeln und Bäumen. Keine Schwierigkeit vermochte uns abzuschrecken. Die Vögel schafften uns auch noch einen andern Zeitvertreib. Mit Roßhaarschlingen fingen wir sie zur Winterszeit im Garten und fanden viel Vergnügen daran.

Uns selbst überlassen, kamen wir geistig im ganzen nicht viel vorwärts, brachten aber dafür die Zeit sehr angenehm hin. Doch machten wir, zu unsrer Ehre sei es gesagt, keinen üblen Gebrauch von unsrer Freiheit, sondern führten uns bescheiden und anständig auf. Alles Feuer, alle überschäumende Kraft meines Wesens schaffte sich einen Ausweg in der Liebe zu Christinuschka und in schriftstellerischen Versuchen. Eine Unmenge Papier habe ich damals verschmiert! Am meisten gefiel mir die Form von Briefen. Ich richtete solche an erdichtete und wirkliche Personen, doch nach wie vor, ohne sie ihrer Bestimmung gemäß zu befördern. In diese Briefe ergoß ich mein Entzücken über die Natur, meine Gedanken über Freundschaft und Liebe. Die Hauptrolle dabei spielte meine eigene Einbildungskraft, von der ich damals fast ausschließlich zehrte. Jeder Leitung entbehrend, verharrte mein Geist entweder in völliger Unthätigkeit, oder er entwickelte sich einseitig, d. h. eben in freiem Umherschweifen auf dem Gebiete der Phantasie. Gleich einer schlecht genährten Pflanze breitete er sich nicht nach allen Richtungen aus, sondern zog sich bis zur guten Stunde in sich selbst zurück und nährte sich nur kümmerlich von den Begriffen, die er zufällig aus Büchern schöpfte, — Büchern, die fast ebenso thöricht waren wie ich selbst.

Ich stand schon im elften Lebensjahre, als mein Vater ernstlich an meine Ausbildung zu denken begann. Auch war der Zeitpunkt dafür günstig. Unsre Mittel hatten sich so weit gehoben, daß sie die Möglichkeit gewährten, mich einer beliebigen städtischen Unterrichtsanstalt zu übergeben. Der Vater, dem Andrjuschas Eltern auch diesen anvertraut hatten, gedachte uns beide nach Woronesh zu schicken. Bjeljäkow, der sich zu der Zeit meines Vaters noch nicht schämte und sich für die Dienste, die derselbe ihm geleistet, in irgend einer Weise gefällig erweisen wollte, übernahm es, uns dorthin zu geleiten und in der Kreisschule unterzubringen.

Ohne langes Bedenken machte man uns reisefertig. Das Scheiden vom Elternhause wurde mir bitterschwer. Reich war es weder an Behagen noch an Freuden, aber ich konnte mir kein besseres

Leben vorstellen. Für das meine war dies Haus der Mittelpunkt, und mein kindliches Herz wollte vor Kummer brechen, als es Abschied nehmen hieß von den Babussi, die mich verhätschelten, von Tante Lieschen und von meiner unvergleichlichen Mutter. Auch ihr kamen die Thränen, als sie mir mein Bündel machte und mir ihren Segen gab für das neue Leben fern von ihr.

Nicht wenig beunruhigte mich auch der Gedanke, künftig unter den Moskalen leben zu sollen. Als ein rechter Chochol (Schopfträger, d. h. Kleinrusse) spürte ich keinerlei Zuneigung für dieselben. In Sitten, Kleidung, Wohnart und Sprache erregten sie meine kindliche Antipathie.

Unmittelbar nach unsrer Ankunft in Woronesh mußte ich mich von Andrjuscha trennen. Er zog zu seiner verheirateten Schwester, und mich nebst einigen andern Knaben, zum Glück ebenfalls Kleinrussen, brachte man in Kost und Wohnung bei einem Kleinbürger, Kalina Dawidowitsch Kljeschtscharew. Zwei Tage darauf wurde ich dem Inspektor der Kreisschule, Peter Wassiljewitsch Ssokolowski, vorgestellt; mitgegeben war mir ein Sack, der einen Zuckerhut, ein Pfund Thee und ein Stof Kisljarschen Branntweines enthielt. Ich ward eines wohlwollenden Empfanges gewürdigt — ob infolge von Bjeljäkows Empfehlung oder dank jener Zugabe, wüßte ich nicht zu sagen — und ohne Verzug unter die Schülerzahl der sogenannten untersten Abteilung aufgenommen.

10.

In der Schule.

Da war ich nun fast zweihundert Werst weit von den Meinen, mitten unter den Moskalen und in der Schule. Für mich alles gleich ungewohnte Umstände. Bei meinem von Natur schüchternen und befangenen Wesen fiel es mir schwer, mich an die neue Lebensweise und an die neuen Menschen zu gewöhnen. Zudem litt ich an übermächtigem Heimweh. Es heißt, daß alle Kleinrussen es in der Fremde mehr oder weniger empfinden, manche gar daran sterben. Kein Wunder, daß es auch mich krank machte. Mehrere Wochen lang plagte mich ein äußerst bösartiges Fieber: ich wurde völlig zum Skelett. Der Mutter verhehlte man meine Krankheit, sonst

hätte es sie daheim nicht gelitten: um jeden Preis wäre sie zu meiner Pflege herbeigeeilt.

In unauslöschlicher Erinnerung ist mir der Unterarzt geblieben, der mich in jener schweren Zeit behandelte und, statt mir Erleichterung zu schaffen, mein Leiden nur verschärfte. Er stopfte mich mit einem Brechmittel, das nicht wirkte und mir unsägliche Qualen verursachte. Schließlich vermochte ich das übrigens gutmütige Vollmondsgesicht mit dem stieren, gleichsam bleiernen Blick nicht ohne Abscheu zu sehen. Schon der dicke braune Flausrock war mir zuwider, und beim Anblick desselben wurde mir nicht minder schlecht als beim Einnehmen der Arznei.

Angesichts der fruchtlosen Bemühungen dieses Unterarztes, der Krankheit Herr zu werden, kam dem Quartierherrn, dem man mich anvertraut hatte, Kalina Dawidowitsch Kljeschtscharew, der Gedanke, sich an einen ärztlichen Autodidakten, einen einfachen Bauern, zu wenden, der für seine glücklichen Fieberkuren bekannt war. Und siehe da: das Bäuerlein bereitete eine dunkelrote Medizin, verordnete mir, täglich zwei Dessertlöffel voll davon einzunehmen — und das Fieber war wie weggeblasen. War es von selbst überdrüssig geworden, mich zu schütteln, oder war die Arznei wirklich heilkräftig — genug, ich erholte mich rasch und fing an, die Schule zu besuchen.

Mit Furcht und Zittern überschritt ich zum erstenmal die Schwelle derselben; jedoch ohne Not: ich wußte weit mehr, als für den Eintritt in die Klasse, der man mich zugezählt hatte, erforderlich war. In den vier arithmetischen Spezies war ich bewandert, ich las geläufig und mit Verständnis und schrieb ziemlich sauber ohne Linien.

Nichtsdestoweniger nahm ich nur schüchtern auf der angewiesenen Bank Platz und blickte voll Ehrfurcht zu dem Lehrer in seinem Nankingrock auf; Ströme der Weisheit — so meinte ich — würden sich alsbald von seinen Lippen ergießen, und mein Kopf werde nicht im stande sein, sie zu fassen. Aber aus dem Munde des armen Iwan Feodorowitsch Kljemantow (so hieß der Lehrer) kam nichts andres als die allergewöhnlichsten Dinge, wie etwa, daß zweimal zwei gleich vier und dreimal drei gleich neun sei. Nebenbei rief er die Schüler beständig zur Ordnung und überschüttete sie ab und zu als Ungezogene und Faulpelze mit mehr oder weniger kräftigen Scheltworten.

Uebrigens war Feodor Iwanowitsch sehr gutherzig und versah sein undankbares Amt, das ihn nur knapp vor dem Hungertode sicherte, mit größter Gewissenhaftigkeit. Er behandelte die Kinder

gerecht und nachsichtig, aber niemand bemerkte und schätzte das. Außerdem war er, hierin von den Gewohnheiten der Mehrzahl unter den damaligen Pädagogen abweichend, kein Trunkenbold.

Ueberhaupt muß man der Woroneshschen Kreisschule die Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie war, wie wir später noch sehen werden, unvergleichlich viel besser eingerichtet als die andern. Ihr Lehrkörper ragte in Bezug auf Bildung und sittliche Führung weit über das herkömmliche Maß hervor. Die Unterrichtsmethode hatte, wie sich von selbst versteht, etwas von der Routine, die damals allerorten die herrschende war, aber die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern waren von einer für jene Zeit beispiellosen Humanität getragen. Und das muß jenen zu um so größerer Ehre gereichen, als ihr eigenes Los kein beneidenswertes war. Von seiten der Gesellschaft begegnete man ihnen mit Kälte; Aufmunterung gewährte ihnen niemand, und das Gehalt reichte kaum aus für den täglichen Bedarf. Wie ist unter solchen Bedingungen an Fortschritte zu denken!

Obgleich ich erst um die Mitte des Halbjahres eingetreten war — ob im Dezember oder Januar, weiß ich nicht mehr genau —, nahm ich dennoch bald einen Platz unter den ersten Schülern ein. Jetzt kam mir doch alles sehr zu statten, was ich vor dem Eintritt in die Schule im häuslichen Unterricht bei aller Regellosigkeit desselben zu erlernen vermocht hatte.

So war es mir denn ein Leichtes, mit der Klasse und sogar an ihrer Spitze fortzuschreiten, und dabei blieb mir noch ziemlich viel Zeit zu freier Verfügung übrig. Ich verbrachte sie nach wie vor mit Lektüre alles dessen, was mir in die Hände kam, oder in Träumen von der geliebten Heimat. Das Andenken an Christinuschka hatte sich mir bald verflüchtigt, die Liebe zu den Meinen hingegen und zu der Heimat an Kraft gewonnen.

Immer wieder versetzte ich mich in Gedanken unter meine geliebten Kleinrussen. Meine Einbildungskraft zauberte mir die weißen Häuschen vor, wie sie aus dem Laub der Kirschgärten kaum noch hervortauchten. Die gebräunten Gesichter ihrer Bewohner mit den kurzgeschorenen Backen- und langen Schnurrbärten, der Mütze aus Schafpelz auf dem Kopf und dem Pfeifchen zwischen den Zähnen. Die braunen Augen und bunten Kopftücher der Mädchen, die weißen Schleifen und Taschen an den Gürteln der Weiber huschten an mir vorüber.

Und nun das Haus mit seiner ganzen Umgebung — wie reizvoll erschien es mir, aus der Ferne betrachtet! Mit Wehmut

gedachte ich sogar der Hennen, die auf unsrem Hofe umherstolzierten, und ihres Anführers, eines schrecklich dreisten und rauflustigen Hahnes, dem der rote Kamm herausfordernd, wie ein Helmbusch, über dem Schnabel zitterte. Sinnend folgte ich den Tauben auf ihrem Fluge durch die Lüfte: ich sah ihre Flügel graublau schimmern und ließ mich von ihnen mit forttragen in die heimischen Eichenwälder, in das wogende Grasmeer der Steppen.

Und die Freude, wenn man dann etwa einem Zuge von Ochsenfuhren begegnete! Neben ihnen her gehen mit langsamen, gewichtigen Schritten die Führer; sie tragen teergetränkte Jacken und sind mit langen Stäben bewaffnet. Mit trägem Zuruf: „Hü, hü, zob, zobe", treiben sie die nicht minder träge dahinschreitenden Ochsen an: „Wohin geht's, Ihr Herren?" fragt man dann wohl manchmal; das Herz steht einem still in Erwartung der Antwort, und tönt es dann zurück: „Am Ende auch ein Bogutscharzer!" so möchte man ihnen und ihren Ochsen am liebsten um den Hals fallen.

Und nun sind auch die Ferien da. Ich packe mein Zeug, Bücher und Hefte, in einen Sack, setze mich auf ein kleinrussisches Fuhrwerk, und fort geht es, leichten Herzens, nach Hause, zu den Meinen. Zunächst aber hatte ich noch die Aussicht auf Alexejewka, das ich berühren sollte, um Großmutter Stjepanowna mitzunehmen und den Rest der Reise nach Pissarewka mit ihr zusammen zu machen. Doppeltes Vergnügen stand mir also bevor. Wieviel Umarmungen, Liebkosungen, Kirschen und Arbusen warteten meiner! Und ich muß bekennen, daß die letzteren keine geringere, wenn nicht gar die größere Rolle in meinen Träumen von den Herrlichkeiten der Ferien spielten.

Diesmal entsprach die Wirklichkeit meinen Träumen vollkommen. Beide Großmütter und die Tante Elisabeth schütteten den ganzen Reichtum ihrer Herzen wie ihrer Obst- und Gemüsegärten vor mir aus. Ein paar glückliche Tage verbrachte ich bei ihnen, und schließlich fuhr nicht nur Großmutter Stjepanowna, sondern auch Tante Lieschen, des Kindes erste Freundin, mit mir nach Pissarewka ab.

Vier Tage und vier Nächte waren wir unterwegs; wir rasteten und nächtigten auf freiem Felde, bald am Ufer eines Flüßchens oder am Waldessaum, bald unweit der Hütte irgend eines Zeidlers oder Gemüsebauern. Am Abend machten wir Feuer an, kochten uns Grütze zum Nachtessen, dazu Klößchen mit Schweineschmalz. Als Dessert folgten Gurken und Kirschen: die Arbusen waren zu der Zeit noch nicht reif.

Wir schliefen unter freiem Himmel, eines auf dem Wagen, das andre darunter auf dem duftigen Grase, und so waren wir, wenn nicht auf Rosen, so doch auf Blumen gebettet.

Die Nächte waren entzückend, warm und gelind: ringsumher ist es still, kein Laut, der an die Nähe menschlicher Wohnungen erinnert hätte. Dafür aber ein unaufhörliches Geräusch und Geflüster, ein Summen und Zirpen der Insekten im Grase wie im Laub der Bäume, Wachtelschrei und Windeshauch . . .

Wir schwelgten in den Reizen dieser Nächte und ahnten nicht, daß uns daheim Kummer erwartete. Was war denn geschehen? Statt lärmenden Jubels empfingen uns betrübte Gesichter und eine unheilverkündende, sorgenvolle Geschäftigkeit, wie in Erwartung eines Außerordentlichen. In Thränen, blaß und niedergeschlagen, kam die Mutter heraus. Sie schloß mich in die Arme und fing bitterlich zu weinen an.

Der Vater war hoffnungslos erkrankt, und im Augenblick unsrer Ankunft schickte man sich an, ihm die letzte Oelung zu erteilen.

Ich betrat das Zimmer, in welchem er lag, doch ließ man mich nicht an sein Bett. Voller Angst und Erregung kauerte ich mich in eine Ecke und begann leise zu schluchzen.

Allmählich füllte sich der Raum mit Besuchern. Alle blickten düster, viele Gesichter trugen die Spuren aufrichtigen Schmerzes. Besonders ergriff mich das Aussehen der Gutsherrin: unbeweglich stand sie da in ihrer kalten Würde, aber man sah es ihr an, daß Sorgen sie erfüllten. Es kam der Priester und wartete seines Amtes.

Der Vater lag die ganze Zeit über regungslos, allem Anschein nach ohne Bewußtsein. Die Handlung war zu Ende. Alle zogen sich zurück. Nur die Hausgenossen blieben, in bebender Erwartung des furchtbaren Gastes, des Todes. Aber in später Abendstunde geschah etwas wie ein Wunder mit dem Vater. Er kam zu sich, sprach ein paar Worte und versank dann in einen tiefen, heilbringenden Schlaf. Am nächsten Morgen wachte er erquickt auf und erholte sich rasch zur Freude aller der Seinen.

Abgesehen von diesem Unfall, der gnädig vorüberging, stand alles gut bei uns zu Hause. Zu der Zeit waren Wohlwollen und Vertrauen der Gutsherrin gegen meinen Vater, wie es schien, auf ihrem Höhepunkt, und sie hatte alle Ursache dazu. Hatte ihr doch der Vater neben den Diensten in Bezug auf die Verwaltung des Gutes, die sie wohl zu schätzen wußte, ritterlichen Beistand geleistet

unter Umständen, die für die eigenwillige, herrschsüchtige Frau sehr demütigend waren.

Marja Feodorowna Bedrjäg hatte, wie oben berührt, eine Reise an den Don unternommen in der Absicht, ihre Tochter und deren Mann miteinander auszusöhnen, sowie Mißhelligkeiten, die zwischen ihr selbst und ihrem Schwiegersohn obwalteten, zu beseitigen. Aber sie gerieten aufs neue aneinander, die Beziehungen spitzten sich zu, und zuletzt verfiel der Kosakengeneral auf eine ganz kosakische Maßregel, um Frau und Schwiegermutter fügsam zu machen. Er entführte sie auf ein entlegenes Gut und hielt sie dort in strenger Haft. Wie sehr sie auch wüteten, sie konnten nichts zu ihrer Befreiung thun. Allzu gut wurden sie bewacht und vermochten weder persönlich noch schriftlich mit irgend jemand in Verbindung zu treten. Endlich, nach vielen fruchtlosen Versuchen, gelang es ihnen, den Vater von ihrer Gefangenschaft zu unterrichten. Flehentlich baten sie ihn, er möge herbeieilen und sie befreien.

Der Vater, der überhaupt eine Neigung zu romantischen Unternehmungen hatte, fand sich gern bereit, ihnen zu helfen. Heimlich schlich er sich zu dem Orte durch, wo sie eingesperrt waren, machte sich den Wächter zum Freunde, bestach denselben und erlangte schließlich Zutritt zu ihnen. Ohne weitere Mühe brachte er sie dann aus dem Hause, wo sie festgehalten wurden, setzte sie in ein bereitgehaltenes Fuhrwerk und beförderte sie glücklich nach Pissarewka.

Als Marja Feodorowna in ihre Besitzungen einfuhr, befahl sie, vor der Kirche zu halten; sie bekreuzte sich und gab dann vor allem Volk die Erklärung ab, daß sie es einzig und allein meinem Vater verdanke, wenn sie das Licht der Welt noch schaue. Und feierlich schwor sie dann, ihm solches nimmermehr zu vergessen. Wir werden bald sehen, wie sie ihr Gelübde hielt.

Die Ferien verflogen schnell, und ich befand mich wieder in Woronesh. Mit dem Uebertritt in die nächstfolgende Klasse begann ein neuer Lebensabschnitt für mich. Ich lernte mit Erfolg und saß bald als Primus auf der ersten Bank. Anfangs war ich bloß Auditor, dann auch Zensor. Mein Zensorenamt in der Schule war gleichsam eine Vorbedeutung auf meine Thätigkeit als Zensor im Staatsdienst, in welcher ich so viele Widerwärtigkeiten durchzumachen hatte und die Erfüllung der Pflicht mich Tag für Tag mit neuem Unheil bedrohte. Doch davon später.

Zu Auditoren wurden in unsrer Schule die besten Schüler ernannt. Ihnen lag die Verpflichtung ob, Listen oder Notate über

ihre Kameraden zu führen, den Grad ihres Fleißes jeden Morgen nach der Ankunft in der Schule zu prüfen und entsprechende Bemerkungen einzutragen. Dafür waren lateinische Buchstaben in Gebrauch: pn für prorsus nescit (weiß gar nichts), ns für nescit (fast nichts), nt für non totum (kann seine Sache halbwegs), nb für non bene (nicht gut), er für erravit (fehlerhaft). Das Zeichen, das sich alle wünschten, war s, d. h. scit.

Diese Notate nahm der Lehrer dem Auditor ab und übergab sie einem der Schüler — gewöhnlich der großen und stämmigen einem, der das ein für allemal festgesetzte Strafurteil an den Trägen und Leichtfertigen vollzog. Mit einem Lineal bewaffnet, hielt er seinen Umgang in der Klasse und erteilte einem jeden, vom Prorsus bis zum Erravit, die ihm zukommende Anzahl von „Pali", d. h. von Schlägen mit dem Lineal auf die flache Hand. Der Erravit erhielt als minder schuldig bloß einen mündlichen Verweis.

Das Zensorenamt galt als die höchste Auszeichnung in der Schule. Ein Anrecht darauf besaß nur der Primus, der darauf zu sehen hatte, daß in der Klasse alles ordentlich und wohlanständig zugehe. Er wahrte Ruhe und Ordnung bis zum Eintritt des Lehrers, sowie bei allen andern Gelegenheiten, wo die Schüler in Menge zusammenkommen. Wer Ordnung und Anstand verletzte, wurde von ihm in ein besonderes Heft eingetragen, das er von Zeit zu Zeit dem Lehrer zur Durchsicht vorlegte, welcher seinerseits dann die Missethäter zu einer oder der andern Strafe in Gestalt von Pali oder Ruten verurteilte.

Schon sehr bald nach dem Eintritt in die Schule hatte sich der ehrgeizige Wunsch meiner bemächtigt, es zum Zensor zu bringen, und seit der Versetzung in die höhere Klasse ließ mir derselbe geradezu keine Ruhe mehr. Inzwischen traf es sich, was ich zu erwähnen vergaß, daß mein Vater mich verschiedener Umstände halber nicht gleich mit Schluß der Ferien nach Woronesh schicken konnte. Es hieß eine Gelegenheit abwarten, die sich nicht sobald bot, und so erschien ich erst zwei Monate nach Beginn des Kursus in der Schule.

Der Unterricht war schon weit vorgeschritten, und die Aufgabe, die Kameraden einzuholen, schien sehr schwierig. Man hatte mir in meiner Eigenschaft als Zurückgebliebenem einen Platz auf der dritten Bank angewiesen. Das Zensorenamt schien mir zu entschlüpfen, und meine Eigenliebe litt empfindlich. Aufgestachelt von derselben, hielt ich mich so eifrig dazu, daß ich die Klasse bald eingeholt hatte und wieder auf die erste Bank gelangte.

Die Kameraden unterstützten mich kräftig in meinen Anstrengungen, an ihre Spitze zu treten. Zensor während des ersten Halbjahres war ein gewisser Longinow, der sich nicht der Zuneigung seiner Mitschüler erfreute, und diese wünschten seinen Sturz zu meinen Gunsten nicht minder eifrig als ich selbst.

Es vergingen zwei weitere Wochen. Longinow ließ sich irgend ein schweres Vergehen gegen seine Schülerpflichten zu schulden kommen und wurde dafür auf die fünfte Bank zurückversetzt oder — wie die Knaben sich ausdrückten — „zum Buttern aufs Land geschickt". Es versteht sich von selbst, daß er mit diesem Augenblick seines Zensoramtes verlustig ging, welches dann ganz von selbst auf mich überging. Ich triumphierte und mit mir die Kameraden, welche meinen Vorgänger wegen parteiischer und gewissenloser Ausbeutung der Vorzüge, die ihm seine Stellung als Zensor gewährte, nicht leiden mochten.

Ich darf es zur Ehre meiner Lehrer und Kameraden nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Longinow der Sohn verhältnismäßig wohlhabender und einflußreicher Eltern war, ich hingegen was man einen Habenichts nennt: meine Mittel reichten nicht einmal zur Anschaffung der Lehrbücher, und ich schrieb mir die Aufgaben aus den Büchern meiner bessergestellten Mitschüler ab.

In den Besitz der Gewalt gelangt, täuschte ich das Vertrauen der Kameraden nicht. Der gleiche Ehrgeiz, der mich angespornt hatte, der erste von ihnen zu werden, gab mir jetzt den leidenschaftlichen Wunsch ein, sie mir unmittelbar durch die bloße Macht des Willens und meines eigenen kleinen Charakters unterzuordnen und nicht durch das Mittel der Furcht vor der hinter mir stehenden Autorität des Lehrers. Dementsprechend war das Hauptattribut meines Amtes als Zensor, das Heft zum Einschreiben der Schüler, die sich irgend etwas zu schulden kommen ließen, in meinen Händen eine leere Drohung und gelangte niemals bis an die Vorgesetzten.

Meine Art zu handeln war den Kameraden ganz nach dem Sinn und mit wenigen Ausnahmen fügten sie sich gutwillig meinen Ansichten. Dem war es zuzuschreiben, wenn in unsrer Klasse musterhafte Ordnung und Ruhe herrschte. Kam es zu Streitigkeiten zwischen den Knaben, so wurden dieselben unter uns Kameraden geschlichtet und hatten keine weiteren Folgen. Auch die Faustkämpfe, die bei uns sehr in Aufnahme waren und seitens des Schulvorstandes Duldung fanden, wurden gesitteter. Es ward Regel, die Nase oder überhaupt das Gesicht beim Schlagen zu meiden und sich auf minder empfindliche Körperteile zu beschränken. Jeder Ver-

such, einen Gegner unvermutet zu überfallen, war streng verpönt, und nur der Sieg wurde für voll angesehen, der durch Gewandtheit und offene Gewalt errungen war. Ich muß bekennen, daß auch ich in diesen Kämpfen nicht der letzten einer war.

Meine Lieblingsspiele aber waren das Ballschlagen und der Wettlauf: darin konnte sich kein andrer mit mir messen. Dagegen verschmähte ich aus irgend welchen Gründen das „Hölzchenwerfen“ (die „Swaika“) und verstand mich nur sehr schlecht auf das Ringspiel (Ladyschki), wobei ich nicht selten völlig verspielte.

Auch Straßenkämpfe mit den Zöglingen des Militärwaisenhauses, den damaligen Kantonisten, kamen bei uns vor. Zwischen ihnen und uns bestand unversöhnliche Feindschaft, und selten ging es bei einer Begegnung ohne Schlägerei ab. Meine Rechte und Pflichten als Zensor waren nun zwar außerhalb der Klasse weit beschränktere als innerhalb der Schulmauern; trotzdem aber hatte ich nicht wenig Angst und Aufregung auszustehen, wenn ich in meinem Eifer um die Ehre der Kameraden ihre Backenknochen und Unterkiefer zu sichern suchte.

Die Gesellschaft in der Schule war eine gemischte. Nebeneinander saßen oft auf der gleichen Bank der Sohn eines Sekretärs oder gar eines Gouvernementsrates und der Sohn eines leibeigenen Mannes; ein Knabe aus reichem Kaufmannshause, der mit wohlgenährtem Pferdchen in eleganter Droschke zur Schule fuhr, und ein armer Schlucker in durchlöchertem Rock, der augenscheinlich nicht nach seinem Maße gefertigt war und die schadhaften Leinenhosen kaum deckte. Ebenda thronte ein Chochlik aus Birjutsch oder Ostrogoshsk, der Sohn eines Kosaken oder eines Militärkolonisten, in Zwillichleinen von zweifelhafter Farbe gekleidet und das Haar zu einem herausfordernden Schopf emporgedreht.

Ungeachtet dieser Unterschiede ihrer gesellschaftlichen Stellung hielten die Kinder in der Schule doch brüderlich zusammen, und in ihrem Verkehr war weder Hochmut auf der einen noch Neid auf der andern Seite zu bemerken. Bevorzugt waren diejenigen, welche besser lernten, mehr aber noch die, welche im Faustkampf und beim Ballspiel ihre Hände gewandter zu brauchen wußten oder die schärfere und schlagfertigere Zunge führten. Die Ehre dafür gebührt ausschließlich den Lehrern, die durch ihr unvoreingenommenes Verhalten gegen die Schüler den Geist der Gleichheit unter ihnen nährten und jede Regung von Standeshochmut bannten.

Was den Unterricht betrifft, so war es mit demselben — nur etwa von der größeren Gewissenhaftigkeit der Lehrer abgesehen —

in unsrer Schule weder besser noch schlechter bestellt als in allen russischen Lehranstalten jener Zeit. Wir trieben Religion, biblische und etwas allgemeine Geschichte, russische Grammatik, Arithmetik, Physik, Naturgeschichte, die Anfangsgründe des Lateinischen und Deutschen und lernten das Buch von den Pflichten des Menschen und Bürgers auswendig.

Unsre Lehrer kannten nur eine Methode des Unterrichts: sie ließen uns alles nach kurzen Leitfäden auswendig lernen. Die Wißbegierigsten unter uns begannen schon einzusehen, wie unzulänglich diese Art zu lernen sei, und suchten sie durch Lektüre zu ergänzen. Schon früher von der Leidenschaft für Bücher erfaßt, gab ich mich derselben jetzt noch mehr hin und verschlang alles, dessen ich irgend habhaft zu werden vermochte. Romane, geschichtliche Werke, Biographien berühmter Männer — insonderheit diese letzteren — bildeten mein Entzücken und das vornehmste Interesse meines Lebens.

Da fiel mir Plutarch in die Hände und wurde mein Lieblingsschriftsteller. Sokrates, Aristides, Philopömen, der Befreier von Syrakus, Diokles, gewannen einer nach dem andern solche Gewalt über mich, daß ich ganze Stunden mit Betrachtung ihrer Verdienste, in Träumen, auf welche Art ich ihnen gleich werden könne, verbrachte. Meine Einbildungskraft malte mir die Karte eines fabelhaften Reiches, für dessen Provinzen und Städte ich die Namen aus der alten Welt entlehnte. Dort gebot ich und unterwarf in Gedanken eine ganze Geschichte des von mir beherrschten Reiches, dessen Verfassung der platonischen Republik nachgebildet war.

Meine Schwärmerei ging nachgerade in Manie über und kam in begeisterten Reden zum Ausdruck. Ich dachte mich als Redner auf dem römischen Forum oder auf der Agora von Athen, wie ich in einer Aufwallung edler Entrüstung die Feinde des Vaterlandes niederschmetterte oder mit Feuer für die Grundsätze der Freiheit und Menschenwürde eintrat. Mein Enthusiasmus teilte sich den andern Schülern mit, und so kam ein neues Spiel bei uns in Aufnahme — das Helden- und Rednerspiel.

Nicht minder reizten mich Romane auf. Es waren Uebersetzungen und großenteils schlechte Machwerke ohne einen Deut psychologischer Charakterentwicklung: sie fesselten mich lediglich durch Schilderungen romantischer Abenteuer und glühender Leidenschaften. Mit welchem Beben folgte ich Anna Redcliffe in ihre unterirdischen Höhlen! Wie schwelgte ich in dem süßlichen Auguste Lafontaine! Im ganzen genommen hatte ich aber wenig von dieser Lektüre. Die Romane von dem erstgenannten Autor bewirkten, daß ich mich auch

später noch lange Zeit fürchtete, in einem dunklen Raum allein zu bleiben, die des zweiten, daß ich jedes weibliche Wesen, das mir begegnete, gleich für die Perle der Schöpfung ansah und mich alsbald darein verliebte.

Meine eigenen Gefühle ergoß ich in feurige, ohne Zweifel höchst alberne Briefe an meine Eltern und einen Kameraden Namens Ryndin. Es war ein sehr guter und wohlgesitteter, zugleich aber etwas einfältiger Junge, der bei meinen schwülstigen Redensarten immer ganz Ohr war. Ich erhob ihn zu meinem getreuen Knappen und Schildträger und überschüttete ihn in dieser Eigenschaft mit Ansprachen und Sendbriefen.

So füllte ich mir den Kopf mit Heldenthaten aller Art und romanhaftem Zeug, während ich den kleinen Angelegenheiten meines eigenen Lebens und den Anforderungen der nüchternen Wirklichkeit gegenüber eine, besonders in meinen bescheidenen Verhältnissen, durch nichts zu rechtfertigende Geringschätzung beobachtete. Den Regeln einer vernünftigen Sparsamkeit oder auch nur schlichten Ordnungssinnes verstand ich mich nicht zu fügen, ja ich wollte es nicht und ließ mir das Notwendige oft lieber abgehen, als daß ich mich darum bekümmert hätte, es zu erwerben und zusammenzuhalten.

Meine Kameraden merkten mir dieses geringschätzige Verhalten gegen materielle Vorteile und Annehmlichkeiten aller Art bald an, und die weniger gewissenhaften unter ihnen, besonders meine Stubennachbarn, machten unbedenklich von meinem Eigentum Gebrauch, als wenn es das ihre wäre. Kein Wunder, wenn ich am Ende jedes Schuljahres sozusagen gerupft nach Hause zurückkehrte. Der armen Mutter kostete es keine geringe Mühe, meine Streiche dem Vater zu verheimlichen. Sie ihrerseits schalt mich nur etwas aus und wußte mich immer wieder mit dem Unentbehrlichsten zu versehen, indem sie sich selbst das Letzte abknappte.

Unsre Schule zählte drei Klassen, doch bezeichnete man die erste aus irgend welchen Gründen nicht als Klasse, sondern als unterste Abteilung. Der Zahl der Klassen entsprechend gab es auch drei Lehrer: die Aufsicht über die unterste Abteilung führte Feodor Iwanowitsch Kljemantow, von dem ich bereits gesprochen habe. Nikolai Lukjanowitsch Grabowski und Alexander Iwanowitsch Morosow unterrichteten in den beiden oberen Klassen. Inspektor von Staats wegen war Peter Wassiljewitsch Ssokolowski.

Wo der letztere seine Ausbildung erhalten hat, ist mir nicht bekannt. Grabowski hatte seine Studien an der Universität Charkow beendet, Morosow im Seminar von Woronesh. Es waren alles

achtungswerte Männer und weit über ihren Stand hinaus gebildet. An ihre undankbare Laufbahn als Lehrer in der Einöde der Provinz vermochte sie einzig und allein die Not zu ketten. Morosow übrigens, der noch jünger war, gelang es in der Folge, sein Geschick freundlicher zu gestalten. Ssokolowski hielt Pensionäre. Außerdem verstand er das Französische gut und gab Privatstunden darin, die dazu beitrugen, ihm und seiner Familie ein einigermaßen anständiges Durchkommen zu sichern. Unter anderm hat er eine französische Grammatik zusammengestellt und herausgegeben. Es war ein sehr guter alter Mann von etwas auffahrendem Wesen und daher schnell bereit, den Schüler in einer zornigen Aufwallung zu beschimpfen. Aber er war im Augenblick wieder besänftigt und zu nachhaltiger Strenge durchaus unfähig.

Grabowski gab gleichfalls Privatstunden im Französischen und hat irgend ein Buch aus dieser Sprache übersetzt.

Morosow war weit jünger als seine Kollegen. Er schrieb Gedichte, kleidete sich stets nach neuester Provinzialmode und suchte durch feine Umgangsformen zu glänzen. Sein Vater war als wohlbestallter Propst einer der reichen kleinrussischen Sloboden in der Lage, dem Sohn bis zu einem gewissen Grade Unterstützung zu gewähren, der, dank diesem Umstande, recht erträglich leben konnte. Aber Morosow fühlte sich als Lehrer an einer Kreisschule sichtlich in gedrückter Stellung und wartete nur auf eine Gelegenheit, dieselbe mit einer mehr schöpferischen Thätigkeit zu vertauschen, wozu er seinen Gaben nach vollauf berechtigt war. Er versuchte es mit dem Dienst auf verschiedenen andern Gebieten, kehrte dann jedoch zum Lehrfach zurück. Mir war es zu der Zeit bereits geglückt, mich einigermaßen durchs Leben zu schlagen, und so vermochte ich ihm nun meinerseits Beistand zu leisten. Da ich in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Kurator des Odessaer Lehrbezirkes, Knjäshewitsch, stand, so konnte ich mich für meinen ehemaligen Lehrer verwenden, und Morosow wurde zum Inspektor an einem der Gymnasien jenes Lehrbezirkes ernannt.

Nur geringe Erkenntlichkeit zollte ich damit einem Menschen, der dem armen Schüler die uneigennützigste Teilnahme erwiesen hatte. Denn kein andres Anrecht besaß ich auf solche Teilnahme, als etwa meine gänzliche Hilflosigkeit, die in den Augen hochgesinnter Menschen gerade den besten Anspruch auf Beachtung verleiht. So muß sich auch Morosow durch mein mehr als bescheidenes Los zu mir hingezogen gefühlt haben. Meine Fortschritte machten ihm augenscheinlich Freude, und als ihm einst eines meiner Gedichte

zufällig in die Hände geriet, faßte er vollends Interesse für mich. Das Gedicht an sich — eine Art sentimentaler Anrede an die Natur — hatte natürlich keine tiefere Bedeutung als die, von dem guten Willen eines elfjährigen Schülers zu zeugen; für Morosow indessen war es ein genügender Antrieb, sich eifriger mit der Entwicklung der Anlagen zu beschäftigen, die er wahrgenommen zu haben glaubte. Er schlug mir vor, unentgeltlichen Unterricht bei ihm im Hause zu nehmen, und nun nicht etwa in der Grammatik, die er in der Schule lehrte, sondern in der „Piitik", wie man damals zu sagen pflegte: poetisches Schaffen ohne einen vollständigen Kursus in dieser schwierigen Wissenschaft hielt man zu der Zeit für undenkbar.

So wanderte ich denn von da ab zweimal wöchentlich zu Alexander Iwanowitsch Morosow. Aber unsre Beschäftigung mit der „Piitik" währte nicht lange: ich zeigte mich durchaus unfähig, mir ein Versmaß nach den Regeln der Dichtkunst anzueignen. Dafür reichte mein Gehör nicht aus. Mein Vater, selbst ein tüchtiger Musiker, wollte den Geschmack für Musik um jeden Preis auch in mir entwickeln, aber der oben erwähnte Mangel erwies sich auch hierbei als ein unüberwindliches Hindernis.

Im ersten Jahre meines Aufenthaltes zu Woronesh hielt mir der Vater indessen einen Musiklehrer; er befand sich damals in verhältnismäßig günstiger Lage, so daß er sich diesen Aufwand erlauben konnte. Anfangs machte ich mich tapfer daran und nahm Violin- und Klavierstunden. Aber Gott allein weiß, welche Qualen mir diese beiden Instrumente verursachten! Mein Lehrer, ein vorzüglicher Musiker, wie es hieß, und ein guter Mensch, war dabei doch sehr ungeduldig. Wehe, wenn man einmal nicht den richtigen Ton griff oder B-moll und D-Es verwechselte: eben das aber that ich fortwährend! Die Geige war das Lieblingsinstrument meines Lehrers, und so kam ich dabei am schlimmsten ab. Unaufhörlich schwirrte der Bogen des entrüsteten Maestro von den Saiten des Instrumentes ab, um heftige Triller auf meinen Fingern zu schlagen, von denen die blauen Flecken unter diesen Umständen überhaupt nicht mehr schwanden.

Dabei liebte ich die Musik sehr, aber die Musik liebte mich offenbar nicht. Am letzten Ende hatte ich doch ein paar Ecossaisen, Walzer und Liedchen mit Hängen und Würgen zu fiedeln gelernt, weiter aber brachte ich es nicht, um so weniger, als mein Vater, dessen Verhältnisse sich geändert hatten, die Stunden nicht mehr zu bezahlen vermochte.

Mit Freuden verkaufte ich die Geige und ließ den Erlös auf der Stelle wieder daraufgehen — für Rosinen, Datteln, Feigen...

Ganz ebenso erging es mir, als ich die Harmonie der Rede erlernen sollte. Unter all diesen Choreen, Spondeen, Jamben konnte ich mich beim besten Willen nicht zurechtfinden. Schließlich überzeugte sich auch Morosow davon, aber sein Eifer erkaltete deshalb nicht. Er machte mir Mut: auch in Prosa könne man ein Poet sein, behauptete er, ich müsse es mit der Rhetorik versuchen.

Hier ging die Sache besser. Unermüdlich schmierte ich Papier voll und mein Lehrer kritisierte und beurteilte meine „Werke" mit unendlicher Langmut. Wie zahlreich und mannigfaltig waren die Chrieen, die damals aus meiner Feder flossen! Welches Hilfsbuch zu Aufsätzen" hätte ich nicht durchgeackert! Uebrigens zog Morosow meinem selbständigen Denken keine besonders engen Schranken, richtete vielmehr sein Hauptaugenmerk auf den logischen Zusammenhang und die grammatische Richtigkeit meiner kindlichen Ausführungen.

Die Zeit verrann indessen und mein Unterrichtskursus an der Kreisschule von Woronesh nahte seinem Ende. Am 15. Juni 1815, wenn ich nicht irre, fand das Schlußexamen statt. In meiner Eigenschaft als Primus hielt ich vom Katheder aus zwei Reden: eine deutsche „Ueber die Rechtschaffenheit", die andre russisch, über ein damals vielbesprochenes Werk von Ljwow als Thema: „Die Ruhmeshalle russischer Helden".

Man übergab mir mein Attest und ein Ehrenzeugnis dazu. Ich ward gewürdigt, beides unmittelbar aus den Händen des Bischofs Antonius von Woronesh und Tschernigow zu erhalten. Der Hochwürdigste liebkoste mich, strich mir mit der Hand über den Kopf, überreichte mir das Dokument und sprach dabei lächelnd die Worte: „Du kluger Knabe! Fahre nur fort, fleißig zu lernen und dich wohlgesittet zu führen, dann wird sicherlich noch etwas aus dir werden."

Ein Wort über jenen Antonius. Er spielte seinerzeit eine hervorragende Rolle in unsrer Gegend. Damals in der Blüte seiner Kraft stehend, wenig über 40 Jahre alt, war er im vollen Sinne des Wortes ein schöner Mann und galt für einen scharfen und klugen Kopf; doch entsprachen seine Sitten keineswegs seinem Hirtenamt. Er liebte die Welt, war geschmeidig im Umgang und ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, besonders im Kreise von Damen... Da er aber mit jedermann freundlich umging und niemandem Böses that, so sah man in der Stadt bei manchen seiner Handlungen

durch die Finger. Erst gegen Ende seiner Wirksamkeit zu Woronesh ließ er sich auf einen schmutzigen Handel ein und regte dadurch die öffentliche Meinung gegen sich auf: er setzte in einer Stadt seines Amtsbezirkes einen allgemein geachteten Propst ab, um seinen nichtsnutzigen Bruder an dessen Stelle rücken zu lassen. Doch davon soll noch weiter unten die Rede sein.

Von dem Augenblick an hatte Antonius kein Glück mehr. Man gab ihm einen andern Sprengel; dort aber wurde er bald darauf vom Schlage gerührt. Seine Gesundheit war schwer erschüttert, er zog sich in ein Kloster zurück und verblieb daselbst bis an sein Ende.

Noch eines andern Geistlichen erinnere ich mich aus jener Zeit, eines Mannes von genau dem gleichen Schlage. Es war der Archimandrit Methodius vom Akatowschen Alexiuskloster, der nächste Gehilfe des Antonius für die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten und zugleich sein Spießgeselle in weltlichen Abenteuern. Ich weiß nicht, wie Methodius geendet hat. Unsre persönlichen Beziehungen beschränkten sich auf ein Zusammentreffen im Hause von Bekannten. Er vermahnte mich, streng an der Furcht Gottes festzuhalten und vor allem das Lateinische und Griechische mit Eifer zu studieren. Diese Ermahnungen des ehrwürdigen Archimandriten hätten freilich noch ungleich überzeugender gewirkt, wäre nicht Weindunst wie von einem Fasse von ihm ausgegangen.

Ich war erst 13 Jahre alt, als ich den Kursus an der Kreisschule beendete. Nicht ohne Schmerz trennte ich mich von den Kameraden; mein größter Kummer aber war, daß ich mich nicht denjenigen unter ihnen anschließen durfte, die sich zum Eintritt ins Gymnasium anschickten. Für mich blieb die Pforte desselben unerbittlich verschlossen.

Dieser Anlaß brachte es mir zum erstenmal klar zum Bewußtsein, welch ein Fluch auf mir lastete, — eine Wirkung meiner gesellschaftlichen Stellung, unter welcher ich nachmals noch so schwer leiden sollte und die mich dem Selbstmord ganz nahe gebracht hat.

Meine Lehrer, Grabowski und Morosow, hatten inniges Mitgefühl mit mir und verfielen schließlich auf ein Mittel, mir zu helfen, — ein Mittel — wozu es mich geführt hätte, weiß ich nicht, für jene aber hätte es die allertraurigsten Folgen haben können.

Die Knaben waren alle entlassen; der eine in die Ferien, der andre, um nicht wieder in die Schule zurückzukehren. Ich war in Woronesh geblieben und paßte auf eine billige Gelegenheit zur

Heimfahrt. Es war mir nicht leicht ums Herz! Da erhalte ich plötzlich einen Brief von Grabowski. Er benachrichtigte mich, daß er in Gemeinschaft mit den übrigen Lehrern ein Mittel ausfindig gemacht habe, das mir den Zugang zum Gymnasium eröffnen könne.

Und worin bestand nun dieses Mittel? Einfach darin, meinen Stand in dem Attest, welches mir seitens der Schule ausgestellt worden, gar nicht anzugeben und mich in dem Bericht, der dann dem Direktor des Gymnasiums zugestellt werden mußte, als den Sohn eines Kollegienassessors zu bezeichnen — mit einem Wort, die Lehrer hatten in einer Aufwallung von Großmut beschlossen, zu einer Fälschung zu greifen! Grabowski redete mir zu, keine Zeit weiter zu verlieren und mich beim Direktor zu melden. Die guten Leute! In ihrer Einfalt waren sie nicht einmal darauf bedacht gewesen, sich eine Hinterthür offen zu halten, sondern gaben sich völlig preis; und das in dem Brief an einen Knaben, der sich bei seinem Mangel an Erfahrung leicht verplappern oder das gefährliche Dokument durch Unvorsichtigkeit verlieren konnte. Zum Glück begriff ich, ungeachtet meiner 13 Jahre instinktiv, daß ich im vorliegenden Falle unbedingt Stillschweigen beobachten müsse, und beschloß, mich über alles dies nur dem Vater gegenüber rückhaltlos auszusprechen.

11.

Neue Schicksalsschläge.

Gegen Ende meiner Schulzeit drang ein unbestimmtes Gerücht zu mir, daß neues Mißgeschick den Vater betroffen habe. In seinen Briefen an mich erwähnte er nichts davon, aber ich wußte, daß er nicht mehr in Pissarewka war, sondern in Danzewka, einer Domäne des Bogutscharschen Kreises, lebte.

Schon auf der Schule hatte ich Gelegenheit gehabt, mich nur allzu gut davon zu überzeugen, wie wenig sicher und beneidenswert das Los meines Vaters überhaupt war. Er hatte einst irgend etwas in Woronesh zu erledigen und war behufs mündlicher Aussprache mit dem Gouverneur oder eigentlich mit dem Senator Chitrowo, der das Gouvernement gerade revidierte, selbst dorthin gekommen. Was er mit dem einen oder dem andern gehabt hat — ich weiß es nicht. Nachträglich hörte ich nur, daß zwischen ihm

und dem erstgenannten scharfe Worte gefallen waren. Der Vater war hitzig von Natur; er glaubte seinen bisherigen Erfahrungen zum Trotz immer noch, das Gesetz müsse demjenigen beistehen, der sich rein vor demselben wisse, und that sich überhaupt keinen Zwang an, wenn es galt, seine Ansprüche vor den Behörden zu vertreten. Er wollte nicht einsehen, daß er in einem Lande despotischer Willkür lebte, und daß es einem armen Teufel, wie er es war, am wenigsten zukomme, sich da, wo in Wirklichkeit allgemeine Rechtlosigkeit herrschte, auf das Gesetz zu steifen.

Wie dem auch sein mag — der Gouverneur wurde zornig und ließ den Vater ins Gefängnis setzen unter dem Vorwand, daß er ohne Legitimationsschein nach Woronesh gekommen sei, wiewohl es eines solchen gar nicht bedurfte, da meine Eltern in demselben Gouvernement ansässig waren.

Ich weiß noch, in welche Aufregung ich geriet, als, vom Vater entsandt, ein Soldat in dem Quartier, das ich bewohnte, erschien, um mich ins Gefängnis abzuholen. Beklommenen Herzens folgte ich demselben und fand meinen redlichen, edlen Vater mit Dieben, Betrügern und Spitzbuben aller Art in ein und dieselbe Gefängnisabteilung eingesperrt.

Der Vater mochte die Zärtlichkeiten nicht und duldete in seiner Familie keinerlei Herzensergießungen. So setzte ich mich still in einer Ecke auf die Pritsche neben einen rothaarigen Bauern; schließlich aber hielt ich es nicht mehr aus und fing bitterlich zu weinen an. Meine Thränen rührten eine Frau, die sich ebenda befand und nun mit treuherzigem Anteil begann, mir Trost zuzusprechen.

„Weine nicht, mein Liebchen," meinte sie, „weine nicht, mein Engel! Du bist noch klein, das geht alles vorüber."

Etwas weiter oben auf der Pritsche saß ein alter Mann mit grauem Bart und brummte etwas vor sich hin. Es war ein grusinischer Priester, den man wegen Beteiligung an irgend einem Aufstand, einer Verschwörung aus Tiflis hierhergebracht hatte. In gereiztem Ton und gebrochenem Russisch mahnte er mich, das Heulen zu lassen, versicherte, es sei ja alles dummes Zeug, der Vater und ich hätten gar keine Ursache, uns zu grämen.

Alle diese Vorgänge spielten sich in einem dunklen, schmutzigen, stinkenden Raum ab. Ohne nachteilige Folgen für seine schwache Gesundheit konnte der Vater hier unmöglich lange bleiben. Er gab mir einen Rubel mit der Weisung, zum Bezirksaufseher zu gehen und ihn zu ersuchen, daß er den Vater in die Abteilung für Personen von Stande überführen lasse.

Als Kind konnte mich der bloße Anblick einer Polizeiuniform aus der Fassung bringen. Ich sah etwas Unheilverkündendes darin und suchte unfehlbar das Weite, wenn ich auf der Straße einem Polizeimann oder Bezirksaufseher begegnete. Man kann sich daher wohl vorstellen, welche Angst ich auszustehen hatte, als ich mich nun im Auftrage des Vaters zu einem dieser Wächter der Ordnung begeben sollte, die in jenen, glücklicherweise längst vergangenen Zeiten thatsächlich weit mehr Werkzeuge der Willkür und Gewaltthätigkeit waren.

Diesmal jedoch erwies sich meine Furcht als ungegründet; der Bezirksaufseher nahm den Rubel an und versprach, meine Bitte zu erfüllen. Bald darauf befand sich der Vater in einem recht freundlichen, sauberen Zimmer, das er nur mit einem einzigen Gefangenen zu teilen hatte, einem Beamten der Gouvernementsverwaltung, der wegen Unterschleifes in irgend welchen Angelegenheiten angeklagt war. Sogar eine Art Bett war vorhanden, und mein Vater ergriff sofort Besitz davon.

Ich besuchte ihn jeden Tag. Es verging etwa eine Woche. Ich wurde aufs neue abkommandiert, diesmal mit einem Auftrag an den Senator Chitrowo, dem ich persönlich einen Brief überreichen sollte.

Wieder malte mir meine aufgeregte Einbildungskraft eine Reihe furchtbarer Bilder vor: den Senator, wie er mich anschreit, mit den Füßen stampft, den Bediensteten befiehlt, mich hinauszujagen und einzusperren — auch mich läßt er im Gefängnis verschwinden — denn was ließe sich nicht mit solch einem kleinen, unbedeutenden Wesen machen!

Indessen — ich mußte gehorchen. So nahm ich all meinen Mut zusammen und machte mich auf den Weg. Wie ich in das Vorzimmer des Senators trete, steht da ein Bezirksaufseher, und zwar nicht derselbe, mit dem ich schon einigermaßen bekannt war. Unwillkürlich wich ich ein paar Schritte zurück. Aber auch die Bezirksaufseher sehen sich nicht alle gleich. Dieser hier, wie ich nachträglich erfuhr, selbst Vater einer zahlreichen Familie, wurde durch mein klägliches, verstörtes Aussehen gerührt. Er machte mir gleich Mut, lächelte mir zu, streichelte mir den Kopf, und als die Reihe an mich gekommen war, das Kabinett des Senators zu betreten, bereitete er all meinem Zaudern ein Ende, indem er mich zur Thür hineinstieß.

Der Senator las den Brief des Vaters durch und sagte dann mürrisch: „Mag er zusehen, was er darauf antwortet.“ Ich wurde

nicht klug aus diesen Worten und der Vater ebensowenig. Etwa zehn Tage später indessen befahl der Gouverneur, ihn nach Bogutschar zurückzubefördern; er blieb allerdings dabei, daß der Vater sich eigenmächtig ohne Paß entfernt habe, bereitete ihm jedoch keine weiteren Unannehmlichkeiten.

Doch es ist Zeit, zu erklären, wie sich die Uebersiedelung meines Vaters aus Pissarewka nach Danzewka vollzogen hatte, und wodurch meine Familie in die armselige Lage gekommen war, in der ich sie bei meinem Austritt aus der Schule antraf.

Marja Feodorowna Bedrjäg blieb ihres Gelöbnisses vor der Kirche — meinem Vater die Dienste, die er ihr erwiesen, niemals zu vergessen — nicht lange eingedenk. Die herrschsüchtige Dame konnte es nicht ertragen, daß irgend jemand in ihrer Umgebung selbständig handelte; der Gedanke, daß ihr Verwalter eine allzu unabhängige Stellung behaupte, sich wenig nach ihren Wünschen richte, ließ ihr keine Ruhe.

Mein Vater seinerseits zeichnete sich nicht durch Nachgiebigkeit aus, am wenigsten in Fällen, wo er von seinem Rechte überzeugt war und seine Ehre mit auf dem Spiel glaubte. Er hatte es übernommen, Pissarewka zu ordnen, unter der Bedingung, daß die Gutsherrin, die ihre Angelegenheiten so verfahren hatte, sich künftig jeder Einmischung enthalte. Der Erfolg rechtfertigte diesen Anspruch; die Einkünfte von Marja Feodorowna hatten sich verdoppelt, die Bauern waren wieder zu Kräften gekommen; die Mißbräuche, welche die Hauptschuld an der Zerrüttung des Gutes trugen, waren zum guten Teil abgestellt.

Es versteht sich von selbst, daß die Schmarotzer, welche Marja Feodorowna umgaben und ihre üblen Neigungen in schamloser Weise ausbeuteten, sich mit der neuen Ordnung der Dinge nicht aussöhnen konnten und daher jede Gelegenheit wahrnahmen, um die Gutsherrin gegen ihren treuen und uneigennützigen Diener aufzubringen.

Hierbei that sich die Jüdin Feodassja besonders hervor, die arge Schwindlerin, deren wir schon gedacht haben. Bei seinem hitzigen Wesen wußte der Vater in seinen Auseinandersetzungen mit Marja Feodorowna nicht immer an sich zu halten. Feodossja unterließ nicht, diesen Umstand für ihre Einflüsterungen auszunutzen. Die Gutsherrin bezeigte immer wachsende Ungeduld über die untergeordnete Rolle, zu welcher sie sich durch die Macht der Verhältnisse und ihre eigene Zerfahrenheit verurteilt sah. Immer häufiger gab sie ihre Unzufriedenheit zu erkennen und stellte unerfüllbare Anforderungen.

Mein Vater hielt lange stand; zuletzt aber konnte er es nicht mehr aushalten und beschloß, lieber auf eine einträgliche Stelle zu verzichten, als den Eigensinn der Madame Bedrjäg ferner zu ertragen und sich von ihrer Bande hetzen zu lassen. Eines schönen Tages trat er, mit einem dicken Heft ausgerüstet, vor Marja Feodorowna und redete sie folgendermaßen an: „Hier der Rechenschaftsbericht für die Zeit meiner Gutsverwaltung. Von heute ab bin ich nicht mehr in Ihren Diensten; ich bitte um meine Entlassung und Auszahlung des mir noch zukommenden Gehaltes.“

Marja Feodorowna geriet in Bestürzung. Ganz konnte sie der Dienste des Vaters doch noch nicht entraten, und so machte sie den Versuch, für diesmal noch ein Kompromiß mit ihm einzugehen: sie sprach davon, die Dinge derart einzurichten, daß er bleiben könne und zugleich ihre Wünsche befriedigt würden. Aber der Vater wußte nun schon allzu gut, wie wenig Verlaß auf die Versprechungen der launischen Dame sei. Er blieb standhaft und forderte seine Entlassung. Die Gutsherrin ihrerseits bestand auf ihrem Willen. Dadurch gereizt, wiederholte mein Vater mit Nachdruck, daß er endgültig entschlossen sei, sich von ihr zu trennen, und damit verließ er das Zimmer, ohne auf weitere Einwendungen zu achten. Marja Feodorowna war außer sich vor Wut und beschloß, sich an dem Widersetzlichen zu rächen.

Früh am nächsten Morgen — im Hause des Vaters schlief noch alles — wird er plötzlich geweckt. „Steht auf,“ ruft ihm jemand zu, „seht doch, was draußen vorgeht!“

Der Vater schreckte empor und trat auf den Flur hinaus. Eine Kette von Bauern hielt das Haus ringsumher eingeschlossen. Die ganze Familie war verhaftet.

Der Vater kannte den Charakter von Marja Feodorowna: hatte sie einmal zu Gewaltmaßregeln gegriffen, so war kein Zweifel, daß sie nicht wich. Er sah sich in bedrängtester Lage. Wo sollte er Beistand suchen? Innerhalb ihres Machtbereiches konnte er nicht daran denken; wie aber war da hinauszukommen? Alle Ausgänge waren bewacht. Glücklicherweise gehörten die Wächter zu den Bauern, die dem Vater ergeben waren und die Gutsherrin haßten; sie leisteten ihm Vorschub bei seiner Flucht; durch Gärten und über Gemüsefelder hin schlich er sich nach dem zajarischen Pissarewka durch und fand Aufnahme bei seinem Freunde Grigori Feodorowitsch Tatartschukow.

Sobald er auf freiem Fuße war, wandte sich der Vater an die zuständigen Behörden mit der Bitte, die Freigebung seiner Familie

zu bewirken und die Urheberin einer so schreienden Gewaltthat zur Verantwortung zu ziehen. Das war der Anfang zu einem Prozeß, der im ganzen Gouvernement viel von sich reden machte; für den Vater ward derselbe die Quelle endloser Aufregungen; aber auch seine Widersacherin hatte viel Unruhe deswegen zu leiden. Sie selbst gestand in der Folge, daß die Erwartung unangenehmer Aktenstücke, die Notwendigkeit, sich schriftlich darauf zu äußern, ihr von Stund ab jeden Tag das Leben vergällt habe.

Wahrlich, ein seltsamer Prozeß! Auf der einen Seite die Besitzerin von mehr als 2000 Seelen, mächtig durch ihren Reichtum, ihre Verbindungen — Hochmut und Willkür in einer Person — ihres Erfolges sicher. Auf der andern ein Mann ohne gesellschaftliche Stellung und die Vorteile einer solchen, der sich lediglich auf sein gutes Recht stützte und so arm war, daß ihm oft sogar das Geld für den Bogen Stempelpapier fehlte, dessen er bedurfte, um eine Klage oder Bittschrift beim Gericht einzureichen. Dafür war die Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gleich groß.

Wenn der Vater nicht sofort das Opfer seiner Verwegenheit wurde, den Prozeß vielmehr lange Zeit und nicht ohne eine Art Erfolg unter so ungleichen Bedingungen zu führen vermochte, so bedurfte es dafür eben seiner ganzen Gesetzeskunde und all seiner Gewandtheit beim Abfassen geschäftlicher Schriftstücke. Die Rechtsprechung war zu jener Zeit stets geneigt, zu Gunsten des Mächtigeren zu entscheiden, in diesem Falle jedoch schwankte sie unschlüssig. Die Richter selbst wußten sich keine Rechenschaft darüber zu geben, weshalb die Sache sich nicht so drehen ließ, wie die reiche und vornehme Dame es wünschte, konnten aber nichts ausrichten und schleppten die Angelegenheit nur endlos hin. Nach dem Tode des Vaters hörte ich mehrfach von Beamten des Zivilgerichtshofes, daß jedes Gesuch, welches von dem Bittsteller an sie gelangte, jede seiner schriftlichen Erklärungen geradezu Sensation unter ihnen erregte; sie sammelten sich im Kreise um einen, der das Aktenstück laut vorlesen mußte, und hatten ihre Freude an der dialektischen Klarheit und Gewandtheit der Darlegung. Und dennoch erlebte der Vater das Ende des Prozesses nicht.

Endlich, erst viele Jahre später — ich war damals bereits in Petersburg — erhielt meine Mutter ihr Eigentum zurück, das anfangs die Bedrjäg mit Beschlag belegt, dann das Gericht in Verwahrung genommen hatte. Die Koffer waren vollzählig; was sich aber darin fand, war nur ein Haufen abgetragener Kleidungsstücke und Stöße von Papieren des Vaters. Alles übrige war spurlos verschwunden.

Auf Andrängen des Vaters wurde zu Beginn des Prozesses die Anfrage an Marja Feodorowna gerichtet, mit welchem Rechte sie ihm seine Familie und sein Eigentum vorenthalte? Die Antwort war der Madame Bedrjäg würdig: „In seiner Stellung als Verwalter," schrieb sie, „habe der Betreffende ihr Gut zerrüttet, und die Sachen, die sie nicht herausgebe, habe er auf ihre Kosten angeschafft." Natürlich forderte man keinerlei Beweise von ihr; man glaubte ihr aufs Wort und gab der Klage des Vaters einstweilen gar keine Folge; da wandte er sich an den Gouverneur und setzte zuletzt durch, daß man ihm endlich wenigstens seine Familie zurückgab.

Wieder mit Frau und Kindern vereint, ließ sich der Vater in Danzewka, einem kleinrussischen Dorf, nieder, etwa 20 Werst von Bogutschar, wo seine Angelegenheit verhandelt wurde.

Da war nun wieder die brennende Frage, wovon wir leben sollten. Wie einst nach der Feuersbrunst, so fehlten meinen Eltern auch jetzt wieder die unentbehrlichsten Sachen. Der Vater hätte ohne Zweifel leicht Beschäftigung finden können, aber fürs erste nahm ihn der Prozeß allzu sehr in Anspruch. Dieser letztere zog sich indessen hin und gewann einen großartigen Maßstab. Der Vater, der, wie immer, zu weit ging, klagte nicht bloß auf Rückgabe seines Eigentums und Schadenersatz, sondern stellte auch die Forderung, daß mit der Gutsherrin wegen ihres eigenmächtigen Vorgehens dem Gesetz gemäß verfahren werde. — In der ersten Zeit half ihm Grigori Feodorowitsch Tatartschukow aus, der ihm auch später noch öfters manchen kleineren und größeren Dienst geleistet hat.

So vergingen einige Monate. Der Vater erhielt einen Ruf in eine der Stanizen am Don, wo er irgendwelche Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte. Das Angebot war ein ansehnliches. Er ging darauf ein, ließ seine Familie in Danzewka und reiste ab. Aber Marja Feodorowna bekam Wind von der Sache und schlug Lärm. Lügen und Verleumdung hatte sie stets in Bereitschaft. Durch den Gerichtshof von Bogutschar setzte sie sich mit dem Kommando der Staniza in Verbindung, nach welcher mein Vater sich begeben hatte, und machte geltend, er habe kein Recht gehabt, sich von seinem Wohnort zu entfernen, da ein gerichtliches Verfahren gegen ihn im Gange sei; man müsse ihn daher verhaften und ins Gefängnis setzen. Ohne den Sachverhalt näher zu prüfen, kam das Kommando der Staniza jener Aufforderung des Gerichtes von Bogutschar pünktlich nach. Zu einem ehrenvollen und nützlichen Werk hatte man ihn berufen, statt dessen geriet mein armer Vater auf diese Weise wieder ins Gefängnis.

So standen unsre Familienangelegenheiten, als ich aus Woronesh zurückkehrte. Ich fand die Mutter sehr verändert, gealtert und abgemagert. Die Freude des Wiedersehens war ihr durch die Trennung vom Vater getrübt, über dessen Ergehen zudem schon längst keine Nachrichten mehr vorlagen. Sie bewohnte mit den Kindern zwei winzige Dachstübchen im Hause eines wohlhabenden Kleinrussen; schon seit mehreren Monaten beherbergte sie der gute Gawrilytsch bei sich.

Kommt aber, wie man zu sagen pflegt, ein Unglück nie allein, so muß man das Gleiche von den Freuden gelten lassen. Meine Ankunft erwies sich als glückbringender Vorbote derselben. Den Morgen dieses Tages verbrachte die Mutter allerdings noch in großer Betrübnis. Es bezeichnete ihn ein Vorfall, der an sich nichts zu bedeuten hatte, aber auf die Mutter einen starken Eindruck hervorbrachte.

Mit der Wirtschaft beschäftigt, bemerkte sie plötzlich, daß der goldene Trauring von ihrem Finger verschwunden war. Augenscheinlich war derselbe von ihrer abgemagerten Hand abgeglitten, während sie die Zimmer aufräumte, Holz herbeitrug; und sie, in ihre trüben Gedanken vertieft, hatte es nicht bemerkt. Der Unglückliche ist abergläubisch. Die Mutter sah in dem Verlust des Trauringes eine schlimme Vorbedeutung und verfiel in völlige Mutlosigkeit. Gramvoll durchwühlte sie alle ihre Habseligkeiten, durchstöberte jeden Winkel: der Ring war nirgends zu finden.

An einer einzigen Stelle konnte noch nachgesehen werden, in dem Schuppen, wo das Stroh aufgeschichtet lag; kurz vorher hatte die Mutter davon entnommen, um den Ofen anzuheizen. Ganz vergeblich schien freilich die Hoffnung, unter den Haufen von Stroh einen so winzigen Gegenstand aufzufinden wie einen Ring, der jenem noch dazu in der Farbe glich. Die Mutter ging dennoch in den Schuppen. Auf dem Wege entschied sie sich innerlich für ein Zeichen: findet sich der Ring, so ist der Vater am Leben und auf dem Heimwege; findet er sich nicht, so weilt er nicht mehr unter den Lebenden.

Mit Zittern und Zagen überschritt sie die Schwelle des Schuppens und konnte sich lange nicht entschließen, die Augen aufzuschlagen; endlich — das Herz wollte ihr zerspringen — blickte sie in die Ecke, aus welcher sie das Stroh entnommen hatte. Da ragte ein langer Halm hoch empor — und der Ring hing daran! Die Mutter stieß einen Freudenschrei aus, bekreuzte sich und bedeckte ihn mit Küssen. In ihrer Seele war es licht geworden, und weg waren alle trüben Gedanken.

Ein paar Stunden vergingen. Es dämmerte schon. Da entstand eine Bewegung am Thore des Hauses, die Thür that sich auf — und auf der Schwelle stand der Vater, frisch und gesund, mit Geschenken beladen, in der Tasche eine kleine Summe Geldes.

Am nächsten Tage ging es hoch her bei uns: des Vaters Heimkehr und die meine ward durch einen Schmaus gefeiert. Lange schon hatte niemand von uns einen solchen Borschtsch mit Hammelfleisch geschlürft und so treffliche Wareniki gegessen, wie sie uns die Mutter in ihrer Freude vorsetzte. Und noch besser mundete uns Kindern das Dessert, das auf die Mahlzeit folgte, die Pflaumen und Rosinen, die der Vater mitgebracht hatte. Von Herzen gern teilten unser Glück sowohl wie die diesmal so reich besetzte Tafel unsre guten Wirtsleute: Gawrilytsch, seine Frau und deren liebliches Töchterchen, dessen klare braune Augen mich alsbald gefangen nahmen.

Wie kam es denn aber, daß der Vater sich mit einemmal aus dem Gefängnis in den Kreis seiner Familie versetzt sah, noch dazu in Verhältnissen, die sich augenscheinlich zum Besseren gewendet hatten? Das menschliche Leben ist ein Gewebe von lauter Zufälligkeiten. Durch einen feindseligen Zufall war er auf die Gutsbesitzerin Bedrjäg und die Richter von Bogutschar gestoßen, die ihn ins Gefängnis gebracht hatten, nun führte ihn ein günstiger Zufall mit dem Kosakenhauptmann Popow zusammen, der ihm aus der Not half.

Innerhalb der Staniza, wo mein Vater in Haft gehalten wurde, war der Hauptmann Popow die entscheidende Persönlichkeit. Er nahm sich die Mühe, des Vaters Angelegenheit zu untersuchen, und gab schließlich nicht nur Befehl, ihn auf freien Fuß zu setzen, sondern nahm ihn auch bei sich auf, betraute ihn mit der Ordnung seines Gutes und ließ ihn dann, reich belohnt, mit Frieden heimwärts ziehen.

Endlich einmal konnten wir aufatmen. Die nächsten zwei Monate etwa verlebten wir friedlich und ruhig, ja sorgenfrei. Besondere Naturschönheiten hatte Danzewka nicht zu bieten. Aber jene ganze Gegend gehört zu den fruchtbarsten von ganz Rußland. Das Klima ist milde, und das Leben war damals wenigstens äußerst billig. Auserlesenes Obst: Kirschen, Aepfel, Birnen, Melonen und Arbusen kaufte man um einen Spottpreis. Das Dorf Danzewka bestand aus etwa fünfzig sauberen, schneeweißen Häuschen, die in dem Laub der Kirschgärten fast untergingen. Der kleine Ort dehnte sich am Ufer des Flusses Bogutschar hin. Inzwischen hat er sich, wie ich höre, bedeutend vergrößert und ist zu einer reichen Slobode mit einer steinernen Kirche geworden. In unsrer Zeit hingegen gehörte das Dorf zu dem Sprengel der Slobode Twjerdochljobowka; letztere liegt

etwa sechs Werst von Bogutschar, wohl der armseligsten unter den Kreisstädten Rußlands.

Die Einwohner von Danzewka waren Kleinrussen, und zwar Domänenbauern oder sogenannte zum Heere zahlende Bauern. Sie hatten den kleinrussischen Typus in voller Reinheit bewahrt und befanden sich, mit den Bauern der Privatgüter verglichen, in einer glückseligen Lage. Dafür verharrten sie aber in völliger Unwissenheit. Schulen gab es nicht. Schriftkundige Leute galten unter ihnen als eine Seltenheit. Von den neuesten Errungenschaften der Kultur war keine einzige bis zu ihnen gedrungen. Sie zeichneten sich durch eine noch ganz unberührte Einfachheit und Reinheit der Sitten aus. Diebe und Trunkenbolde kannte man da nur vom Hörensagen. Händel und Schlägereien kamen wohl vor, doch schämte man sich, davon zu reden. Leider geht daraus hervor, daß der Mensch mit der Zivilisation Fehler annimmt, von denen er bis dahin keinen Begriff hatte, und in dem Maße, wie er neue Tugenden erwirbt, diejenigen einbüßt, die ihm vorher eigen waren. Offenbar vollzieht sich die gesetzmäßige Entwickelung des menschlichen Geschlechtes nicht nach irgend einem feststehenden Plane, durch welchen ein vorherbestimmtes, einheitliches Ergebnis erreicht werden soll, sondern sie folgt einer inneren Notwendigkeit in dem Gange der Dinge, kraft deren alles, was in dem Menschen liegt, zu seiner Zeit in die Erscheinung treten und einen gewissen Grad der Entwickelung erreichen muß, um dann entweder auf ewig zu verschwinden oder in der Harmonie des Ganzen fortzuklingen und zu deren Fülle und Vollkommenheit beizutragen.

Unter den biederen Danzewzern lebte es sich angenehm und zwanglos. Sie betrachteten uns nicht lange als fremde Ankömmlinge, sondern nahmen uns treuherzig auf, wie wenn wir zu ihnen gehörten, und begegneten den Eltern mit Liebe. Unser guter Hausherr aber, der mit viel praktischem Sinn begabt war, wußte sogar die geistigen Eigenschaften des Vaters zu schätzen.

Der Vater erholte sich zunächst etwas und fing dann an, darüber nachzudenken, was er mit mir machen solle. Es war sein dringender Wunsch, daß ich meine Studien fortsetzte. Ich teilte dieses Verlangen durchaus und zeigte ihm den Brief von Grabowski. Bei seiner genauen Kenntnis unsrer Gesetze und administrativen Ordnungen durchschaute er sofort, auf wie schwankem Grunde meine guten Lehrer das Gebäude meiner zukünftigen Bildung errichten wollten; desgleichen sah er voraus, was ihnen drohte, wenn die großmütige Fälschung entdeckt würde, und so lehnte er ihren Vorschlag rundweg ab.

Aber meine Erfolge in der Kreisschule ließen den Vater das Unmögliche hoffen: für mich werde man eine Ausnahme machen; ins Gymnasium werde ich jedenfalls gelangen, ob nun auf diese oder auf eine andre Weise. Von diesem phantastischen Gedanken war er völlig hingenommen; er vergaß darüber sogar, daß ihm die Mittel fehlten, mich in Woronesh zu erhalten. Ein lichtes Trugbild hielt seinen Blick gefesselt, — dem jagte er nach und dachte, wie gewöhnlich, nicht daran, daß ihm das Erwachen zur Wirklichkeit meist teuer zu stehen kam.

Wie dem aber auch sein mag, man machte mich aufs neue reisefertig, es fand sich eine Gelegenheit und ich wurde nach Woronesh abgefertigt.

12.

Auf Wartezeit in Woronesh.

In Woronesh begab ich mich wieder nach meiner alten Wohnung, ohne alle Barschaft, nur mit einem Brief versehen, worin der Vater den Hausherrn um Aufnahme für mich bat und sich verbindlich machte, alle Kosten, die mein Unterhalt verursachen würde, in nicht allzu langer Zeit abzutragen. Kalina Dawidowitsch Kljeschtscharew machte zwar ein finsteres Gesicht, war aber doch gütig und vertrauensvoll genug, darauf einzugehen und mir einstweilen einen Winkel für mein Bett und einen Platz an seinem Tische einzuräumen.

Wie zu erwarten, wurde nichts aus meinem Eintritt ins Gymnasium. Schüchternheit hielt mich ab, dem Direktor persönlich als Bittsteller zu nahen, noch dazu mit meinem nichts weniger als hochzeitlichen Gewande, in welchem ich eines üblen Empfanges gewärtig sein mußte. Auch forderte der Brauch, daß man nicht mit leeren Händen vor dem Direktor erschien, und was besaß ich, die meinen zu füllen. So schob ich meinen Besuch bei ihm von einem Tage zum andern hinaus. Und als ich dann gar unter der Hand erfuhr, daß einer von meinen Gönnern sich ohne mein Wissen beim Direktor für mich verwendet und einen Mißerfolg erlitten hatte, entsank mir vollends der Mut.

Sehnsuchtsvoll blickte ich den andern Knaben, meinen ehemaligen Mitschülern nach, wie sie nun als stolze Gymnasiasten, neue Bücher unter dem Arm, dem Gymnasium zuschritten. Sie schienen mir

vom Geschick so bevorzugt, daß sie in meinen Augen das Ansehen höherer Wesen gewannen, und das unansehnliche gelbe Haus in der Adelsstraße, in welchem das Gymnasium untergebracht war, dünkte mich ein Palast, dessen Pforte einzig und allein für mich fest verschlossen war.

So saß ich denn zu Hause in meinem Winkel, nahm meine Schulhefte durch und las begierig, wie immer, alles Gedruckte, was ich erreichen konnte. An Büchern hatte ich keinen Mangel. Ein neuer Freund, den ich mir hier erworben hatte, versah mich reichlich damit — der Schwiegersohn meines Hausherrn — Michael Grigorjewitsch Achtyrski.

Es war ein kleines, hageres Männchen von gelber Gesichtsfarbe. Er hatte eine stürmische Jugend durchlebt, war aber dann in der Ehe gesetzter geworden. Die unansehnliche Erscheinung gab einen verkehrten Begriff von seinem Verstand und seiner Bildung: von beidem besaß er ein ungewöhnliches Maß. Außerdem erfreute er sich in Woronesh als Musiklehrer eines vorzüglichen Rufes und war selbst ein tüchtiger Violin- und Klavierspieler.

Als Besitzer einiger Kisten mit Büchern übte er eine besondere Anziehungskraft auf mich, um so mehr, als er, von meiner Wißbegierde gefesselt, mich ungehindert darin wühlen ließ. Ueberhaupt nahm er lebhaften Anteil an mir und war mir nach Kräften behilflich, die Zeit des Harrens auf irgend eine phantastische Wendung in meinem Geschick, so gut es ging, zu verkürzen. Gar oft guckte er zu mir herein, setzte sich dann wohl auf das Bett und redete ein Langes und Breites mit mir; dazu schmauchte er sein Pfeifchen, von dem er sich nie zu trennen pflegte.

Seine Frau, Natalja Kalinischna, Kljeschtscharews Tochter, war ebenfalls eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung, hatte jedoch viel Verstand und zugleich eine wahre Leidenschaft für Bücher: sie las sehr viel — vorzugsweise Romane — und verdankte wohl dieser Lektüre ihre Entwickelung und eine gewisse feinere Lebensart, die ihr eigen war. Genug, daß sie einen Mann von so unstetem Charakter, wie Achtyrski, stark und dauernd an sich zu fesseln wußte und bis an sein Ende einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte.

Sie war fast immer ernsthaft, den Frauen ihres Kreises gegenüber zurückhaltend, ja einigermaßen abweisend, da ihr die Gesellschaft des Gatten über alles ging. Mancher andren hätte die Menge der Romane, die sie las, den Kopf verdrehen können, sie hingegen sog dies Gift ungestraft ein. Wieder ein Beweis dafür, daß in unsrer geistigen und sittlichen Entwickelung dasjenige die entscheidende

Rolle spielt, was die Natur unsrem eigenen Wesen gleichsam als Sauerteig beimischt. Aeußere Bedingungen wirken erst an zweiter Stelle und nach Maßgabe unsrer natürlichen Fähigkeiten und Neigungen.

Tage, Wochen, Monate vergingen: in meiner Lage änderte sich gar nichts. Ich blieb nach wie vor mir selbst und dem Spiel des Zufalls überlassen. Vom Vater hatte ich schon lange keine Briefe mehr erhalten. Ich wußte nur, daß er Danzewka und überhaupt den Kreis von Bogutschar verlassen hatte und nach Ostrogoshsk übergesiedelt war. Dem Hausherrn bereitete es augenscheinlich Verlegenheit, wie er mich noch länger ohne Bezahlung erhalten sollte. Mein Anzug war abgetragen, die Schuhe versagten ihren Dienst. Es hieß, den süßen Traum vom Gymnasium endgültig aufgeben und nach Hause reisen.

Wie aber sollte ich im Winter, ohne Geld, ohne Fußbekleidung und Pelz eine Strecke von etwa hundert Werst zurücklegen. Achtyrski schaffte Rat. Er besorgte mir einen alten Schafpelz, Filzschuhe, eine runde Pelzmütze und schenkte mir 5 1/2 Rubel in bar. Dafür überließ ich ihm mein Bett zu freier Verfügung.

Derart ausgerüstet konnte ich die Reise schon wagen. Noch galt es einen Fuhrmann suchen, doch auch dieser fand sich bald. Es war ein Bauer, der nach Ostrogoshsk fuhr und sich bereit erklärte, mich für 2 1/2 Rubel dorthin mitzunehmen.

13.

Ostrogoshsk. Beginn meiner bürgerlichen und selbständigen Wirksamkeit.

Es war im Jahre 1816. Ostrogoshsk gehörte damals zum Gouvernement Woronesh, während es früher einen Teil von Slobodo-Ukrainsk ausgemacht hatte. Der umfangreiche Bezirk war fast durchgängig von Kleinrussen bevölkert, die unter der Regierung Alexej Michailowitschs zur Sicherung der südlichen Marken gegen die Einfälle der Tataren hierher überführt worden waren. Russen hausten in geringer Anzahl, nur hier und da, dem Laufe der Ssossna entlang, wo sie ein paar kleine Ansiedelungen bildeten. Die Stadt zählte etwa 10000 Einwohner, gleichfalls Kleinrussen, ausgenommen

indessen die Kaufmannschaft, welche überwiegend aus Russen bestand.

Ein merkwürdiges Städtchen war damals dies Ostrogoshsk. Viele Werst weit von den Hauptstädten, mitten in der Oede der Steppen gelegen, entfaltete es dennoch eine lebendige Betriebsamkeit, wie man sie in weit volkreicheren und günstiger gelegenen Verkehrsmittelpunkten des russischen Reiches damals vergeblich gesucht hätte.

Nicht nur die meisten Kreisstädte, auch manche Gouvernementsstadt überragte Ostrogoshsk in materieller wie in geistiger Beziehung unermeßlich. Fabriken und Gewerbe blühten; Gegenstände des Handels waren Schafe, Salzfleisch, Talg. Die Kaufmannschaft verfügte über große Kapitalien. Die vorstädtischen Sloboden hatten Soldatenansiedler aufzuweisen, wie z. B. die Larionows, die Golowtschenko, die sich ebenfalls mit Handel befaßten und einen Umsatz von wohl 500000 Rubeln machten.

Von den wohlhabenden Gutsbesitzern dieses Kreises besaßen die meisten Häuser in der Stadt und verlebten einen Teil des Jahres daselbst. Sie waren gleich dem gesamten ostrogoshskischen Adel von einem ausgesprochenen genossenschaftlichen Geiste beseelt und hielten auf die Ehre ihres Standes. Eine Würde des Auftretens zeichnete sie daher aus, wie man sie in jenen entarteten Zeiten der Leibeigenschaft wenig kannte.

An Bestechlichkeit war unter ihnen auch nicht zu denken. Treu und ohne Ansehen der Person dienten die gewählten Beamten der Gemeinschaft. An der Spitze der örtlichen Aristokratie standen Männer, die nicht nur durch ihre Herkunft, sondern auch durch nützliche Wirksamkeit bekannt waren, z. B. die Dolshikow, Ssafonow, Stankewitsch, Tomilin u. s. w.

Daß auch die Bauern in den Dörfern hier ein leichteres Leben hatten als irgend anderswo, ist bei den humanen Bestrebungen und aufgeklärten Anschauungen der Gutsbesitzer wohl zu begreifen. Die Grundherren beuteten sie nicht aus durch Frondienste und Abgaben, sondern gingen menschlich mit ihnen um. Satt und mit ihrem Lose zufrieden, trugen die Bauern ihre Lasten mit Freuden und steuerten dadurch das Ihre zu dem Wohlstande der Herren bei. Und eben darin, daß diesen beiden Grundklassen der Gesellschaft, der besitzenden und der arbeitenden, ihre gegenseitigen Leistungen gleichmäßig zugewogen waren, hat man die Wurzel für den wirtschaftlichen Wohlstand des ganzen Kreises zu erblicken.

Nicht ganz so leicht läßt sich nachweisen, wie die gebildetsten

unter den Einwohnern von Ostrogoshsk den Umkreis geistiger Interessen, in welchen sie sich bewegten, derart erweitert hatten. Man nannte sie nicht umsonst die Athener des Gouvernements. Für sie, die ihr Geschick in einen Bärenwinkel verschlagen hatte, schienen die Sphären kaum zugänglich, in welchen sie lebten und webten. Sie beschäftigten sich mit litterarischen, politischen, sozialen Fragen. Nicht bloß persönliche Interessen, auch Grundsätze des Gemeinwohls wurden erörtert. Ein Streben nach Freiheit trat bei ihnen hervor, ein bewußter Protest gegen das Joch der damals allmächtigen Bureaukratie.

Viele von ihnen, selbst Kaufleute und Kleinbürger, waren im Besitz von Büchersammlungen ernsthaften Inhalts. Da fand man die juristischen Werke Justis, Delolmes Constitution de l'Angleterre, Montesquieus Lettres persanes, den Esprit des lois von demselben Verfasser in Jazykows Uebersetzung, Beccarias Vom Verbrechen und seiner Strafe, Voltaires Werke in russischer Sprache, die man jetzt in keiner Buchhandlung mehr auftreiben könnte. Ueberdies wurden auch die „Moskauer Nachrichten" eifrig gelesen, — nahezu die einzige Zeitung, die man damals in der Provinz kannte. Im geselligen Leben wurde von Kunst und Wissenschaft gesprochen, man beurteilte Fragen der innern und äußern Politik. Und manche ließen sich von der liberalen Strömung gar so weit fortreißen, daß sie für repräsentative Regierungsformen schwärmten.

Galt Ostrogoshsk so für einen Hort der Bildung im Lande, so erfreute es sich dagegen keineswegs des Wohlwollens der Gouvernementsbehörden, denen es ein Dorn im Auge war. Nirgends stießen ihre Erpressungen auf so beharrlichen Widerspruch wie dort. Konflikte endeten freilich regelmäßig mit ihrem Triumph, d. h. sie brachten ihnen mehr oder weniger erhebliche Bestechungsgelder ein, aber die sittliche Erniedrigung, die jedesmal damit verbunden war, konnten sie doch nie wieder vergessen.

Eine schwere Last für das Land bedeutete die Einrichtung des Generalgouvernements, die bald darauf erfolgte. Balaschow stand an der Spitze; seinem Amtsbezirk waren fünf Gouvernements zugewiesen: Woronesh, Rjäsanj, Tambow, Twer und — wenn mir recht ist — Charkow. Die Zentralverwaltung hatte ihren Sitz in Rjäsanj.

Zu welchem Zweck diese Behörde geschaffen wurde, ist schwer zu sagen; geschah es etwa nur deshalb, um einem Würdenträger, der vom Hofe entfernt werden sollte, einen anständigen Posten zu geben? In der Geschichte unsrer Verwaltung erscheint der Name Balaschows unter den wirkenden Männern des Jahres 1812. Mög-

lich, daß er auch irgendwelche Verdienste und ein Anrecht auf die ihm gewordene Auszeichnung hatte, — wir mögen das nicht entscheiden. Nur allzu gut aber ist uns bekannt, welches Andenken man seiner Verwaltung in den ihm anvertrauten Gouvernements bewahrte, wo er schlimmer als der erste beste Pascha gewirtschaftet hat. Möglich auch, daß er für seine Person keine Bestechungen annahm, daß er nicht einmal von allen Spitzbübereien seiner Untergebenen Kenntnis erhielt; seine Kanzlei aber und seine Agenten waren in ihrer Bestechlichkeit von ganz unersättlicher Habgier besessen. Bisher hatten die Kreise schon einen ansehnlichen Tribut nach Woronesh zu entrichten, jetzt galt es auch noch Rjäsanj befriedigen.

Am leichtesten hatten es unter Balaschow noch die Beamten, die man gern ein wenig hätte pressen können, damit sie andre nicht so bedrückten. Weitaus die meisten Lasten fielen auf die Einwohner der Städte. Unaufhörlich wurden sie mit neuen Auflagen beschwert, die angeblich für „Verschönerung der Dörfer und Städte“ Verwendung fanden. Auch geschah thatsächlich hin und wieder etwas in dieser Richtung, doch nur zum Schein und gewöhnlich dann, wenn die Ankunft irgend einer wichtigen Persönlichkeit bevorstand, — in solchen Fällen freilich mit größter Beschleunigung. Was aber hinter dieser äußerlichen Pracht steckte, darum kümmerte sich niemand.

Ein Beispiel: Es kam die Nachricht, daß dann und dann, auf dem und dem Wege eine hochgestellte Persönlichkeit durchkommen werde. Da war eine Brücke, die kaum mehr stand hielt. Nun trieb man ganze Dörfer herbei, um sie auszubessern und bald gewann sie ein stattliches Ansehen. Die durchreisende Persönlichkeit ließ es an Lob nicht fehlen und die also geehrte Brücke stürzte unmittelbar hinterher ein.

Nach dem Kriege des Jahres 1812 wurden die Männer unsrer Verwaltung von einer Manie erfaßt, deutsche Einrichtungen nachzuahmen — auch hier, versteht sich, nur die Außenseite. So fing man z. B. an, unsern großen Poststraßen entlang nach deutschem Muster Bäume anzupflanzen. Wer aber Landwege zu benutzen hatte, dem blieb nach wie vor nur die Wahl, ob er im Schmutz ertrinken oder Hals und Fuhrwerk brechen wollte. — Um die freien Plätze in den Städten führte man schöne Zäune und setzte Nummern darauf, als stünde der Bau von Häusern daselbst bevor, während doch weder Unternehmer noch Mittel dafür vorhanden waren.

Balaschow selbst bereiste sein Vilajet — Verzeihung — seine Gouvernements immerfort. In Petersburg sah man darin wahr-

scheinlich einen Beweis seiner Thatkraft, seiner eifrigen und nutzbringenden Dienste. Wofür man es in den ihm unterstellten Gouvernements hielt, ist eine andre Frage. Traf er zur Revision in einer Stadt ein, so ließ er es sich vor allem angelegen sein, den Leuten möglichst große Furcht einzujagen. Insbesondere das Stadthaupt bekam es zu hören: dieser Beamte mußte Rede und Antwort stehen, weshalb es in der Stadt keine Trottoire, kein ordentliches Pflaster, keine steinernen Kaufhöfe, keine Baumanlagen längs den Straßen — kurz nichts von alledem gebe, was der Herr Generalgouverneur im Auslande bewundert hatte. Die elenden Baracken mit ihren schiefen Mauern und papierverklebten Fenstern, die Stroh- und Schilfdächer auf den hölzernen Gebäuden, die ungepflasterten Straßen — das alles verletzte sein Schönheitsgefühl. Er gab sich nicht die Mühe, den Ursachen solcher Erscheinungen nachzugehen, als trockener Bureaukrat sah er darin nur Anordnungen von der Art, wie sie durch polizeiliche Maßregeln zu beseitigen sind. Daß die Stadt keine Mittel besaß, daß die Einwohner fast Hungers starben — das waren alles Kleinigkeiten, die das Augenmerk des hohen Würdenträgers nicht auf sich zogen.

Bei der Abfahrt gab er der Polizei strenge Weisung, bis zu seinem nächsten Besuch alles in Stand zu setzen, will sagen, Trottoire anzulegen, steinerne Markthallen zu bauen u. s. w. Das Stadthaupt kratzte sich hinter den Ohren, der Polizeimeister schalt auf die Schutzleute, diese rannten von einem Hause zum andern und setzten den Inhabern zu, für die Verschönerung der Stadt Sorge zu tragen. Schon nach wenigen Wochen aber legte sich die Unruhe und alles blieb beim alten. Jetzt könnte Derartiges nicht mehr vorkommen, aber das Andenken an Balaschow wird in den Gouvernements, wo er mit seiner berüchtigten Kanzlei gehaust hat, nicht erlöschen.

Ich darf die Geistlichkeit von Ostrogoshsk nicht mit Stillschweigen übergehen, nachdem ich von der dortigen Gesellschaft gesprochen. Zu meiner Zeit stand sie in Wahrheit auf der Höhe ihrer Aufgaben. Die Stadt zählte acht steinerne Kirchen. Die Kathedrale, ein architektonisch schöner Bau, rühmte sich guter Heiligenbilder von der Hand bekannter Akademiker. Die Klerisei war anständig besoldet und konnte daher mit Würde auftreten.

Die hervorragendsten unter den Geistlichen waren die Väter Ssimeon Szepinski, Michael Podsorski, Peter Lebedinski. Die ersten beiden standen hoch über dem Durchschnitt unsrer Geistlichkeit im allgemeinen und hätten in jeder beliebigen gebildeten Gesellschaft einen geachteten Platz einnehmen können. In seltenem Maße besaßen

beide unter anderm die Gabe des Wortes. Ihre Predigten, besonders diejenigen Podsorskis, zogen Zuhörer in Menge herbei. Ihre ganze Haltung bei Verrichtung der Amtshandlungen sowohl, wie im eigentlichen Gottesdienst, hatte durchaus nichts Einstudiertes. Zudem verfügten beide über eine anziehende Erscheinung. Die Gestalt Szepinskis imponierte durch Adel, ja Hoheit. Sein Gesicht mit der starken römischen Nase war voller Geist, sein Benehmen von Höflichkeit getragen. Auch später ist mir nie wieder ein Geistlicher begegnet, der einen so vorteilhaften Eindruck auf mich gemacht hätte. Er war nicht bloß klug, sondern auch vielseitig gebildet und belesen; er folgte allen wissenschaftlichen und litterarischen Erscheinungen. Podsorski blieb auch hierin nicht hinter ihm zurück.

Szepinski hatte den Kursus der Petersburger geistlichen Akademie durchgemacht, kannte Speranski und hätte die höchsten geistlichen Würden erlangen können, wenn er sich dazu verstanden hätte, die Mönchsgelübde abzulegen, wozu man ihn drängte. Ihn aber zog die Liebe zur Heimat dahin zurück; möglich, daß auch irgend welche andre jugendliche Antriebe mitwirkten.

In Ostrogoshsk gelangte Szepinski bald zu einer vorwaltenden Stellung. Er wurde Propst. Man überschüttete ihn mit Ehren und Anerkennungen. Er war im Besitz des goldenen Brustkreuzes, der Kamilawka*), des Epigonation**), ja sogar des Krummstabes, einer Auszeichnung, die Weltgeistlichen selten zu teil wurde. In der Folge erhielt er auch noch den Annenorden. Man schien ihn zu verstehen und zu schätzen. Später jedoch mußte der arme Vater Ssimeon alle diese anfänglichen Erfolge schwer entgelten.

Bischof Antonius von Woronesh, von dem oben die Rede war, hatte einen Bruder, Nikolai, ebenfalls geistlichen Standes; aber es konnte keinen unwürdigeren Vertreter desselben geben. Er war weder ein Heuchler, noch eigentlich böse, aber ein arger Trunkenbold, der ein höchst anstößiges Leben führte. Eben ihn, diesen ehrlosesten aller Sterblichen, gedachte Antonius zum Propst in Ostrogoshsk zu machen, wenn er erst Szepinski von seinem Platze verdrängt hätte. Und so schrankenlos war in jenen Zeiten die Willkür der bischöflichen Gewalt, daß Antonius sein Vorhaben ungestraft ausführen konnte.

In der Stadt war man freilich betroffen, es erhob sich Wider-

---

*) Kopfbedeckung von violettem Samt.

**) Tuch, welches die Geistlichen beim Hochamt an der Seite tragen.

spruch, es wurden Demonstrationen zu gunsten Szepinskis gemacht. Das alles aber führte zu nichts. Der nichtsnutzige Nikolai Ssokolow blieb einige Jahre hindurch Propst, zum Aergernis seiner Gemeinde und zu seiner eigenen Schmach. Ueber ihn waren viele Anekdoten im Umlauf; man erzählte sich Ausschreitungen, die auch bei jedem Nichtgeistlichen anstößig erschienen wären. Unter anderm machte eine Episode mit einer Bäuerin viel von sich reden, die, um sich zudringlicher Liebenswürdigkeiten zu erwehren, einen Schuh vom Fuß gezogen und ihn dem geistlichen Herrn um die Ohren geschlagen hatte.

Vater Nikolai amüsierte sich nicht allein; er hatte einen Genossen oder richtiger einen Mentor in der Person des Küsters Andrjuschka; der letztere pflegte nüchtern zu bleiben, wenn Vater Nikolai sich einen Rausch anlegte und machte in solchen Fällen kurzen Prozeß mit ihm. Fing das Väterchen an zu toben, so brachte er es ohne viel Umstände durch Schläge zur Ruhe.

Wie konnte aber die verhältnismäßig so hoch entwickelte Gesellschaft von Ostrogoshsk diesen wüsten Bummler so lange inmitten ihrer ehrbaren und gesetzten Geistlichkeit dulden? Leider geht es bei uns oft so: Man ereifert sich, man schlägt Lärm und schließlich gewöhnt man sich an alles. Um Ssimeon Szepinski war es den Leuten leid; einzelne wagten gar, sich für ihn zu verwenden, sie spielten dem Vater Nikolai allerhand Streiche, aber schließlich ward man des Bedauerns müde, man hörte auf, sich zu erregen und nur bei Gelegenheit, doch ohne Erbitterung, fuhr man fort, sich über den unwürdigen Pfaffen lustig zu machen.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte hingegen die erlittene Kränkung auf Szepinski selbst, ja auch auf seine Gesundheit hatte sie eine verderbliche Rückwirkung. Etwa fünfzehn Jahre später, als ich schon in Petersburg war, gab man ihm freilich alles wieder, was man ihm genommen hatte, und noch manches dazu. Antonius war gestorben, Nikolai wurde seines Amtes als Propst enthoben und Szepinski wieder eingesetzt. Seine Kraft aber und seine Gesundheit vermochte man ihm nicht zurückzugeben: er starb fünf Jahre darauf, nur fünfzig Jahre alt.

Auch von außen betrachtet, gewährte Ostrogoshsk einen weit schöneren Anblick als die Mehrzahl der damaligen Kreisstädte. Durch malerische Umgebungen war es freilich niemals ausgezeichnet. Es liegt am sanftansteigenden Ufer der Tichaja Ssossna, inmitten von Sümpfen, die mit dichtem Schilfwuchs bedeckt sind. Ich weiß nicht, wie es jetzt sein mag, aber in früheren Zeiten fand dieses letztere

nützliche Verwendung: bei dem unzureichenden Waldbestand diente es als Heizmaterial und zum Decken der Häuser.

Die beiden vorstädtischen Sloboden Luschkowo und Pjesski eingerechnet, dehnte sich das Städtchen ziemlich weit aus. Schnurgerade Straßen durchschnitten es, von recht sauberen hölzernen, dazwischen auch steinernen Häusern eingefaßt, und diejenigen der Begüterten konnten sogar einigen Anspruch auf Schönheit in Gestalt mehr oder weniger glücklicher architektonischer Einfälle erheben. So stand es wenigstens bis zu der Feuersbrunst, die im Jahre 1822 zwei Dritteile der Stadt vernichtete.

Wahrhaftig ja! Zu meiner Zeit bot Ostrogoshsk ein anziehendes Bild, aber o weh! nur in der guten Jahreszeit, im Winter oder im Sommer. Im Herbst und Frühjahr dagegen versank das reinliche, muntere Städtchen buchstäblich im Schmutz. Die ungepflasterten Straßen wurden schier ungangbar. Auf den Fahrdämmen patschten die Fußgänger nur so im Kote und die Ochsen blieben mit ihren Fuhren darin stecken. Verhandelt wurde genug über die Instandsetzung des Pflasters, sogar mit den Gouvernementsbehörden eine Korrespondenz deswegen eingeleitet. Der Magistrat wies die nötigen Gelder an. Die Korrespondenz zog sich jahrelang hin; um so schneller und spurloser verschwanden die Gelder. Eben zu der Zeit brannte die Stadt nieder und die Angelegenheit wegen des Pflasters wurde auf die lange Bank geschoben: bis auf diesen Augenblick findet man dort keines. Und jetzt ist es der Stadt auch nicht mehr darum zu thun; sie ist sehr verarmt, geistig heruntergekommen und zeichnet sich in keiner Weise mehr vor unsren Kreisstädten niedersten Ranges aus.

Mein Einzug in Ostrogoshsk war kein fröhlicher. Ich hatte mit meinem Herzenswunsch Schiffbruch erlitten und traf nun meine Familie in zerrütteten Verhältnissen; auch ihr Lebensmut war dahin. Der Vater war verdüstert; eine Beschäftigung, auf welche er gerechnet hatte, machte sich nicht. So blieb er ohne Verdienst und seine Familie darbte. Außerdem trug er eine schwere Herzenswunde mit sich herum — seine Leidenschaft für Julie Tatartschukow. Die Qualen, die aus dieser romantischen Leidenschaft für ihn entsprangen, waren unaussprechlich. Selbst die Mutter gewann es nicht über sich, ihn deswegen zu schelten. Sie litt mit ihm und bemühte sich in seltener Selbstentäußerung, ihn zu trösten.

Auch der Prozeß mit der Bjedrjäg ward nachgerade zu einer Last, die seine Kräfte überstieg. Er machte ihm beständig zu schaffen, erforderte eine angespannte Thätigkeit, Nachschlagen der Gesetze und

endlose Schreibereien. Statt akuter erschütternder Aufregungen verursachte er jetzt eine chronische Unruhe, die Zeit und Arbeitskraft verschlang. Inzwischen hatten sich die Bedürfnisse der Familie vergrößert; in meiner Abwesenheit war ein neues Glied hinzugekommen, — die Schwester Nadeshda.

Es war als hätte der Vater seine Spannkraft verloren. Nur in ganz seltenen Fällen gelang es ihm, etwas zu verdienen, wenn er etwa den Auftrag erhielt, eine Bittschrift an das Gericht aufzusetzen oder irgend ein Schriftstück zu entwerfen. Die Bezahlung war kaum nennenswert und wurde sofort von einem oder dem andern unabweisbaren Bedürfnis verschlungen.

Mißerfolge und unbefriedigte Leidenschaft machten den Vater immer reizbarer; Schmerz und Verdruß, die ihm das Herz erfüllten, entluden sich zu Zeiten in harten Worten gegen die Seinen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese aufgeregte Gemütsverfassung, wie sie seinen Scharfblick trübte und sich unwillkürlich in seinem Benehmen gegen die Menschen wiederspiegelte, auch die eigentliche Ursache gewesen ist, weshalb der Vater sich in dieser Zeit zu keiner Arbeit aufzuraffen vermochte.

Ich weiß nicht, was aus uns allen geworden wäre, wie wir diese schwere Zeit hätten durchleben können ohne den tapfern Mut unsrer Mutter und ihr hochherziges Verhalten gegen den tiefgebeugten Gatten. Als sie sah, daß ihm die Kräfte ausgingen, nahm sie auch diejenigen Verpflichtungen des Familienlebens auf ihre schwachen Schultern, die dem allgemeinen Gange der Dinge gemäß auf seinen Anteil entfielen, d. h. sie übernahm die Sorge für das tägliche Brot. Sie erfreute sich des Vertrauens aller derer, die sie kannten, und begann nun, ihre Vermittelung anzubieten, wo man um den An- oder Verkauf abgetragener Sachen verlegen war. Ihre unbedingte Rechtlichkeit war stadtbekannt und so vertraute man ihr gern solche Geschäfte an. Die Vergütung, die sie für ihre Kommissionsbemühungen erhielt, bildete lange Zeit den bedeutendsten, wenn nicht den einzigen Posten unsres Einkommens.

Ich war von dem Anblick unsres Elends in der Seele betroffen. Ueberall trat es mir vor Augen, in der engen Wohnung, der dürftigen Kleidung, der rastlosen Arbeit der Mutter, die den Tag über mit ihren Waren durch die Stadt wanderte und nachts beim trüben Schein der Oellampe die Kleider der Kinder flickte.

Der Wunsch, ihr zu helfen, ward leidenschaftlich in mir rege. Was aber vermochte ich zu thun? Ihr als Laufbursche dienen,

Holz für sie spalten und Wasser zur Küche tragen. Wohl übte ich das alles nach Kräften, aber weder sie selbst noch unsre ganze Familie befand sich viel besser dabei. Es wurde dem Vater der Vorschlag gemacht, mich irgendwo als Dorfschreiber unterzubringen. Auch dazu war ich bereit, aber der Vater wollte nichts davon wissen. Nicht ohne Grund besorgte er, ich könnte dort geistig abstumpfen und auf immer von meiner Zukunft abgeschnitten werden; den Glauben an dieselbe hielt er, den bestehenden Verhältnissen zum Trotz, unentwegt fest.

Schließlich war es etwas geradezu Unwahrscheinliches, was uns aus der Not half. Mir, dem vierzehnjährigen Knaben, dessen systematische Bildung sich auf den Kursus der Kreisschule beschränkte, wurden Stunden angeboten. Zugegeben, daß Lektüre, wie ich sie in letzter Zeit weniger unregelmäßig und mit ernsterer Auswahl betrieb, den Umfang meiner Kenntnisse bedeutend erweitert hatte, so war doch dieses Wissen nicht durch das wohlthätige Läuterungsbecken der Schulroutine hindurchgegangen, es hatte sich in keiner offiziellen Prüfung bewährt und gab mir mithin nur geringe moralische und gar keine rechtliche Befugnis zu einer Thätigkeit als Lehrer, besonders hier, wo an reiferen, vorschriftsmäßig ausgebildeten Pädagogen kein Mangel war.

Mein Erfolg im gegebenen Falle läßt sich nur aus dem Geist der Opposition erklären, der in der Gesellschaft von Ostrogoshsk überhaupt sehr lebendig war; daraus entsprang ein Mißtrauen gegenüber allen Einrichtungen der Regierung, welches notwendig zur Folge hatte, daß auch die offiziellen Lehrer gemieden wurden.

In Ostrogoshsk bestand, wie in andern Städten gleichen Ranges, eine Kreisschule, ja sogar eine verhältnismäßig gut ausgestattete, d. h. unter den Lehrern derselben gab es weder Trunkenbolde noch völlig Ungebildete. Der Unterricht hingegen fristete hier nur ein kümmerliches Eintagsleben. In dem Kampf ums Dasein, der die Lehrer vollauf in Anspruch nahm, kamen sie niemals dazu, sich ein durchdachtes Unterrichtsverfahren auszuarbeiten. Sie begnügten sich damit, die unabweisbarsten Anforderungen ihres Berufes zu erfüllen und, streng genommen, durfte man sie deshalb nicht schelten.

Seltsam, daß die Wohlhabenden unter den Einwohnern von Ostrogoshsk, die im ganzen ein feines Gefühl für die Bedürfnisse der Gemeinschaft besaßen und denselben auf andern Gebieten gern entgegenkamen, den Aufgaben der Volksaufklärung gegenüber in Gleichgültigkeit verharrten. Ich erkläre mir das daraus, daß es

vornehmlich Adlige waren, die sich um die Wohlfahrt unsrer Stadt bemühten, und daß diese, von dem Geiste ihrer Kaste erfüllt, einen Abscheu vor der Kreisschule hatten, wo ihre Sprößlinge mit den Kindern von Kaufleuten, Kleinbürgern, ja sogar Leibeigenen in Berührung kommen konnten. Sie verfügten ja über die Mittel, ihre Söhne bis zum Eintritt in die höher privilegierten Lehranstalten, wie etwa die Gymnasien, zu Hause zu erziehen, sich Gouverneure aus den Hauptstädten kommen zu lassen. Darüber verschmähten sie dann gleichmäßig Schule und Lehrer. Es versteht sich, daß letztere dabei nicht gewinnen konnten und ihren Kredit sogar in den Augen der Kaufleute und wohlhabenderen Bürger einbüßten, so daß diese nun auch ihrerseits vorzogen, sich Privatlehrer zu suchen. Auf diese Art kamen einige von ihnen dazu, mich zu wählen.

Innerhalb der Kreise, denen mein Vater angehörte, betrachtete man mich schon längst nicht mehr als ein Kind. Mein nachdenkliches Wesen ließ mich älter aussehen, als ich es den Jahren nach war, das Leben unter Fremden war eine vorzügliche Schule für mich gewesen und hatte meinem Benehmen etwas Gesetztes verliehen. Und da regte sich nun wieder meine Eigenliebe; ein dreistes, meiner Lage keineswegs angemessenes Streben, andre zu leiten und meinem Willen unterzuordnen, verblendete mich. Was freilich meine Kenntnisse betraf, so konnte ich es darin thatsächlich mit jedem beliebigen Kreisschullehrer aufnehmen und das Gerücht vergrößerte „meine Gelehrsamkeit“ noch.

Dies alles zusammengenommen muß wohl den reichen Kaufmann Rostowzew auf den Gedanken gebracht haben, mir einen Vorschlag zu machen: ich sollte mich mit seinen Söhnen befassen, von denen einer zehn Jahre zählte, der andre gar nur ein Jahr jünger war, als ich selbst. Meine Aufgabe bestand darin, den gesamten Kursus der Kreisschule mit ihnen durchzugehen.

Die Kinder zeigten Fleiß und guten Willen, konnten sogar schon einigermaßen lesen und schreiben. Meine Beschäftigung mit ihnen ging leicht und glücklich von statten. Der gute Rostowzew sprach mir wiederholt seine Zufriedenheit aus und gab derselben schließlich einen greifbaren, mir besonders erwünschten Ausdruck in Gestalt eines 25 Rubelzettels. Das war hart vor den Osterfeiertagen.

Mein Gott! wie ward mir da! Mehr fliegend als gehend kehrte ich mit diesem Kleinod in der Tasche nach Hause zurück; immer wieder fühlte ich in meiner Tasche danach und dünkte mich — daß ich's nur beichte — ein Held, Retter meiner Familie und

Neubegründer unsres häuslichen Herdes. Aber o weh! mein Stolz legte sich in dem Augenblick, wo ich die Schwelle unsrer Heimstätte überschritt und nun gewahr wurde, wie vielerlei da fehlte. Vor der rauhen Wirklichkeit hielten meine Träume, wie gewöhnlich, nicht stand. Diese letztere hatte jedoch für diesmal auch ihre lichte Seite und ich tröstete mich. Mein Erwerb trug dazu bei, daß wir das Osterfest mit den herkömmlichen Gebräuchen begehen konnten, und für echte Kleinrussen bedeutet jede Abweichung von denselben allzeit einen Kummer.

Jedermann in unsrer Gegend, selbst die Aermsten, spannte seine Kräfte aufs äußerste an, um dieses Fest aller Feste fröhlich und behaglich zu feiern, sich wenigstens für eine Woche von den Nöten und Sorgen, die den Rest des Jahres über auf ihm lasten, frei zu machen. Und da konnte nun meine Mutter, so gut wie andre, ihren Kulitsch backen, die Paska, wie wir den Osterkuchen nennen, aus feinstem körnigem Weizenmehl mit allen Zuthaten nach des Vaters Geschmack. Es wurden zwei Pfund Zucker und ein Achtelchen Thee eingekauft, meine Schwestern und Brüder erhielten neue Anzüge.

Ja, wirklich, es ward mir nicht schwer, mich zu trösten, und so stark war der Eindruck, den ich von der festtäglichen Stimmung meiner Familie bei dieser Osterfeier, von dem ersten Erwachen des Bewußtseins eigener Kraft empfing, daß ich mit einemmal ganz aufhörte, mich als ein Kind zu fühlen. Die Kindheit, die der Natur der Sache nach, selbst unter so armseligen Verhältnissen, wie die unsrigen es waren, von keiner Sorge weiß, lag für immer hinter mir; ich befand mich an dem Markstein eines neuen Lebens, wo mir viel Schweres bevorstand, das mir aber — mit Dank sei es anerkannt — auch mein Teil Erfolg gebracht hat.

14.

Meine Freunde und meine Beschäftigung in Ostrogoshsk.

Zwei Jahre waren vergangen. Ich stand nun in dem Ruf eines tüchtigen Lehrers, hatte eine Menge von Schülern und eine ganze Kinderschule, Knaben und Mädchen, die sich im Hause des Bürgermeisters, des Kaufmanns Pupykin, versammelten. Der wesent-

liche und wohl der einzige Vorzug meiner Art zu unterrichten bestand darin, daß ich die Kinder nicht zwang, sich ihre Aufgaben gedankenlos einzupauken, sondern mich vor allem bemühte, Lust und Interesse am Lernen in ihnen zu wecken. Davon abgesehen hatte ich keinerlei durchdachtes System, keinerlei pädagogisches Verfahren. Viele von den Schülern waren meine Altersgenossen, doch gelang es mir, mich mit ihnen zu stellen und die Sache ging auf diese Art bei mir wenigstens glatt.

Was ich verdiente, konnte meiner Familie natürlich kein sorgenfreies Dasein sichern, kam ihr aber doch sehr zu statten und jedenfalls befreite es uns aus der äußersten Not. Man betrachtete mich schon wie einen Erwachsenen, obgleich ich eben erst 16 Jahre alt geworden war. Ich stellte beinahe etwas vor in unsrem kleinen Nest. Man suchte die Bekanntschaft mit mir. In dem kleinen Kreise der städtischen Intelligenz wurde ich freundlich behandelt. Auch so einflußreiche Personen würdigten mich ihres Umgangs wie etwa der Kaufmann Wassili Alexejewitsch Dolshikow, der Adelsmarschall Wassili Tichanowitsch Lissanewitsch, der Edelmann Wladimir Iwanowitsch Astaffjew, der Kaufmann Dimitri Feodorytsch Panow, der Schulinspektor Feodor Feodorowitsch Ferronski, der Oberpriester Szepinski, der Dompriester Michail Podsorski.

Von den Genannten weilt keiner mehr unter den Lebenden, aber die Erinnerung an sie lebt in meinem Herzen fort. Ihrer warmen Teilnahme, der Menschenfreundlichkeit, mit welcher sie über meinen rechtlosen Stand hinwegsahen, ihrer Nachsicht gegenüber meinen jugendlichen, oft überspannten Bestrebungen, ihrem hochherzigen Beistande endlich und ihrem ernüchternden Einflusse habe ich es zu danken, daß ich in dem Kampf mit dem Geschick nicht erlag, nicht in mir selbst, in dem Schlund einer unfruchtbaren Selbstbetrachtung sozusagen unterging, den Glauben an das Gute, an die Menschen, an mich selbst nicht einbüßte. Ich lebte in ihrer Mitte, teilte ihre Geselligkeit. Gehe ich den langen Weg, den ich seitdem zurückgelegt, in Gedanken noch einmal, so werde ich mir noch heute, da meine Jahre zur Neige gehen, mit Rührung und Dankbarkeit bewußt, wie Großes ich ihnen schulde. Sie zuerst boten mir hilfreich die Hand, sie halfen mir auf der gesellschaftlichen Stufenleiter so weit empor, daß ich mich endlich ungestraft zu den Menschen rechnen durfte.

Von diesen meinen Freunden und Wohlthätern konnten sich jedoch nur wenige einer heilsamen Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten, ihrer inneren Welt rühmen. Verstand und Eigenschaften

des Herzens hatte die Natur ihnen freigebig zugeteilt, aber für einen Lebenskreis, der ihren Neigungen entsprochen hätte, war nicht gesorgt. Bei ihrer redlichen Anlage vermochten sie sich mit dem bureaukratischen Schmutz, mit der Willkür des Leibeigenschaftswesens, diesen beiden fressenden Schäden der damaligen Gesellschaft, nicht auszusöhnen. Der Widerspruch brauste in ihnen auf und daneben regte sich das Bewußtsein ihrer völligen Ohnmacht, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Daher der innere Zwiespalt, der ihnen gewisse Züge und originelle Eigenthümlichkeiten aufprägte, wie sie mit ihrem Charakter an sich nicht recht vereinbar schienen und zuweilen der Feder eines Dickens oder des Stiftes eines Hogarth würdig gewesen wären.

Nehmen wir z. B. einen Astaffjew. Aus altadeligem Geschlecht entsprossen, gehörte er zu den Aristokraten des Kreises. Die letzte Ausbildung hatte er in Petersburg erhalten, wo er Verbindungen besaß und ebenda hatte er seine dienstliche Laufbahn begonnen, die allem Anscheine nach eine glänzende zu werden versprach: kaum vierundzwanzig Jahre alt, war er bereits Kollegienassessor. Und plötzlich nun, ohne jede ersichtliche Ursache, gab er Stellung und Verbindungen preis, um sich in die Abgeschiedenheit der heimatlichen Provinz zurückzuziehen.

Dort ward er mit offenen Armen aufgenommen und zum Adelsmarschall erwählt. Mit seiner Schönheit, seinem scharfen Verstand, seinem weltmännisch zwanglosen Benehmen glänzte er einem strahlenden Sterne gleich auf dem eintönigen Hintergrunde des öden provinzialen Kleinlebens und richtete bald grausame Verheerungen in den Herzen der jungen Damen des Kreises an. Eine und — o weh! gerade die häßlichste von allen, verliebte sich sterblich in ihn. Sie erschöpfte sich in Anstrengungen, zu gefallen, und griff schließlich zu dem äußersten Mittel: im Vertrauen auf die Großmut des Siegers bekannte sie ihm ihre Leidenschaft.

Das Fräulein verfügte über ein ansehnliches Vermögen; Astaffjew war das seinige schon los. Das Geständnis und mehr noch die Mitgift des Mädchens rührten sein Herz; doch mochte er sie nicht täuschen und erklärte ihr daher geradezu: „Ich bin nicht abgeneigt, Ihr Gatte zu werden, aber Sie zu lieben vermag ich nicht. Entscheiden Sie nun selbst, ob es sich für Sie lohnt, mich zu heiraten.“ Das Fräulein fand, daß es sich lohne. Die Ehe ward geschlossen und am Ende war es nicht der unglücklichsten eine. Es versteht sich, daß Astaffjew kein zärtlicher Gatte war, aber mit Härte vermochte er bei seiner Gutmütigkeit das ihm schrankenlos hin-

gegebene Wesen doch auch nicht zu behandeln. Ganz ohne Umstände verfuhr er dagegen mit der Mitgift seiner Frau.

Das Provinzialleben in seiner Beschränkung erwies sich bald als ein allzu enger Rahmen für Astaffjews breit angelegte Natur. Im Kommunaldienst fand er so wenig Befriedigung, wie im Staatsdienst. Er haßte alle unklaren Lebenslagen. Jede Art von Verstellung war ihm ein Greuel und ohne dieselbe war bei Ausübung der Amtspflichten als Marschall, wie bei Zusammenstößen mit den Gouvernementsbehörden nicht auszukommen. Unfähig, sich anders zu geben, als er war, zog er vor, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Eine verzweifelte Stimmung bemächtigte sich seiner und so ergab er sich einem Lotterleben. Bald war auch das Vermögen seiner Frau, wie zuvor sein eigenes, spurlos verschwunden.

Ich wurde erst weit später mit ihm bekannt. Bereits ein angehender Fünfziger war er nun auch glücklich verwitwet und besaß weder Kinder noch ein häusliches Heim. Als Sachwalter in Rechtshändeln verdiente er sich so viel, daß er standesgemäß und bequem leben konnte. Durch alle Stürme der Jugend hindurch hatte er sich in seinem Aeußeren und seinen Manieren doch noch Spuren eines weltlich feinen Schliffes bewahrt. Er war geschmeidig, höflich, sehr belesen und sprach wundervoll, ungeachtet der Rauheit seiner Stimme, einer Folge früherer und immer wiederholter Ausschreitungen im Trinken. Er kannte eine Menge von Anekdoten über historische Persönlichkeiten aus den Zeiten Katharinas und wußte dieselben recht pikant zu erzählen. Die freie Zeit, die ihm seine Geschäfte ließen, verbrachte Wladimir Iwanowitsch auf Ausfahrten, bei denen er die Gutsbesitzer und Pächter des ganzen Kreises abwechselnd besuchte. Ueberall war er ein gern gesehener Gast.

Und plötzlich kamen dann für den guten, klugen, feingebildeten Astaffjew Perioden einer tiefen Erniedrigung: eine wahre Trunkwut befiel ihn. Diese Perioden stellten sich immer zu bestimmten Zeiten ein und hatten einen regelmäßigen Verlauf. Sobald sie begannen, schloß sich Wladimir Iwanowitsch zu Hause ein, empfing fast niemand und trennte sich Tag und Nacht nicht mehr von der Flasche. Nach Ablauf einer gewissen Frist jedoch nahm Astaffjew seine gewohnte Lebensweise wieder auf, gerade als hätte er nur unfreiwillig Frondienste geleistet, und erschien nun wieder als der redliche, edle, etwas stolze und ausgesucht liebenswürdige Mann, der er thatsächlich war.

Auch bei diesen Anfällen eines grimmigen Uebels hielt er übrigens an den Gewohnheiten eines Mannes von guter Lebensart

fest. Er lag dann meist zu Bett und rings um ihn her sah alles höchst anständig aus. In seinem Zimmer herrschte wie immer eine elegante Ordnung. Auf dem Tischchen neben dem Bett prangten in gewohnter Symmetrie allerhand Nippsachen: kleine Schachteln, Tabaksdosen, Statuetten. Auf einem andern Tisch lagen Bücher, Papiere, Schreibzubehör. Nirgends auch nur ein Stäubchen. Sogar er selbst bot keinen abstoßenden Anblick: er betrank sich nie bis zu voller Bewußtlosigkeit und büßte sein wohlerzogenes Benehmen nicht ein. Der betrunkene Astaffjew war gleichsam nur die Ergänzung zu dem nüchternen Astaffjew: er wurde lebhafter, geistreicher, gesprächiger, stellte tiefsinnige Betrachtungen an, philosophierte und schnalzte mit den Fingern fortwährend den Takt dazu.

Jedermann in der Stadt kannte seine unglückselige Schwäche, aber man verzieh ihm dieselbe gern. Auch that sie seinem eigentlichen Wert nicht den mindesten Abbruch. Weder seine Erfahrung, seine Welt- und Menschenkenntnis, noch sein feiner Takt, sein gesundes, unvoreingenommenes Urteil hatten darunter zu leiden. Das waren alles Schätze, mit welchen bei seiner grenzenlosen Gutmütigkeit jedermann unbedingt rechnen konnte, so gut wie mit dem Inhalt seines Beutels — und wirklich rechneten auch alle darauf. Der arme, prächtige, sonderbare Kauz! —

Ein Mann, der mir ebenfalls sehr nahe stand, war der Schulinspektor Feodor Feodorowitsch Ferronski; ihn konnte man in Wahrheit einen schwergeprüften Dulder nennen. Mit 300 Rubel Banko hatte er eine zahlreiche Familie zu erhalten: Frau und fünf Kinder — zwei halbwüchsige Mädchen und drei Söhne, darunter einen Idioten. Seine kluge, gute Frau, einstmals eine Schönheit, hielt ein unheilbares Leiden nun schon über zehn Jahre an das Bett gefesselt. Mit Ausnahme des einen Unzurechnungsfähigen waren alle Mitglieder der Familie liebe, wohlerzogene Menschen. Der älteste Sohn, Nikander, hatte eine Anstellung in der Schule als Lehrer der untersten Klasse oder Abteilung und bezog im ganzen 150 Rubel Gehalt.

Wie sie alle bestehen konnten, besonders immer gegen Ende des Monats, wenn das Gehalt verbraucht war, ist mir unbegreiflich. Zu Zeiten hätte man das Haus rein ausfegen können und kein Krümchen Brot, keinen Heller gefunden. Die kranke Familienmutter mußte inzwischen den Teller Bouillon, die Tasse Thee, die Arznei, deren sie bedurfte, entbehren. Dann war es ein Jammer, Vater Ferronski zu sehen. Gute Menschen unterstützten ihn nach Vermögen, aber das waren großenteils selbst arme Schlucker.

In heller Verzweiflung, buchstäblich nicht mehr wissend, womit er den Hunger der Seinen stillen sollte, nahm der Greis seine Zuflucht zu einer Anleihe beim Staatssäckel, natürlich immer wieder mit dem festen Vorsatz, das Entnommene, sobald es ihm irgend möglich wäre, zurückzuerstatten. Aber diese Möglichkeit bot sich niemals und dem armen Alten drohte gar oft die Gefahr, strafrechtlich belangt zu werden. Der Kreisschulinspektor, Ssafonow, riß ihn dann jedesmal aus der Not, indem er den Ausfall an Staatsgeldern vor der Revision aus eigener Tasche deckte. Nur selten einmal kamen dem Vater oder dem Sohn Privatstunden in den Wurf und dann konnten sie verhältnismäßig frei aufatmen.

Die Schule, an deren Spitze Ferronski stand, war in übler Verfassung, wie alle staatlichen Unterrichtsanstalten bis zum Jahre 1836, wo Kaiser Nikolai Pawlowitsch einen neuen Etat für dieselben auswarf und Uwarow mit der Verwaltung des Ministeriums der Volksaufklärung betraute. Wir haben oben von den Mißständen in der Schule von Ostrogoshsk und von den Ursachen ihres Verfalles gesprochen. Der staatliche Inspektor konnte nichts dafür, im Gegenteil, er hatte am meisten darunter zu leiden. Es war einer der besten Menschen, die ich je gekannt habe, ein so nüchterner, heller Kopf, so klar in seinen Anschauungen vom Leben und von der Gesellschaft, so durch und durch edel gesinnt endlich, daß man wünschen möchte, wir hätten auch in unsrer fortgeschrittenen Zeit mehr Männer von seiner Art — nicht nur zu staatlichen Inspektoren, sondern auch zu Direktoren der höheren Unterrichtsanstalten.

Beide Ferronskis waren mir sehr gewogen. Der junge, ein paar Jahre älter als ich, zeichnete sich bei mäßigem Verstande durch bemerkenswerte Gaben aus. Er besaß eine glückliche Erscheinung, eine klangvolle, tönende Stimme und eine seltene Fähigkeit zur Nachahmung: ein vorzüglicher Schauspieler hätte aus ihm werden können. Auch träumte er selbst von der Bühne, aber aller Energie bar, verstand er es nicht, sich aus dem Geleise herauszuarbeiten, in welches ihn das Geschick ursprünglich hineingestoßen hatte, und so schlug er sich sein Leben lang ohne rechten Erfolg als Lehrer durch.

Und diese Menschen verbreiteten bei all ihrer Dürftigkeit so viel Liebe und Wärme um sich her, daß nicht nur die eigene Familie davon zehren konnte, sondern auch für viele andre etwas abfiel, deren Los ein noch schlimmeres war, als das ihrige. So ging es auch mir. Sie nahmen mich freundlich bei sich auf, sie versorgten mich mit Büchern. Und das zu einer Zeit, wo ich ihnen doch gewissermaßen im Wege stand, ihnen mit meinen Großthaten als

Lehrer das Brot vor dem Munde wegschnappte. Dabei wäre es dem alten Ferronski ein Leichtes gewesen, mich tot zu machen, ja sogar eine günstige Gelegenheit bot sich ihm dazu. Doch davon später. —

Noch eine befreundete Familie hatte ich — die Dolshikows. Ihr Haupt Wassili Alexejewitsch erscheint mir jetzt, wenn ich zurückblicke, als der hervorragendste Mann im ganzen Lande. Ehrfurchtgebietend war alles an ihm; auch schon die äußere Erscheinung. Wer ihn sah, hätte nimmermehr einen russischen Kaufmann vermutet, dessen typische Züge meist so scharf ausgeprägt sind. Ich sehe ihn noch vor mir, wie damals, als ich ihn zum erstenmal in Ostrogoshsk auf der Straße erblickte. Da kam er einhergeschritten — recht eigentlich geschritten, nicht gegangen, der hoheitsvolle Greis, das schöne feingeschnittene Gesicht von einer ganzen Flut grauer Haare umwallt — hochaufgerichtet und fest, wie eine kraftvolle Eiche, auf saftreichem, kleinrussischem Boden erwachsen. Noch heute fühle ich mein Herz klopfen, wenn ich zurückdenke: es war, als träte mir ein Held der idealen Welt, in der ich mich bis zur Betäubung bewegte, Auge in Auge gegenüber. Mit einer Art abergläubischer Furcht, mit verzücktem Staunen blickte ich ihm nach, bis er um eine Ecke verschwunden war, und konnte dann den ganzen Tag über nicht recht zu mir selbst kommen.

Wassili Alexejewitsch Dolshikow hatte seine Studien am Kollegium zu Charkow gemacht und daselbst neben mancherlei andrem Wissen auch die Kenntnis der lateinischen Sprache erworben. Woher aber kam ihm dieser Adel des Benehmens, dieser außerordentliche Takt, woher diese hoheitsvollen Gebärden, diese Haltung eines Weisen, der seinen Weg durchs Leben ruhig und selbstbewußt vollendet? Wer möchte da noch von Vorzügen reden, welche den Menschen einer oder der andern Kaste gleichsam angeboren würden!

Niemand hegte und pflegte mich so wie er. Selten verging ein Tag, ohne daß ich bei ihm gewesen wäre. Da ging mir das Herz auf, da konnte ich mich frei aussprechen. Mit immer neuer Geduld und Teilnahme hörte er, der allgemein geachtete Greis, der mir an Jahren, Erfahrung und bürgerlichen Verdiensten so weit überlegen war, meinem hitzigen und oft vorlauten Gerede zu.

Wassili Alexejewitsch war ein Liberaler, ein Mann des Fortschritts, wenn auch diese Bezeichnungen damals weder von ihm noch von andern gebraucht wurden. Er haßte die Knechtschaft und sein sehnlichster Wunsch war eine Umgestaltung der Reichsverfassung von Grund aus; er sympathisierte mit der liberalen Strömung in Europa,

trauerte über die erfolglosen Anläufe der italienischen Patrioten und begrüßte freudig die ersten freiheitlichen Regungen in Griechenland. Mein Enthusiasmus gab dem seinigen nichts nach, beruhte aber natürlich nicht auf so klaren und zielbewußten Anschauungen. Einst, nach einer Unterredung mit ihm, verbrachte ich, noch ganz voll von den letzten Nachrichten aus Griechenland, die ganze Nacht über dem Entwurf eines Aufrufes an die aufständischen Griechen im Namen ihres heldenmütigen Führers Ypsilanti. Diesen Aufruf las ich am nächsten Morgen Wassili Alexejewitsch vor. Rückhaltlos wie ein Jüngling zeigte er sich von meinem Freiheitstraum hingerissen und machte seinerseits verschiedene Vorschläge zur Ergänzung und Veränderung des Projektes.

Und wie plauderte es sich doch so angenehm in dem Garten der Dolshikows vor den Thoren der Stadt! Wassili Alexejewitsch hatte ihn selbst angelegt, die Bäume und Sträucher darin eigenhändig gepflanzt und beobachtete nun das Wachstum jedes einzelnen mit Liebe. Der Garten lag nicht weit von Ostrogoshsk. An Sommer- und Frühlingsabenden fuhren wir häufig zu zweit hinaus, lagerten uns auf dem Rasen unter einer jungen Eiche oder einem Apfelbaum und ließen uns von unsern Gedanken weit, weit forttragen. Ich verlor mich nach meiner Gewohnheit in ein Labyrinth verwickelter Abstraktionen und er brachte mich mit feinem Gefühl immer wieder auf den Weg der nüchternen Thatsachen, der historischen Wirklichkeit zurück. Zum Schluß war der gute Wassili Alexejewitsch stets dessen eingedenk, daß ein sechzehnjähriger Jüngling mit unersättlichem Magen es niemals verschmäht, sich die geistige Kost mit den Früchten der Erde würzen zu lassen und versorgte mich für den Rückweg mit mancherlei Erzeugnissen seines Gartens, wie sie die Jahreszeit gerade zu bieten hatte.

Dolshikow war eine Zeit lang Stadthaupt und brachte in dieser Stellung viel Nützliches zu stande. Das Los der Armen unter den Einwohnern zu verbessern, ließ er sich insonderheit angelegen sein. Schutz- und Hilfsbedürftige wandten sich niemals vergeblich an ihn. Dafür gehörte ihm auch die Liebe der Elenden und Unterdrückten! Unter seinen Standesgenossen dagegen, den Kaufleuten, hatte er viele Feinde. Und auch die Gouvernementsbehörden betrachteten ihn nicht mit freundlichen Blicken, denn indem er für die Interessen der Stadt eintrat, machte er ihnen ganz offen Opposition. Schließlich verbündeten sich diese beiden finsteren Mächte, der Pöbel der Kaufleute und Beamten, um ihn zu stürzen. Durch Verleumdung und Intriguen aller Art gelang es ihnen, Dolshikow vor Gericht

zu ziehen. Er mußte sein Amt als Stadthaupt niederlegen; doch beruhigte er sich nicht dabei, und als er an dem Gerechtigkeitssinn der Richter verzweifelte, von denen seine Sache in Rjäsanj und Woronesh verhandelt wurde, legte er in Moskau Berufung ein.

Die Familie der Dolshikows bot ein Bild seltenen häuslichen Glückes. Wassili Alexejewitschs Frau, Praßkowja Michailowna, war ganz wie für ihn geschaffen. Ein Herz voller Liebe und ein feines Urteil von erstaunlicher Sicherheit gingen bei ihr Hand in Hand. Auf den ersten Blick machte ihr zurückhaltendes, etwas kühles, ja hoheitsvolles Benehmen den Eindruck, daß es nicht leicht sein müsse, ihr näher zu treten. Und in der That verschenkte sie ihre Gunst nicht umsonst, war vielmehr sehr eigen bei der Auswahl von Freunden nicht nur, sondern auch von Bekannten. Wer aber einmal Zutritt in ihrem Hause erlangt hatte, der fand da die freundlichste und herzlichste Aufnahme. Ein Gespräch mit ihr war nicht bloß unterhaltend, sondern auch belehrend, — ein wahrer Genuß, denn sie sprühte von Humor und von originellen Gedanken.

Im Hause und in der Familie schaltete Praßkowja Michailowna als unumschränkte Herrin, mißbrauchte jedoch ihre vorherrschende Stellung niemals. In ihrer Wirtschaft ging es immer geräuschlos und ruhig zu, ohne Hast und Ueberstürzung, ohne jenes fortwährende Schelten und Zurechtweisen von der einen — heimliches oder offenes Murren auf der andern Seite. Sie hielt keine leibeigenen Dienstboten, obgleich es ihr ein Leichtes gewesen wäre, dieselben auf den Namen andrer eintragen zu lassen, wie die übrigen reichen Kaufleute es machten. Und doch war sie besser, eifriger, redlicher bedient, als irgend eine jener hochfahrenden Gutsbesitzerinnen, die sich von einem ganzen Sklaventroß umgeben sahen.

Ihre Töchter erzog sie zur Ehrfurcht vor den Ueberlieferungen und Pflichten des Familienlebens. Sie verstanden nicht französisch zu plappern, aber unter Mitwirkung und Anleitung ihrer klugen Mutter entwickelten sie sich in angemessener Weise, besonders die ältere, die viel und mit Verständnis las. Die jüngere liebte die Musik und es war dafür gesorgt, daß sie ihren Geschmack ausbilden konnte. Die dritte Tochter war zu meiner Zeit noch ein Kind.

Von den fünf Söhnen der Dolshikows waren zwei bereits erwachsen. Der ältere, Alexander, führte die Aufsicht über die eigentliche Wirtschaft: er leitete die Brauerei, welche das ganze Gouvernement mit Bier versorgte. Der jüngere, Michail, befaßte sich mit den äußeren Angelegenheiten. Er hatte den Handelsbetrieb, die Vertretung vor den Behörden und war häufig auf Reisen,

die ihn nach Woronesh, Rjäsanj und Moskau führten. Auch er liebte die Musik leidenschaftlich, übte sie eifrig und war als tüchtiger Geiger sogar in Moskau wohlbekannt. Ich verkehrte mehr mit Michail: er war der lebhaftere und mitteilsamere. Sein Bruder ging ganz in Wirtschaftssorgen auf.

Nach langwierigen gerichtlichen Plackereien triumphierte der alte Dolshikow über die vereinigten Ränke seiner Widersacher und parteiischer Richter. Er ward von allen Anklagen wegen Ueberschreitung der Amtsgewalt und eigenmächtigen Verfahrens freigesprochen und zur größten Genugthuung der Bürger von Ostrogoshsk in sein Amt als Stadthaupt mit Ehren wieder eingesetzt. Aber am Tage seines Sieges ereilte ihn das Verhängnis. Tief bewegt hielt er eine Rede, in welcher er das Programm seiner künftigen Wirksamkeit entwickelte. Der Gegenstand riß ihn mit sich fort: er sprach von den Bedürfnissen der Stadt, zählte ihre Hilfsquellen auf, bestand auf der Notwendigkeit, anständige Räumlichkeiten für die Schule zu beschaffen, unverzüglich zur Instandsetzung des Pflasters zu schreiten und so fort. Dabei geriet er in Feuer und achtete es nicht, daß er die ganze Zeit über dem Zugwind ausgesetzt war. Nach Hause zurückgekehrt, fühlte er sich unwohl und starb sieben Tage darauf am Nervenfieber. Er war erst sechzig Jahre alt.

Der Umgang mit solchen Menschen, die freundliche Behandlung und gastliche Aufnahme, die ich bei ihnen fand, waren mir ein neuer Ansporn in dem Bestreben, mich selbst zu bilden; aber einzig und allein durch Lektüre wußte ich ihm genugzuthun; ich widmete mich derselben nun schon mit besserem Verständnis und ordnete sie sogar einem gewissen System unter. Ich las nicht bloß, sondern machte mir auch Auszüge aus dem Gelesenen und stellte schriftlich Betrachtungen darüber an.

Mit Büchern versorgten mich meine Freunde und Gönner um die Wette. Spezinski, Podsorski, Dolshikow und Panow besaßen deren eine Menge — und fast ausschließlich ernsthaften Inhalts. Romane verloren um jene Zeit ihren Reiz für mich: ich hatte mich satt daran gelesen und mein Geist sah sich nach kräftigerer Nahrung um. Ich fand dieselbe auch, z. B. in Bonnets Contemplation de la nature, in der Logik und Metaphysik von Christian Baumeister, in den bändereichen juristischen Forschungen Justis, in Montesquieus „Esprit des lois“ und so fort. Lebhaft beschäftigte mich unter andrem die „Histoire de mon temps“ von Friedrich dem Großen, der für eine Zeit lang auch mein Lieblingsheld wurde.

Mein Wissen auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte schöpfte ich aus Rollin — die russische Uebersetzung ist von Tretjakowski — und aus Miller. Die Geschichte Rußlands kannte ich nur mangelhaft. Besaß ich doch keine andern Hilfsmittel zum Erlernen derselben, als einen Leitfaden, der damals an mittleren Lehranstalten in Gebrauch war.

Die Bücher, die mir zugingen, waren jedoch meinem immerhin übel disziplinierten Verstande nicht alle gleich zugänglich. Das gilt unter andrem von Halitschs „Geschichte der philosophischen Systeme“, die im Jahre 1818 herauskam. Ich erhielt sie von Ferronski und fiel begierig darüber her, in der Voraussetzung, daß sie mir mit einem Schlage alle Tiefen menschlicher Weisheit aufthun werde. Aber o weh! Knappheit des Ausdrucks und die ganze Art der Darstellung machen dies Buch auch für solche schwer verständlich, die weit gründlicher dazu vorbereitet sind, sich philosophische Einsichten anzueignen, als ich es war. Kein Wunder, wenn ich ganz verdutzt vor manchem Paragraphen desselben stand und wie ein Geächteter vergeblich an die Pforte dieses für mich verschlossenen Tempels pochte.

Derartige Anlässe waren so recht geeignet, mir die nackte Ungerechtigkeit meiner gesellschaftlichen Stellung in ihrer ganzen entsetzlichen Größe zum Bewußtsein zu bringen. Sie verschloß mir den Zugang zum Gymnasium und damit auch alle ferneren Wege zum Wissen, zum Licht. Und mein unfügsamer Geist ward inzwischen nicht müde, das verlockende Zauberbild der Universität vor mir erstehen zu lassen.

Wie das möglich war, besonders nach den Erfahrungen, die ich mit dem Gymnasium gemacht hatte, — ich weiß es selbst nicht. Aber ein Funken der heimlichen Hoffnung, daß die Universität, die ersehnte, allem Anschein nach so unerreichbare, mir am letzten Ende doch nicht entgehen werde, blieb mir immer. Nur selten übrigens loderte dieser Funke bis zur vollen Klarheit des Bewußtseins empor. Irgend wo, tief unterhalb desselben glimmte er fort und weit häufiger kamen Augenblicke düsterer Verzweiflung über mich. Ich ließ den Kopf sinken, das Herz schnürte sich mir zusammen vor Weh ....

Nein, man kann sich gar keine Vorstellung von den geistigen Qualen machen, welche einen sechzehnjährigen Jüngling voller Kraft, und ich darf sagen voll männlichen Mutes schließlich so weit brachten, daß er auf Selbstmord sann und allein in diesem Gedanken Beruhigung fand. Wie ein Sonnenstrahl leuchtete er mir ins Herz und belebte mir mit einem Schlage den Mut. „Nein,“ sagte ich

mir — „das geht nicht, dabei kann es nicht bleiben! Mag ich auch nicht mein eigener Herr sein, mag ich in den Augen der Menschen und vor ihren Gesetzen nichts bedeuten! Ein Recht bleibt mir immer, und niemand ist im stande, es mir zu rauben: das Recht zu sterben. Im äußersten Falle werde ich nicht unterlassen, Gebrauch davon zu machen, und bis dahin mutig voran."

Ich erstand eine Pistole, Pulver, zwei Kugeln: den Tod durch die Kugel zog ich aus irgend welchen Gründen allen andern Todesarten vor. Von diesem Augenblick an ward ich ruhig. Eine Verwegenheit, wie ich sie bisher nicht gekannt hatte, beseelte mich; ich stand unter der Obhut des Todes und hinfort flößte mir nichts mehr Furcht ein.

Dünkte ich mich aber so gewissermaßen erhaben über die Erniedrigungen, welche mir Menschen zufügen konnten, so wurde ich zugleich stolz und selbstgewiß. Das Bewußtsein von so viel zerstörten Illusionen erweckt mir noch heute ein Gefühl der Bitterkeit, obgleich ich meiner damaligen Gemütsverfassung nicht ohne zu lächeln gedenken kann. Erschöpfenden Ausdruck fand sie in zwei Wahlsprüchen, mit welchen ich mein Porträt zu verzieren eilte, welches damals auf Wunsch meiner Mutter gemalt wurde. Der Künstler war ein Landsmann, Namens Sikran. Lange hatte er seine liebe Not damit, besonders mit den Augen, die durchaus nicht geraten wollten. Und mehr als einmal wünschte er mich mit ihnen zum Teufel; endlich erklärte er, das Bild sei fertig. Damals fand man es ähnlich, doch ist es leider verloren gegangen, aller Wahrscheinlichkeit nach bei Gelegenheit jener Feuersbrunst, die einige Jahre darauf Ostrogoshsk zur größeren Hälfte vernichtete.

Sikran hatte mich dargestellt, wie ich mein Tagebuch offen in Händen hielt. Auf einer Seite desselben prangte die Devise: „Mit Ehren leben oder sterben," — auf der andern: „Weisheit bedeutet Geduld." Armer, selbstvertrauender Jüngling! Er ward älter und reifer und das Leben benahm ihm natürlich seine hochfliegenden Gedanken, aber allzu früh selbständig geworden, behielt er nur eine unbeugsame Hartnäckigkeit, die im Leben zu einem Stein des Anstoßes für ihn wurde, wenn sie auch dazu beitrug, ihn das ersehnte Ziel erreichen zu lassen.

Unter dem Einfluß so vermessener Träume stellte ich mir in Gedanken sogar eine Apologie des Selbstmordes zusammen und gestaltete dieselbe zu einem Aufsatz unter dem Titel: „Die Stimmen eines Selbstmörders am Tage des jüngsten Gerichtes." Ich hing mit Leidenschaft an meiner Mutter und ihr widmete ich dies Er-

gebnis meiner tiefen Betrachtungen. Ich sah sie schon abgehärmt vor mir stehen, sie streckt die Hände nach mir aus und fleht mich an, um ihretwillen meiner zu schonen. Doch ich setze ihr die Gründe meines Entschlusses auseinander und sie selbst gibt mir ihren Segen zu der furchtbaren That: „Du bist im Recht, armes Kind!“ ruft sie schluchzend aus, gehe hin mit Frieden! Eine kleine Weile haben dich die Menschen freundlich gehegt, aber nur um dich dann desto bitterer zu enttäuschen. So geh denn zu Gott! Er ist barmherziger als die Menschen: Er wird dir vergeben, weil du bei ihm allein Licht und Wahrheit gesucht hast. Geh! ich will dir selbst dein Totenhemd nähen, werde es mit meinen Thränen netzen und dir mit eigener Hand in aller Heimlichkeit dein Grab bereiten; daß auch über deinem Leichnam kein schmähendes Wort gesprochen werden soll ....“ —

Da ich mit Halitsch nicht zu stande kam und derart auf dem Gebiet der reinen Vernunft Schiffbruch erlitten hatte, so stürzte ich mich in ein andres Extrem, d. h. ich suchte Licht in der Mystik. Die Mystik war um diese Zeit, d. h. in den Jahren 1818—1820 auch in die Abgeschiedenheit unsrer Provinz gedrungen und hatte sogar viele Anhänger daselbst gefunden. Auch einige von meinen Freunden hatten sich derselben ergeben. Sie suchten mich ebenfalls zu „erleuchten“ und versahen mich zu diesem Zweck mit den erforderlichen Büchern.

Bei meiner feurigen Einbildungskraft, meiner leichten Empfänglichkeit und meinem Hang zum Wunderbaren, hätte man glauben sollen, daß diese Bücher einen starken Eindruck auf mich machen mußten. In Wirklichkeit kam es anders. Das Getümmel phantastischer Erscheinungen, das sie hervorriefen, glitt sozusagen an meinem Verstande vorüber, ohne es demselben mit ihrem Phosphorglanz anzuthun. In der Zeit, da ich noch des inneren Haltes entbehrte, als Kind und auch noch als Jüngling, liebte ich allerdings das Geheimnisvolle und Dunkle, aber nur, weil es meine Einbildungskraft erregte. Der Verstand blieb immer gleich kühl und verhielt sich sogar einigermaßen kritisch zu dem, was meine Phantasie völlig in Anspruch nahm. So war es auch jetzt wieder.

Ich machte mich mit Eifer an die Lektüre mystischer Bücher. Den „Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur“ von Eckartshausen las ich Seite für Seite durch und schloß nichts damit auf. Auch hätte schwerlich sonst jemand irgend welchen Aufschluß darin gefunden, denn die Geheimnisse der Natur sind nur allzu fest verschlossen, und der Schlüssel, der hier zu ihrer Erkenntnis geboten wird, ist

nichts als ein ganz gewöhnlicher rostiger Nagel, mit welchem sich gar nichts aufschließen läßt. Ferner las ich die ganze „Theorie der Geisterkunde" Jung-Stillings und die „Scenen aus dem Geisterreich" von demselben Verfasser. Ueber die naiv gottseligen Grimassen der „Geisterkunde" erdreistete ich mich gar zu spotten und bei den „Scenen aus dem Geisterreich" ergriff mich geradezu Langeweile.

Mit größerem Anteil las ich Jung-Stillings „Leben". War er doch gleich mir ein armer Schlucker gewesen und dennoch zu Gelehrsamkeit und Ruf gelangt.

Aber ich traute ihm darum doch nicht ganz. Er dünkte mich ein Charlatan, der die Leute mit der Versicherung hinters Licht führte, daß er gesehen habe, was bisher niemand gesehen, und wisse, was sonst niemand wisse. — Den Abschluß meiner mystischen Forschungen bildete der „Zionsbote", doch vermochte ich nicht mehr als drei Nummern davon zu bewältigen.

Wie klar und überzeugend erschienen mir nach all diesem Umhertappen im Dunkeln die schlichten realen Wahrheiten, die das Evangelium uns lehrt. Nicht als wollte ich behaupten, daß es mir schon damals zum Bewußtsein gekommen wäre, welch eine Fülle der Weisheit darin verborgen ist. Nein, aus diesem Anlaß ließ ich mich nicht auf irgend welche Erwägungen ein. Mein Glaube war ein rein kindlicher: anfangs glaubte ich einfach deshalb, weil ich es auf dem Schoße der Mutter so gelernt hatte, und später — eben zu der Zeit, von welcher ich rede — gewannen das Leben und die Predigt Christi einen besonderen persönlichen Sinn für mich, sie wurden mein Rettungsanker in dem Sturm der Erbitterung gegen die Menschen und mein böses Geschick, der mich zuzeiten durchtobte. Blickte ich auf das Antlitz des Erlösers in einer der Hallen unsrer Kathedrale, so war es mir immer, als hörte ich seine milde Einladung: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Nun denn! Mochten die Menschen böse und ungerecht sein — ich habe einen Beschützer, eine feste Zuflucht, wo ich mich bergen kann vor aller Bosheit und allen Verfolgungen. Er, der Allgütige und Allweise, wird mich nicht zurückstoßen, auch dann nicht, wenn ich unter der Last, die meine Kräfte übersteigt, zusammenbreche und eigenmächtig vor ihn hintrete.

Die äußeren religiösen Gebräuche erfüllte ich dagegen nur lau und nicht immer gern. Wahrscheinlich war es das Beispiel meiner Umgebung, welches mich dazu veranlaßte. Von der Freigeisterei

Voltaires und der Encyklopädisten angesteckt, vernachlässigten alle diese Astaffjews, Dolshikows, Panows die kirchlichen Ceremonien. Die Frage nach meinen religiösen Ueberzeugungen oder nach den ihrigen hat zwar keiner unter ihnen jemals in meiner Gegenwart berührt, aber aus ihrer Gleichgültigkeit in Bezug auf die formale Seite derselben konnten sie dennoch kein Hehl machen. Mich zog indessen ein unmittelbares Gefühl öfters zur Kirche, besonders wenn der Chor sang oder wenn der majestätische Ssimeon Szepinski den Gottesdienst versah. Und noch heute erinnere ich mich des Gefühls andächtiger Erhebung, welches mich überkam, wenn ich am Gründonnerstag in der Iljinschen Kirche die zwölf Evangelientexte von einem schlichten, ungelehrten Priester verlesen hörte. Er las ganz ohne pathetischen Ton, war aber so gerührt und ergriffen von dem Inhalt des Gelesenen, daß die Stimmung, welche ihn selbst beseelte, sich unwillkürlich den Hörern mitteilte.

15.

Meine militärischen Freunde. — General Jusephowitsch. — Der Tod des Vaters.

In unsern Familienverhältnissen hatte sich manches verändert. Mittelbaren Anlaß dazu gab der Tod von Grigori Feodorowitsch Tatartschukow. Seine junge Frau war bereits ein Jahr vor dem Tode des Gatten mit dem unmündigen Töchterchen zu ihrer Mutter nach Moskau übergesiedelt. Tatartschukow hinterließ ein ziemlich beträchtliches Vermögen. Erbberechtigt waren außer der Witwe und Tochter noch zwei Söhne aus erster Ehe. Von den beiden Töchtern, deren ich weiter oben gedachte, starb die eine unvermählt noch zu Lebzeiten des Vaters, die andre, welche Bjeljäckow geheiratet hatte, war schon früher abgefunden worden.

Die Söhne des Verstorbenen haßten die Stiefmutter und waren — ganz im Gegensatz zu ihrem Vater — nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Sie wollten Julie um jeden Preis von der Erbschaft ausschließen und machten sich ihre Unerfahrenheit in schamloser Weise zu nutze. Schon drohte der jungen Witwe und ihrer Tochter völliger Ruin, als sie sich endlich entschloß, den Beistand eines sachkundigen und redlichen Mannes in Anspruch zu

nehmen, der ihr behülflich ſein könnte, den Netzen, welche man ihr geſtellt hatte, zu entgehen. Wo aber ſollte ſie einen ſolchen finden? Zwar lag es ſehr nahe, an meinen Vater zu denken, aber ſie wußte von ſeiner Leidenſchaft und zauderte lange, ſich an ihn zu wenden. Schließlich indeſſen ſah Julie ſich dennoch genötigt, alle kleinlichen Bedenken beiſeite zu ſetzen. Sie ſchrieb meinem Vater einen Brief und bat ihn flehentlich, als ihr Bevollmächtigter nach Bogutſchar zu eilen, um ihr und ihrer Tochter Erbteil zu retten. In dem Vater regte ſich ſofort die alte ritterliche Geſinnung und mit Entzücken ergriff er dieſe Gelegenheit, der geliebten Frau einen Dienſt zu erweiſen. Unverzüglich begab er ſich auf den Kampfplatz und wußte die Sache ſo beſonnen und gewandt zu führen, daß Julie alsbald in den unverkürzten Beſitz alles deſſen gelangte, was ihr von Rechts wegen zukam.

Aber mein Vater ſorgte auch noch weiter für ſie. Es handelte ſich um die Teilung der Slobode: die Bauern, welche der Witwe gehörten, mußten ausgeſondert und anderwärts angeſiedelt, d. h. es mußte eine neue Niederlaſſung begründet werden. Dieſe Angelegenheit zog die Trennung des Vaters von ſeiner Familie auf unbeſtimmte Zeit in die Länge und ein Leben ohne dieſelbe war ihm immer bald verleidet. Seine Phantaſie fand reichliche Nahrung in dem ſchwärmeriſchen Verhältnis zu der jungen Witwe, aber ſein Herz ging dabei leer aus und hatte doch von jeher in allen Kümmerniſſen und Verirrungen inſtinktiv dort Halt und Troſt geſucht, wo die unverſiegbare Quelle dafür floß, in dem mitfühlenden Herzen ſeines hochſinnigen Weibes. So war es auch jetzt wieder. Der Vater konnte die Einſamkeit nicht ertragen, ſo ſehr ihn die Bemühungen um das Wohl der Geliebten in Anſpruch nahmen. Er berief ſeine Familie alsbald, ihm nach ſeinem neuen Aufenthaltsorte im Bogutſcharſchen Kreiſe zu folgen. Die Mutter brach ſofort auf und richtete ſich mit den jüngeren Kindern in dem neu entſtehenden Dorfe ein. Der Gutsherrin zulieb, die ja deutſcher Herkunft war, hatte man es „Ruhethal“ getauft — ein Name übrigens, der durch die ſchöne, ſtille Lage des Oertchens gerechtfertigt erſchien. Mich hingegen wollte der Vater meiner Lehrthätigkeit nicht entreißen und ſo blieb ich allein in Oſtrogoſhsk. —

Die Ereigniſſe der Zeit wurden damals auch für mich zu einer Quelle neuer, friſcher Eindrücke, indem ſie ein neues Element in das geſellſchaftliche Leben unſrer Stadt einführten. Der Stern Napoleons war untergegangen. Auf St. Helena ging das blutige Drama aus, welches ganz Europa in Aufruhr verſetzt hatte. Unſre

Heere kehrten zurück, um nach so vielen ruhmvollen Thaten der wohlverdienten Ruhe froh zu werden. Man verteilte sie in die einzelnen Gouvernements und Städte des Reiches. Die Reihe kam auch an Ostrogoshsk. An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1818 kam Leben in seine schläfrigen Straßen; ein buntes Gewimmel von Fahnen und Uniformen, man hörte den Hufschlag der Pferde und die Klänge kriegerischer Musik. Den Helden entgegen strömte nicht bloß die Masse der städtischen Bevölkerung, sondern auch die umwohnenden Pächter und Bauern, die zu Fuß und zu Wagen von allen Seiten herbeigeeilt waren, um das niegesehene Schauspiel zu genießen und die ungewöhnlichen Gäste willkommen zu heißen. Bereitwillig gewährte man ihnen Quartier, und die Häuser der besten Gesellschaft öffneten sich weit zum Empfang der Offiziere.

Es war die erste Dragonerdivision, die in Ostrogoshsk und Umgebungen einquartiert werden sollte; sie bestand aus vier Regimentern: dem moskauschen mit dem Stabe, dem rigaschen, dem neurussischen und dem kinburnschen, welches letztere erst etwas später eintraf. Mit dem Einzuge derselben war unser bescheidenes Winkelstädtchen wie verwandelt. Ein neues Leben brauste darin und neue Interessen erwachten. Die Offiziere dieser Regimenter, besonders die des moskauschen, wo die Blüte der Regimentsgesellschaft im Stabe vereinigt war, bildeten eine geschlossene Gruppe in ihrer Art bemerkenswerter Männer. Die Mitwirkung bei den großen Weltereignissen, ein thätiges Leben innerhalb der Grenzen strenger Pflichterfüllung, nicht in der Sphäre unfruchtbarer Reflexionen, hatte ihrem Charakter Festigkeit, ihren Anschauungen und Bestrebungen Entschiedenheit verliehen; damit bildeten sie einen eigenartigen, scharfen Gegensatz zu den leitenden Männern dieses abgelegenen Erdenwinkels, die — den nüchternen Anforderungen des wirklichen Lebens entfremdet — in einer Traumwelt dahindämmerten und ihre Kräfte in kleinlichem, unfruchtbarem Protest vergeudeten. Die Berührung mit der westeuropäischen Civilisation, die unmittelbare Bekanntschaft in jener glücklicheren Verfassung des gesellschaftlichen Lebens, einer Frucht der Gedankenarbeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der Kampf endlich für die großen Prinzipien der Freiheit und des Vaterlandes — alles dies hatte ihnen andrerseits das Gepräge echter Humanität aufgedrückt und hierin fühlten sie sich vollkommen eins mit den Vertretern unsrer örtlichen Intelligenz. Kein Wunder, wenn sich zwischen ihnen und diesen letzteren ein lebhafter geselliger Verkehr bildete. Sie stießen auch mich nicht zurück; ich ward vielmehr mit offenen Armen und brüderlichem Anteil auf-

genommen. Sie sahen in mir das Opfer einer Ordnung der Dinge, die ihnen verhaßt war und betrachteten mich unter dem Einfluß dieses Hasses wie durch ein Vergrößerungsglas: sie überschätzten meine Gaben und eben damit die Tragik meines Geschickes. Aus ihrem Verhalten gegen einen armen zurückgesetzten Knaben sprach daher nicht bloße Teilnahme, sondern auch eine Art Hochachtung. Männer, die doppelt oder dreimal so alt waren wie ich, und mich an Kenntnissen und Erfahrung unermeßlich weit überragten, gingen mit mir um, wie mit ihresgleichen. Ich beteiligte mich regelmäßig an ihren Unterredungen, ihren abendlichen Zusammenkünften und Vergnügungen. Sie nahmen mich zu den Paraden mit; ich ritt mit ihnen auf die Jagd und einen der mir am nächsten befreundeten begleitete ich gar, wenn er du jour war, nachts zur Besichtigung der Posten.

Das alles beschäftigte mich und schmeichelte mir; meine Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft vermochte es jedoch nicht zu beschwichtigen. Ich führte ein Doppelleben, war jugendlich sorglos oder verzweifelt: leichten Sinnes gab ich mich dem Genuß des Augenblicks hin, aber durch bittere Erfahrungen nur allzu früh gereift, spähte ich beständig über die verhältnismäßig so lichte Gegenwart hinaus in das Dunkel, welches mein ferneres Leben verhüllte. Von heftiger Eigenliebe entflammt, sann ich mit neuem Eifer auf weitere, dauerhaftere Erfolge und trug das Joch, welches auf mir lastete, mit wachsender Ungeduld. Meine Luftschlösser stiegen zu schwindelnder Höhe empor; in demselben Maße gewann jedoch der Gedanke des Selbstmordes an Reife und Kraft: stürzte der luftige Bau zusammen, so sollten seine Trümmer mich begraben.

Wie dem auch sein mag, der Verkehr mit diesen Männern gab meiner Entwickelung einen neuen Anstoß und erweiterte meinen geistigen Horizont beträchtlich. Sie zuerst machten mich unter andrem mit den neuesten Erzeugnissen der vaterländischen Litteratur bekannt. Ueber Lomonossow, Derschawin, Cheraskows „Rossiade“ und „Wladimir“ reichten meine Kenntnisse auf diesem Gebiet bisher nicht hinaus. Mit Lomonossow war ich schon in früher Kindheit bekannt geworden, wenn ich den blinden, fahrenden Sängern lauschte, die von Dorf zu Dorf, von einem Gutshof zum andern zogen und gegen ein Almosen geistliche Lieder von diesem Dichter erschallen ließen, z. B. jenes eine: „Dem Allerhöchsten Lob zu singen, dazu erhebe dich, mein Geist.“ Von der zeitgenössischen schönen Litteratur hingegen wußte ich gar nichts. Und welch eine Menge neuer Eindrücke nun mit einemmal! Ich war oft wie berauscht, wenn ich aus

den Abendgesellschaften der Offiziere zurückkehrte, bei welchen Lektüre häufig die Hauptrolle spielte und niemals ganz im Hintergrunde stand. Manche von den Offizieren deklamierten ausgezeichnet, bisweilen ganze Dramen. So hörte ich zum erstenmal „Oedipus in Athen" von Osjerow und lernte die Erstlingswerke Batjuschkows und Shukowskis kennen, die eben um jene Zeit herauskamen. Wir schwelgten förmlich in der Musik dieser Verse und prägten uns ganze Abschnitte auswendig ein, wie z. B. „Meine Penaten", „Der sterbende Tasso", „Auf den Trümmern eines Schlosses in der Schweiz" oder Bruchstücke aus „Ein Sänger im russischen Heerlager" u. s. w. Viele legten sich Hefte an, in welchen sie kurze Sprüche oder Abschnitte aus dem Gelesenen eintrugen, die ihnen in irgend einer Beziehung merkwürdig erschienen. —

Um diese Zeit tauchte flüchtig eine Persönlichkeit vor mir auf, die kurze Zeit darauf in Gemeinschaft mit einigen andern, einen entscheidenden Einfluß auf mein Geschick üben sollte und dann selbst in jener düstern Tragödie, die sich bei der Thronbesteigung Kaiser Nikolais I. abspielte, als eines der vornehmsten Opfer gefallen ist. — Auf die Messe, welche alljährlich in Ostrogoshsk stattfand, wurden unter andern Waren auch Bücher — aus Woronesh — gebracht. Von einem Freunde begleitet, unterließ ich nicht, in der Bude vorzusprechen, wo dieser für mich so verführerische Artikel feilgeboten wurde. Dort stand am Ladentisch ein junger Offizier, der schon vor uns eingetreten war; ich warf einen Blick auf ihn und mich fesselte der ruhige Glanz seiner dunklen und zugleich klaren Augen, der sanfte, sinnende Ausdruck des ganzen Gesichtes. Er verlangte Montesquieus „Esprit des lois", bezahlte und gab Weisung, ihm die Bücher nach seiner Wohnung zu senden. — „Ich bin mit meiner Eskadron nicht in der Stadt einquartiert," bemerkte er dem Verkäufer, „wir stehen ziemlich weit von hier. Auch bin ich nur auf kurze Zeit, ein paar Stunden im ganzen, hierhergekommen; haben Sie die Güte, mir die Bücher sofort zuzusenden. Abgestiegen bin ich (es folgte die Adresse). Der Ueberbringer mag nach dem Lieutenant Rylejew fragen." Damals dachte ich mir nichts bei diesem Namen, aber die vornehme Erscheinung des jungen Offiziers blieb mir in lebendigem Andenken. In unsrer Gegend traf ich ihn nicht wieder. Auch verließ er dieselbe bald, heiratete und nahm seinen Abschied. Erst in Petersburg, und unter ganz veränderten Umständen, sah ich ihn wieder. —

Der kleine Kreis unsrer Offiziere vergrößerte sich bald um eine Gruppe junger Leute, die soeben erst befördert waren. Man kann

nicht behaupten, daß sie ein neues oder anregendes Element in denselben gebracht hätten. Sie kamen geradeswegs von den Bänken der Kadettencorps, wo die Wissenschaften damals nicht sehr hoch in Blüte standen und waren kein rechter Umgang für ihre älteren und erprobteren Kameraden. Uebrigens kamen sie ihren dienstlichen Verpflichtungen gewissenhaft nach, aber ihre freie Zeit verbrachten sie mit mehr oder weniger üppigen Gelagen. Als gute Jungen knüpften sie auch mit mir Freundschaft an und luden mich zu ihren Gastereien ein. Da hätte es denn nun verderbliche Folgen für meine Lebensführung haben können, daß weder der Vater noch sonst jemand anwesend war, mich zu leiten. Zum Glück hegte ich gegen Ausschreitungen jeder Art unter andrem einfach schon physischen Widerwillen. Besuchte ich solche Gelage, so nippte ich natürlich auch an dem Punschglase, trank einen Kelch von dem schäumenden donschen Wein, auch wohl einen zweiten. Aber ich that es wie ein naschhafter Knabe, der noch nicht über das Alter hinaus ist, wo man Süßigkeiten liebt. Trunkenheit hingegen vertrug sich weder mit meinen idealen Anschauungen von der Würde des Menschen, noch mit jener Eigenliebe, welche die Geißel meiner Jugend, zugleich aber ein Zaum war, der mich vor dem Sturze bewahrte. —

Doch die militärischen Typen, welche Ostrogoshsk damals beherbergte, sind mit diesen beiden Arten — den Helden des Jahres 1812 und den grünen Jungen — nicht erschöpft. Zwischen ihnen standen als ein dritter Typus die Soldaten vom alten Schlage, die starren Routinisten — Haudegen nicht bloß in der Schlacht, sondern auch zu friedlichen Zeiten in ihrem handgreiflichen Verfahren gegen die Untergebenen. Man konnte es nicht mehr Härte nennen, wie sie die Mannschaften behandelten, es war geradezu Barbarei. Zum Glück gab es bei uns nicht viele solche Befehlshaber aus der alten Schule. Mir sind zwei von ihnen im Gedächtnis geblieben: der Kommandeur der Leib-Eskadron des Moskauer Dragonerregimentes Trofim Issejewitsch Makarow und der Eskadronschef desselben Regiments, Kapitän Potjomkin.

Besonders gut erinnere ich mich Makarows: eine riesige Gestalt, ein Gesicht, von Falten durchfurcht, unter buschig überhängenden Brauen ein Paar finsterblickende Augen — so flößte er durch seine bloße Erscheinung den Untergebenen Furcht ein. Tapferkeit, sagte man, war seine hervorragendste Eigenschaft, aber eine eigenartige, gelassene Tapferkeit, ohne Schwung und Leidenschaft; immer und überall blieb sie sich gleich und hatte, wenn ich so sagen darf, etwas Systematisches. Wie seine Kameraden bezeugten, war er gewöhn-

lich der erste in der Attacke, verlor aber dabei keinen Augenblick sein kaltes Blut, und seine Hiebe saßen daher immer. Dem Range nach bloß Stabskapitän, besaß er doch schon den Annenorden um den Hals und den Wladimir am Bande. Ebenso kaltblütig, um nicht zu sagen gleichmütig, ohne eine Spur von Entrüstung oder Jähzorn, pflegte er mit den Soldaten zu verfahren, die er für die geringfügigsten Vergehungen mit Stockschlägen, Ruten, Fuchteln oder kurzer Hand mit Maulschellen züchtigte. Die Disziplin gewann dabei nicht im mindesten; sie wurde in unsrer Armee auch ohnedies untadelhaft gewahrt. Es handelte sich hier also weniger um einen bestimmten Zweck als um ein Prinzip, und einzelne bekamen die ganze Schärfe desselben zu fühlen. Es ist mir unerfindlich, wo der Bursche Makarows und der Eskadronswachtmeister Wassiljew, welche die nächste dienstliche Umgebung des Kapitäns bildeten, die physischen Kräfte hernahmen — von den moralischen schweige ich, denn die waren ihnen buchstäblich ausgeprügelt — um die Schinderei auszuhalten, der sie fast Tag für Tag unterworfen wurden. Und doch war Trofim Issejewitsch — so seltsam es klingen mag — bei alledem durchaus kein böser Mensch. Unter Umständen konnte er sogar ein warmes Herz und menschenfreundliche Gesinnungen zeigen. Nehmen wir z. B. seine Beziehungen zu mir; da gab er sich so gutherzig, er verzog mich in einer Weise, wie man es diesem, schon im äußeren brutalen Menschen schwerlich zugetraut hätte. Trafen wir uns irgendwo, so klopfte er mir wohl mit zärtlichem Schmunzeln auf die Schulter und lud mich ein, ihn zu besuchen; er nahm mich mit auf die Jagd, gab mir ein Pferd zum Reiten. In seinem Umgang mit den Soldaten dagegen war er ein eingefleischter Routinist, der fest an dem Althergebrachten hielt, in dem guten Glauben, daß ohne Stock mit ihnen nicht auszukommen sei. Nicht wenig mochte dazu beitragen, daß ihm jede, auch die elementarste Bildung abging. Ich weiß nicht, aus welchem Stande er hervorgegangen ist und ob er irgend welchen Unterricht genossen hat, — jedenfalls konnte er seinen eigenen Namen nur mit genauer Not unterzeichnen.

Ein entschieden bösartiger Mensch dagegen, der auch für niemand eine Ausnahme machte, war Kapitän Potjomkin. Die Grausamkeit, die bei Makarow mehr als eine Folge der Unwissenheit und einer verkehrten Auffassung seiner Pflichten erschien, war bei Potjomkin selbständige, im Innersten seines Wesens begründete Naturanlage. Er gab sich ihr mit einer Art Wollust hin und weidete sich geradezu an dem Anblick der unglücklichen Soldaten, die seinem Spruche gemäß halbtot geprügelt und gepeitscht wurden. Dabei

gehörte er zu der sogenannten guten Gesellschaft und in Bezug auf Verstand und Bildung war er Makarow unermeßlich weit überlegen. Die übrigen Offiziere sahen dem Treiben der beiden Kapitäne mit Entrüstung zu und mieden sie in auffälliger Weise. Aber sowohl die Geringschätzung seitens der Kameraden wie die Mahnungen ihres Vorgesetzten, des guten, ritterlich edlen Obersten Geismar, prallten wirkungslos von ihnen ab. Und schroffere Maßregeln durfte man nicht anwenden, um ihre Brutalität zu zügeln, da sie sich immerhin in den Schranken des gesetzlich Erlaubten hielten. —

Meine Stellung im Kreise der Stabsoffiziere sollte bald eine noch festere werden. Der Oberbefehlshaber der ersten Dragonerdivision, die in Ostrogoshsk einquartiert war, der Generalmajor Jusephowitsch selbst, wandte mir seine Aufmerksamkeit zu. Um vollkommen zu begreifen, wie sehr ich durch dieses neue Verhältnis in den Augen meiner Mitbürger an Bedeutung gewann, muß man bedenken, welch ein Prestige der militärische Generalsrang in jenen Zeiten verlieh.

Ein General unter Kaiser Nikolai und auch schon in den letzten Regierungsjahren Alexanders I. — das war ein ganz eigenartiger Typus. In allen Sphären unsres gesellschaftlichen und administrativen Lebens genoß er beispielloses Ansehen. Es gab keinen höheren Posten, kein hohes Reichsamt, bei deren Besetzung man nicht den Herren mit den dicken silbernen oder goldenen Epauletten den Vorzug gegeben hätte. Galten doch diese Epauletten als die beste Bürgschaft für Verstand, Kenntnisse und Befähigung, selbst auf Gebieten, für welche augenscheinlich eine besondere Vorbildung erforderlich ist. Im Vertrauen auf die magische Kraft ihrer Epauletten trugen die Inhaber derselben den Kopf hoch. Sie waren ganz durchdrungen von ihrer Unfehlbarkeit und, eine Frage mochte so verwickelt sein wie der gordische Knoten, sie lösten sie mit schneidigem Hiebe. Von früh auf in dem Geiste strenger militärischer Disziplin erzogen, hatten sie dann in den Reihen der Armee über derselben gewacht und brachten den Grundsatz vom unbedingten Gehorsam nun auch in der Verwaltung, der friedlichen bürgerlichen Gesellschaft gegenüber zur Anwendung. Uebrigens vertraten sie hierin nur die Anschauungen der Regierung, welche sich augenscheinlich die Aufgabe gestellt hatte, das ganze Reich zu disziplinieren, d. h. seine Verfassung so zu gestalten, daß der Wille eines einzigen Thun und Denken aller Unterthanen bestimmte. Die einzelnen Generale handelten ganz im Geiste dieses Kasernensystems, wie man es nennen möchte; in welchem Zweige der Verwaltung ein solcher immer zu wirken berufen sein mochte — seine erste und

wichtigste Angelegenheit erblickte er darin, den Untergebenen einen fürchterlichen Schrecken einzujagen. Er schaute daher finster und grimmig drein, drückte sich barsch aus, und pflegte bei dem geringsten Anlaß, ja selbst ohne einen solchen, alle und jeden herunterzumachen.

General Jusephowitsch konnte man nicht schlechthin zu diesem Typus polternder und scheltender Generale rechnen, aber die Eigenschaften, welche bei den letzteren hervortraten, steckten den Menschen damals im Blute, so daß ein General, der ganz frei davon gewesen wäre, einfach undenkbar erschien. Dimitri Michailowitsch hatte nicht umsonst an dem Kampf um die Freiheit von Rußland und Europa teilgenommen: von den humanen Ideen westeuropäischer Kultur hatte er sich in seiner Berührung mit derselben gar manche angeeignet, dazu ein gesetztes Benehmen, wie es seinen Berufsgenossen im allgemeinen fremd war. Als die Heere der Verbündeten in Frankreich einrückten, wurde er zum Generalgouverneur von Nancy ernannt und dort hat er ein ausgezeichnetes Andenken hinterlassen. War er aber verständig und gebildet genug, sich den Verhältnissen anzupassen, seine natürlichen Neigungen im Zaum zu halten, so hatte er doch auch eine despotische Ader und das brach, wenn auch nur selten, in seinen persönlichen wie in seinen dienstlichen Beziehungen hervor. Hatte er jemand ins Herz geschlossen, so überschüttete er ihn mit Beweisen seiner Aufmerksamkeit, oft genügte dann wieder ein ganz nichtiger Anlaß, ein leichtes Mißverständnis, und er behandelte denselben Menschen mit kühler Nichtachtung. Ehrgeiz war der Grundzug seines Wesens. Zu Beginn seiner Laufbahn noch fein und maßvoll, erfüllte ihn derselbe zuletzt so ausschließlich, daß er sittlich daran zu Grunde ging.

Er mochte 45 Jahre alt sein, als ich ihn kennen lernte, jedenfalls nicht älter. Die hohe Gestalt, das kluge, sehr ausdrucksvolle Gesicht, fließende Rede und gebietende Haltung — alles machte ihn zu einer sehr einnehmenden Erscheinung. Am Halse prangte das Georgenkreuz, von dem er sich niemals trennte. Seine übrigen Orden, den Annenorden erster Klasse und den preußischen Adler, pflegte er nur an hohen Feiertagen, zur Parade oder zum Tedeum anzulegen. Vielseitig gebildet, schätzte er die Litteratur sehr, folgte allen neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete und machte sich Auszüge aus russischen Journalen und Zeitungen, selbst armselige Winkelblättchen, wie die „Kasanschen Nachrichten“ nicht ausgenommen, sowie aus jedem neu herauskommenden Buche, das irgend beachtenswert war. In seinen Freistunden, am Abend, liebte er, in vertrautem Kreise

Werke neuerer Poeten von Derschawin bis auf Mersljakow, Batjuschkow und Shukowski vorzulesen. Jeder neue Gedanke interessierte ihn, jeder gelungene Vers, jeder treffende Ausdruck, jede glückliche Wendung machte ihm Freude.

Dimitri Michailowitsch versuchte sich sogar selbst als Autor, hat aber, so viel ich weiß, nichts drucken lassen, abgesehen von einem kleinen Aufsatz, übrigens auch nur einer Uebersetzung aus dem Französischen; derselbe erschien in dem „Boten für die Ukraine", welcher damals in Charkow herausgegeben wurde, und war ursprünglich für das Album eines hübschen jungen Mädchens, namens Zwjerew, bestimmt, das mit seiner Mutter auf einem Gut, unweit Charkow, lebte. Dort stellte sich Dimitri Michailowitsch bisweilen als Gast ein. Er verehrte die alte Dame und war in die Tochter verliebt, die er gern geheiratet hätte. Dem stand jedoch entgegen, daß er bereits eine Frau hatte; auf irgend eine sonderbare Weise war er schon in früher Jugend zu dieser letzteren gekommen und suchte nun vergeblich eine Scheidung herbeizuführen. Man erzählte sich, daß sie völlig ungebildet und sehr beschränkt wäre. Doch kannte sie niemand, da sie ganz zurückgezogen in einem entlegenen Dorfe lebte.

In Ostrogoshsk wohnte General Jusephowitsch mit seiner Schwester Anna Michailowna, und deren Töchterchen, einem Mädchen von etwa zehn Jahren. Seit einiger Zeit hatte sich noch eine zweite Nichte des Generals zu ihnen gesellt, Marja Wladimirowna, die Tochter seines Bruders; derselbe litt an Hypochondrie und zog vor, einsam auf dem Lande zu leben. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der General von mir hörte — jedenfalls wurde ich eines schönen Tages zu einer Besprechung aufgefordert, bei welcher es sich um den Unterricht seiner Nichten handelte. Dimitri Michailowitsch trat ins Zimmer, musterte mich mit seinem Adlerblick von oben bis unten, sprach ein paar Worte und zog sich dann zurück; alle weiteren Auseinandersetzungen überließ er seiner Schwester. Anna Michailowna unterhielt sich lange und eingehend mit mir. Sie prüfte mich mit feinem weiblichem Takt von allen Seiten und hatte bald alles erkundet, was ihr zu wissen not that. Zu guter letzt fand man, daß ich der Aufgabe gewachsen sei, mit der ich betraut werden sollte, und ich begann unverzüglich, die beiden Mädchen im Russischen und in der Geschichte zu unterrichten. Meine 16 Jahre bedeuteten kein Hindernis. Wieder machte sich hier jenes herrschende Vorurteil gegen den staatlich geprüften Lehrer geltend. Selbst Vertreter der Staatsgewalt, kluge Leute wie Jusephowitsch, gaben im Notfall einem unvollkommen ausgebildeten Knaben den Vorzug.

Wie dem auch sein mag, ich wurde Lehrer im Hause des Generals und hatte dort sogar bald einen Stein im Brett. Meine Schülerinnen gewannen die Stunden lieb, die Frau des Hauses faßte unbeschränktes Vertrauen zu mir und, was das Merkwürdigste war, der General selbst fing an, sich für mich zu interessieren. Mein Gehalt war gering, aber Dimitri Michailowitsch sorgte außerdem noch für meine Kleidung und mietete mir in nächster Nachbarschaft ein kleines Quartier.

Nach und nach wurde ich eine Art Famulus bei ihm. Meine Thätigkeit als Lehrer führte mich zur Beschäftigung mit der Bibliothek des Generals, die ziemlich reichhaltig, aber ungeordnet war. Ich wühlte unermüdlich in den Büchern und entwarf ein Verzeichnis derselben. Auf die Zeitungen und Journale, die er erhielt, pflegte Dimitri Michailowitsch Randbemerkungen zu machen. Diese mußte ich abschreiben, in ein besondres Heft eintragen und mit eigenen Erläuterungen ergänzen, — den Zweck erfuhr ich nicht. Ueberhaupt stattete mich Dimitri Michailowitsch in der Zeit, da ich seine Gunst besaß, öfters mit ganz eigentümlichen Vollmachten aus. So rief er mich einst in sein Kabinett, übergab mir ein dickes Heft aus prächtigem Velinpapier und sagte:

„Trage hier alles ein, was ich reden oder anordnen werde und füge fortlaufend deine Bemerkungen hinzu. Thue dir keinen Zwang an, wenn dieselben nicht immer günstig für mich lauten sollten. Fortan bist du mein Leibbibliothekar und Journalist."

Ein andres Mal übergab er mir einen angefangenen Aufsatz: „Von dem Ruhm und der Größe Rußlands" und befahl mir, denselben fortzusetzen; der Aufsatz war selbst für jene Zeiten ganz außerordentlich schwülstig geschrieben; aus der Menge von Streichungen und stilistischen Veränderungen mußte man schließen, daß er dem Verfasser große Mühe gekostet hatte.

Das aber wollte oder konnte ich damals nicht einsehen; ich fügte mich dem Wunsche meines Gönners und vertiefte mich mit Eifer in die breitspurigen Redensarten und den rhetorischen Schwall, wobei ich indessen von vornherein meine Zweifel äußerte, ob ich imstande sein würde, mich zu der Höhe seiner Anschauungen zu erheben. Und ich brachte es in der That nicht fertig. Wie ich überhaupt geneigt war, alles zu idealisieren, was irgend zu meinem Herzen oder zu meiner Einbildungskraft sprach, so erhob ich auch Dimitri Michailowitsch auf ein Piedestal. Eine große historische Persönlichkeit glaubte ich vor mir zu haben und hätte es für eine Dreistigkeit gehalten, mir über seine Unvollkommenheiten Rechenschaft zu

geben oder seinen Spuren zu folgen, ob er mich gleich dazu aufgefordert hatte. Nüchtern betrachtet lag die Sache weit einfacher. In Ermangelung klarer Vorstellungen darüber, was er als den eigentlichen Ruhm, die Größe Rußlands hinstellen sollte, hatte der General sich in ein Labyrinth pomphafter Phrasen verloren und überließ es nun mir, ihn da herauszuführen. In meiner Einfalt nahm ich seine Aufforderung für bare Münze und wagte nun meinerseits den hohen Flug; aber die Flügel versagten: es galt, der Aufgabe, die meine Kräfte überstieg, entsagen. Augenscheinlich war ich der mir zugedachten Rolle nicht gewachsen. Meinen Beziehungen zu dem General that das jedoch fürs erste keinen Abbruch: lange noch fuhr er fort, mich mit Beweisen seines Wohlwollens und seiner Aufmerksamkeit zu überschütten.

Weit schlichter und wärmer benahm sich die Schwester des Generals gegen mich; Anna Michailowna war noch jung, vielleicht 27 oder 28 Jahre alt. Schön konnte man sie nicht nennen, aber in ihrem lieblichen Gesicht lag ein ansprechender Ausdruck von Verstand und Güte, und im Verkehr gab sie sich mit einer ganz eigenartigen, von Herzen kommenden Schlichtheit, die unwillkürlich Zutrauen erweckte. Erzogen war sie im Katharineninstitut zu Petersburg und gedachte mit vieler Lebhaftigkeit der Zeiten, die sie dort verbracht hatte. Sie erzählte häufig von dem Leben und Treiben der Mädchen, ihren Beschäftigungen, ihren Vergnügungen und ihren Lehrern; besonders schmeichelhaft äußerte sie sich über J. J. Martynow, der russische Litteratur vortrug und der allgemeine Liebling war. Er wurde später Departementschef im Ministerium der Volksaufklärung und hat sich in der gelehrten Welt als Uebersetzer griechischer Klassiker einen Namen gemacht. In ihrem Wohlwollen gegen mich ging Anna Michailowna manchmal so weit, daß sie eine Parallele zwischen der Popularität Martynows bei den Mädchen des Instituts und der Zuneigung zog, die meine Schülerinnen in Ostrogoshsk für mich hegten. Im Scherz und im Ernst sagte sie mir eine glänzende pädagogische Laufbahn voraus; daß es mir aber in der That beschieden war, innerhalb der Mauern derselben Anstalt, an welcher Martynow gewirkt hatte und in dem gleichen Fache nicht ohne Erfolg thätig zu sein — das kam damals freilich weder ihr noch mir in den Sinn.

Ich hatte wirklich Glück mit meinen Schülerinnen. Von andern nicht zu reden, — aber auch Anna Michailownas kluge und begabte Tochter, ein ausbündiger Schelm, faßte eine solche Leidenschaft für meine Stunden, daß man ihren übertriebenen Eifer sogar

dämpfen mußte. Es ist mir, als fühlte ich noch den durchdringenden Blick ihrer beweglichen Augen, wenn sie, den Kopf zur Seite geneigt, mit eingekniffenen Lippen meinen Erklärungen lauschte. Ihre Cousine, Marja Wladimirowna oder — wie sie allgemein genannt wurde — Maschenka, stand an Begabung und Fleiß weit hinter ihr zurück. Dafür war es eine reizende Erscheinung. Auch später habe ich nicht viele so jugendfrische, so strahlend schöne Frauen gesehen. Sie steckte fast noch in den Kinderschuhen, und bezaubernd war an ihr das Gemisch kindlicher Einfalt mit den ersten Regungen bewußter weiblicher Würde. Wäre der Vergleich zwischen einem jungen Mädchen und einer sich erschließenden Rose nicht gar so abgedroschen, so hätte man ihn eigens für Maschenka erfinden müssen. Unwillkürlich drängte er sich einem auf beim Anblick ihrer mattweißen Wangen mit dem rosigen Hauche, der bei der geringsten Gemütsbewegung zu brennendem Rot aufflammte, welches Gesicht, Nacken und Arme übergoß. In ihrem Blick und in den zart geschwungenen Mundwinkeln lag ein sinnender Zug, der ihr noch besonderen Reiz verlieh. Maschenka war äußerst zartfühlend. Gar manchmal mußte ich bemerken, wie ihre Lippen zuckten und eine Thräne an den Wimpern hing. Dieses schwermütige Wesen, in Verbindung mit der keuschen Frische des kindlichen Gesichtchens, war rührend und gab zugleich zu denken. Auch konnte man nicht behaupten, daß Maschenka keine Ursache gehabt hätte, schwermütig zu sein. Ihre Eltern lebten auf dem Lande und kümmerten sich wenig um die Erziehung der Tochter. Sie hatte ihre Kindheit zwischen einem hypochondrischen Vater und einer zwar guten und klugen, aber schwindsüchtigen Mutter verlebt. Endlich hatte der Onkel sie zu sich genommen und er zuerst trug für ihre Ausbildung Sorge. Aber es fehlte ihm die Zeit, stets ein Auge auf sie zu haben und so übergab er sie den Händen seiner Schwester. Anna Michailowna, sonst eine durchaus ehrenwerte Frau, handelte in diesem Falle unter ihrer Würde. Sie war von mütterlicher Leidenschaft erfüllt, und ihrer Tochter hatte die Natur selbst die alleralltäglichste Wohlgestalt versagt: daher ihre Gereiztheit gegen die arme Maschenka. Die Nichte erregte ihre Eifersucht und wurde daher zurückgesetzt, um unvorteilhafte Vergleiche mit ihrem eigenen Sprößling zu vermeiden. Auf diese Weise fühlte sich die arme Maschenka im Hause des Oheims dennoch vereinsamt. Da nun erschien ich auf der Bühne — zur guten Stunde oder auch nicht. Anfangs bezeugte sie Scheu und warf mir unter den langen Wimpern hervor wenig freundschaftliche Blicke zu. Für sie war ich nur der Lehrer, ein un-

genommen. Sie sahen in mir das Opfer einer Ordnung der Dinge, die ihnen verhaßt war und betrachteten mich unter dem Einfluß dieses Hasses wie durch ein Vergrößerungsglas: sie überschätzten meine Gaben und eben damit die Tragik meines Geschickes. Aus ihrem Verhalten gegen einen armen zurückgesetzten Knaben sprach daher nicht bloße Teilnahme, sondern auch eine Art Hochachtung. Männer, die doppelt oder dreimal so alt waren wie ich, und mich an Kenntnissen und Erfahrung unermeßlich weit überragten, gingen mit mir um, wie mit ihresgleichen. Ich beteiligte mich regelmäßig an ihren Unterredungen, ihren abendlichen Zusammenkünften und Vergnügungen. Sie nahmen mich zu den Paraden mit; ich ritt mit ihnen auf die Jagd und einen der mir am nächsten befreundeten begleitete ich gar, wenn er du jour war, nachts zur Besichtigung der Posten.

Das alles beschäftigte mich und schmeichelte mir; meine Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft vermochte es jedoch nicht zu beschwichtigen. Ich führte ein Doppelleben, war jugendlich sorglos oder verzweifelt: leichten Sinnes gab ich mich dem Genuß des Augenblicks hin, aber durch bittere Erfahrungen nur allzu früh gereift, spähte ich beständig über die verhältnismäßig so lichte Gegenwart hinaus in das Dunkel, welches mein ferneres Leben verhüllte. Von heftiger Eigenliebe entflammt, sann ich mit neuem Eifer auf weitere, dauerhaftere Erfolge und trug das Joch, welches auf mir lastete, mit wachsender Ungeduld. Meine Luftschlösser stiegen zu schwindelnder Höhe empor; in demselben Maße gewann jedoch der Gedanke des Selbstmordes an Reife und Kraft: stürzte der luftige Bau zusammen, so sollten seine Trümmer mich begraben.

Wie dem auch sein mag, der Verkehr mit diesen Männern gab meiner Entwickelung einen neuen Anstoß und erweiterte meinen geistigen Horizont beträchtlich. Sie zuerst machten mich unter andrem mit den neuesten Erzeugnissen der vaterländischen Litteratur bekannt. Ueber Lomonossow, Dershawin, Cheraskows „Rossiade“ und „Wladimir“ reichten meine Kenntnisse auf diesem Gebiet bisher nicht hinaus. Mit Lomonossow war ich schon in früher Kindheit bekannt geworden, wenn ich den blinden, fahrenden Sängern lauschte, die von Dorf zu Dorf, von einem Gutshof zum andern zogen und gegen ein Almosen geistliche Lieder von diesem Dichter erschallen ließen, z. B. jenes eine: „Dem Allerhöchsten Lob zu singen, dazu erhebe dich, mein Geist.“ Von der zeitgenössischen schönen Litteratur hingegen wußte ich gar nichts. Und welch eine Menge neuer Eindrücke nun mit einemmal! Ich war oft wie berauscht, wenn ich aus

Lehrer mit allerlei hochtönenden Sentenzen und Ermahnungen auszuschmücken suchte.

So endete die erste romantische Episode meines Lebens. Man wird sie vielleicht farblos finden. Sei's drum, aber in meine von Arbeit und Entbehrungen erfüllte Jugend, der keine heißere Liebeslust beschieden war, leuchtete auch diese Liebe schon als ein heller Strahl und in der Erinnerung daran wird mir jetzt noch ganz warm ums Herz. —

Ein neuer Umstand knüpfte mich bald noch fester an den General Jusephowitsch. Der Vater hatte die Angelegenheit mit Julie Tatartschukow erledigt und war aus Bogutschar zurückgekehrt. Sobald seine Auftraggeberin ihn nicht mehr nötig hatte, war die Trennung erfolgt, zu der übrigens der Vater selbst den Hauptanlaß gab. Seine romantische Leidenschaft war beständig im Wachsen und nahm schließlich einen Maßstab an, daß die Ruhe der jungen Witwe bedroht erschien. Nun er ihr das Nest gebaut hatte, gedachte Juliens rastloser Verehrer sich ebenfalls in dem selbstgeschaffenen Arkadien niederzulassen, wäre es auch nur um des Genusses willen, seine Angebetete beständig von Angesicht zu sehen. Darauf ging die junge Frau nicht ein. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihnen und so trennten sie sich, diesmal für immer — sie war empört über den dreisten Plan ihres Verehrers und er, der seine Liebe verschmäht sah, trug eine schwere Herzenswunde davon.

Inzwischen hatte General Jusephowitsch meinen Vater schon längst für die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten gewinnen wollen. Er eilte, den günstigen Augenblick zu benutzen und schlug meinem Vater vor, sich eines Prozesses anzunehmen, den er um seine Besitzung im Gouvernement Poltawa im piratinschen „Powjet" — wie die Kreise damals in Kleinrußland genannt wurden — führte. Dem Vater stand somit eine neue Trennung von seiner Familie bevor; er mußte sich an den Ort der Verhandlung selbst, nach Ssotnikowka, dem Stammgut des Generals, begeben. Prozesse waren ihm überhaupt zuwider, besonders wenn die Sache zweifelhaft stand, und das war, wie sich später zeigte, hier eben der Fall. Der General lag mit seinen Bauern im Rechtsstreit um ein Stück Land, das er ihnen wohl auf nicht ganz gesetzmäßigem Wege abgenommen hatte. Wie dem aber auch sein mag — der Vater wußte damals noch nichts davon, und um nicht ohne Verdienst zu bleiben, ging er darauf ein, sich nochmals in den verhaßten Prozeßtrubel zu stürzen. Er reiste nach Ssotnikowka ab und Dimitri Michailowitsch übernahm in der Zeit seiner Abwesenheit die Sorge für unsre ganze Familie.

Auch traf er wirklich eine Einrichtung, bei welcher die Mutter, für eine Zeit lang wenigstens, aller Not enthoben war.

Aber damit nicht genug, einige Monate darauf entsprach er einem Wunsche des Vaters, jemand von den Seinen bei sich zu sehen, und sandte mich zu ihm. Mit ungewöhnlicher Vorsorglichkeit rüstete mich der General für die Fahrt aus, nahm alle Kosten der Reise auf sich und gab mir in Anbetracht meiner Jugend und meines Mangels an Erfahrung der größeren Sicherheit halber einen würdigen Unteroffizier als Begleiter mit. Ich fand den Vater mit Geschäften überladen und in tief erregter Stimmung. Zu seinem Herzenskummer, zu der Pein der Einsamkeit gesellte sich jetzt auch noch das drückende Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst: denn nachgerade konnte er sich nicht mehr darüber täuschen, daß er leichtfertig die Vertretung einer ungerechten Sache übernommen hatte. Das Wiedersehen mit mir war ihm indessen eine rechte Erquickung und beim Abschied ahnte ich nicht, daß ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Die Mutter sollte des verhältnismäßig sorglosen Daseins unter der Obhut Jusephowitschs nicht lange froh werden. Zwei Monate nach meinem Ausflug ins Gouvernement Poltawa erhielten wir die Nachricht, daß der Vater in Piratin nach fünftägigem Krankenlager gestorben sei. Das Schicksal war bis zuletzt unerbittlich gegen den armen Dulder. Das Bewußtsein, daß er vergeblich gearbeitet habe, lastete noch im Tode auf ihm. Fremde Hände drückten ihm die Augen zu. Niemand von seinen Lieben war anwesend, ihm die Bitterkeit der letzten Augenblicke zu lindern. Armer, armer Vater! Was hatte er nun von seinen Fähigkeiten, von dem Adel seiner Gesinnung, der Redlichkeit seines Handelns? Umgebung und Verhältnisse hatten das alles in ihm verkümmern lassen und darniedergehalten. Kann man es ihm wohl als Schuld anrechnen, daß er seines Geschickes nicht Herr wurde, seinen Leidenschaften nicht immer zu widerstehen wußte? Nein — überall mag man solches Heldentum suchen, nur nicht bei einem russischen leibeigenen Manne, für den jeder Vorzug seiner Anlage ein neuer Antrieb und Beweggrund zum Falle wurde. Und mein Vater dachte bis zum letzten Atemzuge so hoch von seiner in den Staub getretenen Menschenwürde, daß er, selbst in seiner schmachvollen Lage, sich niemals zu einer gemeinen That, einem ehrlosen Gedanken erniedrigt hat. —

16.

In Jelez. — Tschugujew.

Die Kunde vom Tode des Vaters brachte uns General Jusephowitsch. Er that, was in seinen Kräften stand, für unsre arme Mutter, um ihr den neuen harten Schlag erträglicher zu machen. Auch persönlich zeigte er sich von unserm Leid ergriffen, sagte, daß er in dem Verstorbenen einen unersetzlichen Gehilfen verloren habe und versprach, nach wie vor für seine Familie Sorge zu tragen.

Seltsam, was sich vor dem Tode des Vaters begab. In dem Gewirr der Erscheinungen stößt der Mensch manchmal auf einen Zusammenhang, der bei einfältigen Gemütern unwillkürlich eine abergläubische Stimmung hervorruft. So ging es auch meiner Mutter. Kurz vorher hatte sie einen Traum gehabt, dem sie bis an ihr Ende prophetische Bedeutung beilegte. Und wirklich standen die Ereignisse ihres späteren Lebens wunderbar damit in Einklang. Es träumte ihr, sie fahre mit dem Vater und mit mir irgend wohin, durch eine unbekannte Gegend. Ich sitze ihr zur Seite in der Telege, der Vater, der die Zügel führt, auf dem Bock. Da plötzlich ist es, als ginge der Himmel in Flammen auf und über uns kracht ein betäubender Donnerschlag. Mit einemmal ist der Vater verschwunden. Das Pferd wird scheu und bäumt sich, die Telege ist in Gefahr umzustürzen. Entsetzen packt die Mutter, doch da ergreife ich die Zügel und rufe: „Nur keine Angst, wir gelangen schon ans Ziel: ich werde lenken.“ Zwei Tage darauf kam die Nachricht vom Tode des Vaters; nun mußte ich unsrer Familie auf dem ferneren Wege durchs Leben als Führer dienen und damit wirklich die Leitung einer kleinen Welt in meine noch so schwachen Hände nehmen. —

So kam das Jahr 1820. General Jusephowitsch ward versetzt: statt der Dragonerdivision erhielt er den Oberbefehl über die erste Division der Garde zu Pferde. Die letztere lag in Jelez einquartiert und Dimitri Michailowitsch mußte sich unverzüglich dorthin begeben. Er forderte auch mich auf, ihm zu folgen. Ich sah mich genötigt, darauf einzugehen, einmal aus Anhänglichkeit an ihn und seine Schwester, andrerseits mit Rücksicht auf das Wohl meiner Familie, deren einziger Ernährer ich jetzt war. Die Mutter sah ein, daß mein Entschluß wohlbegründet war und — so schwer ihr die neue Trennung auch fallen mochte — sie widersetzte sich meinem Fortgange nicht. Schließlich reiste ich ja auch nicht ans Ende der

Welt! Aber bei den Freunden von Ostrogoshsk kam ich nicht so leichten Kaufes davon. Ich hatte keine Ahnung, daß ich in ihren Augen eine so wichtige Persönlichkeit war. Der kleine Kreis, in dem ich verkehrte, und besonders die Eltern meiner Zöglinge gerieten in Aufregung. Von allen Seiten hagelte es Vorwürfe; auch über den General zog man her, weil er mich „entführt“ habe, aber natürlich nur hinter seinem Rücken. Mich hingegen zieh man ganz öffentlich des Verrates an der Stadt, die mich so freundwillig aufgenommen hatte. Betroffen und bekümmert machte ich bereits Anstalten, mein Wort zurückzunehmen, das ich dem General verpfändet hatte; doch dieser fuhr nach Soldatenart dazwischen, brach schnell entschlossen mit seinem ganzen Hausstande auf und ließ mir keine Zeit zum Ueberlegen: ich wurde einfach mitgenommen.

So befand ich mich denn in Jelez. Dem General wurde eine prächtige, geräumige Wohnung angewiesen, das ganze Haus des Kaufmanns Sheludkow, eines der reichsten in der Stadt. Unter den Kreisstädten galt Jelez damals als eine der ansehnlichsten. Es war gut gebaut, besaß eine ganze Anzahl steinerner Gebäude, darunter 22 Kirchen, und konnte sich — ein unerhörter Luxus für jene Zeit — gepflasterter Straßen rühmen. Von außen betrachtet verdiente Jelez, was man auch sagen mochte, entschieden den Vorzug vor meinem lieben Ostrogoshsk, aber in Bezug auf inneren Gehalt und den ganzen Zuschnitt des Lebens stand es ebensoweit hinter diesem zurück. In Jelez, einer Stadt, die fast ausschließlich vom Handel lebte — besonders mit Weizenmehl wurde derselbe sehr schwunghaft betrieben —, gab es fast gar keine Edelleute. Die Aristokratie des Ortes bildeten Kaufleute, deren ganzes Streben auf Erwerb gerichtet war. Aller Wetteifer unter ihnen beschränkte sich demgemäß auf die Mittel, die am sichersten zu jenem Ziele führen; Durchtriebenheit und Gaunerei — darin suchte einer vor dem andern zu glänzen. Bei der Jagd nach Erwerb wie in der Kunst, sich zu bereichern, machten die Beamten ihnen den Rang streitig; sie waren allesamt bestechlich und bestahlen die Staatskassen. Tonangebend war in dieser Beziehung, wie es sich unter solchen Umständen gehörte, der vornehmste Beamte der Stadt — der Polizeimeister. Es war irgend ein verabschiedeter Oberst, ein Stelzfuß, der, wie man zu sagen pflegt, Lebenden und Toten das Fell über die Ohren zog und sich gebührender Hochachtung unter seines Gleichen erfreute. Ueberhaupt gemahnte das bürgerliche Leben mit seiner naiven Sittenlosigkeit und Roheit an die alten Zeiten: für gesellige oder häusliche Tugenden war da kein Raum. Die Frauen verunstalteten sich noch

mit Puder und Schminke, wie sie es von ihren Großmüttern überkommen hatten.

Die ganze Frömmigkeit dieser Leute bestand darin, daß sie Hausaltäre mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Heiligenbildern errichteten und die Fasten beobachteten; letztere konnten sie übrigens nicht abhalten, sich mit fetten Sterlets und Fischpasteten zu mästen. Gingen sie an einer Kirche vorüber oder begegnete ihnen ein Leichenzug, so schlugen sie wohl mit vieler Umständlichkeit ein Kreuz über Stirn und Brust; dagegen machten sie sich schleunigst aus dem Staube, sobald ihnen ein Priester zu Gesichte kam.

Mit all dem vertrug sich übrigens — wenigstens bei den Kaufleuten — eine gewisse Gutherzigkeit und jene ursprünglichste Eigenschaft der Slaven — die Gastfreiheit, — die einzigen Charakterzüge, welche einigermaßen mit dieser ungebildeten, in veralteten Vorurteilen erstarrten Gesellschaft aussöhnen konnten. Nur war die Gastfreundlichkeit hier eben auch eine eigentümliche, dem herrschenden Tone angepaßte. Hatte solch ein reicher Kaufmann sich Gäste eingeladen, so bewirtete er sie an üppiger Tafel und ließ dann das Thor des Hauses schließen. Nun begann das Trinkgelage. Keiner von den Gästen durfte nach Hause gehen und alle mußten sich bis zur Bewußtlosigkeit betrinken, sie mochten wollen oder nicht. Als eine Unhöflichkeit, als schwere Kränkung wäre es aufgefaßt worden, hätte jemand eine andre Art der Gastfreundschaft üben oder beanspruchen wollen.

Uebrigens gab es auch hier, wie überall, Ausnahmen von der Regel. Dem mildernden Einfluß der Bildung war dieser Sitz des Handels freilich unzugänglich, aber einige, ebenfalls kaufmännische Familien, die nach Geschmack und Liebhabereien von jeher feiner geartet waren, blieben diesem zügellosen und geisttötenden Treiben fern. Dazu gehörten unter andern die Familie eines sehr reichen Ehrenbürgers Kononow und diejenige unsres Quartierherrn Sheludkow. Sie übten eine gewisse Sittenzucht und in der Einrichtung ihrer Häuser zeigte sich ein Streben nach Ordnung und Komfort. Beide besaßen Landsitze in der nächsten Umgebung mit prächtigen Parkanlagen und Orangerien. Dort wurden dem General zu Ehren prunkvolle Diners gegeben, zu denen auch ich mit seiner Familie Einladungen erhielt. Zechgelage und sonstige Ausschreitungen waren hier nun selbstverständlich ausgeschlossen. Es ging ganz ehrbar und manierlich, durchaus „wohlanständig“ dabei her. Für uns wurden übrigens auch in andern Häusern Ausnahmen gemacht. Gastgeber wie Gäste empfanden eine gewisse Scheu vor dem General, der

nicht ohne Herablassung mit ihnen verkehrte. Für ihn stand das Thor jederzeit weit offen und erst, wenn er fort war, ging die eigentliche Schlemmerei an. —

Meine Verpflichtungen im Hause des Generals Jusephowitsch beschränkten sich jetzt nicht bloß auf den Unterricht der Tochter von Anna Michailowna. Mir wurden noch drei Neffen zur Erziehung übergeben, die seit der Uebersiedelung nach Jelez mit zu der Familie gehörten. Es waren Brüder von Maschenka. Ihr Vater, der, wie ich schon sagte, an Hypochondrie litt, wurde damals vollends irrsinnig und starb bald. Ueber zwei von diesen Knaben ist nichts Besonderes zu sagen; ich hatte leichtes Spiel mit ihnen. Dafür war der dritte, Xenophon, träge und ungehorsam, zuweilen geradezu unbändig und machte mir nicht wenig zu schaffen. Weder Strenge noch Freundlichkeit schlugen bei ihm an. Ein erfahrenerer Pädagog hätte es vielleicht verstanden, mit ihm fertig zu werden, aber ich, der selbst noch fast ein Knabe war, wußte schlechterdings nicht mehr, was ich machen sollte.

Eine Zeit lang empfand ich nur das Dasein dieses armen Xenophon wie einen Stachel inmitten der Annehmlichkeiten, die mich damals umgaben. Mein ganzer Aufenthalt in Jelez zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste, der — wie alles Gute — auch der kürzere war, gehört zu meinen freundlichsten Erinnerungen. Ich stand nicht mehr unter dem unmittelbaren Eindruck der Trennung von Maschenka und allen andern, die meinem Herzen lieb waren. Meine Betrübnis über die Entrüstung der Freunde hatte sich gelegt und für eine Weile fühlte ich mich nahezu vollkommen glücklich. Meine Mutter mit den jüngeren Kindern war einigermaßen sichergestellt. Ich selbst stand dem Gegenstande meiner Verehrung näher als je. Dimitri Michailowitsch war damals der Held aller meiner Phantasien. In seiner Person waren für mich alle erdenklichen Tugenden verkörpert. Ich glaubte und vertraute ihm blindlings. War er doch zu dieser Zeit auch gar so gütig gegen mich! Seit der Uebersiedelung nach Jelez wohnte ich nicht bloß in seinem Hause, sondern wurde auch gehalten wie jedes andre Mitglied der Familie. Es umgab mich eine Atmosphäre von Wohlleben, Behagen und Schönheit, in welcher meine sittliche und physische Entwickelung ungehindert fortschreiten konnte. Dimitri Michailowitsch zog mich immer wieder zu Gesprächen heran, zeigte ausgesprochene Teilnahme selbst für meine vermessensten Träume. Kein Wunder, wenn ich mich herausmachte, kecker und zwangloser, mit einem Worte selbstbewußter auftrat, — indessen lange dauerte das nicht und ich hatte diese Augenblicke

einer seligen Selbstvergessenheit bitter zu entgelten. Ein Schlag von der Hand dessen, der mir solche Zuversicht eingeflößt hatte — und alles war dahin.

Ich habe schon öfter meiner schriftstellerischen Anwandlungen gedacht. Hier in Jelez, wo meiner Eigenliebe von allen Seiten so geschmeichelt wurde, kamen dieselben mit erneuter Stärke wieder. Ich unternahm gar, einen Roman im Geschmack von J. J. Rousseaus „Nouvelle Héloise“ zu schreiben. Kurz vorher war ich zufällig an die schlechte Uebersetzung dieses Werkes von einem gewissen Potjomkin geraten, und den „Emile“, übersetzt von einer gewissen Elisabeth Delsale, hatte ich ebenfalls gelesen. Beide Bücher brachten einen tiefen Eindruck auf mich hervor und ohne langes Ueberlegen machte ich mich daran, selbst etwas nach dem Muster des ersteren zu verfassen. Ich schrieb, um das Geschriebene immer wieder zu zerreißen und habe auf diese Art recht viel Papier vollgeschrieben und zerrissen. Augenscheinlich wollte mir die Sache nicht glücken. Aber ich ließ nicht nach und brachte zuweilen ganze Nächte über dieser Thorheit zu, die dann unvollendet geblieben ist — heute muß ich sagen: zu meiner Befriedigung. Wer mich dazu anspornte, war auch in diesem Falle wieder Dimitri Michailowitsch. Zwar hatte er noch niemals eine Zeile von dem gelesen, was ich niederschrieb, doch wußte er jederzeit, was ich in der Mache hatte. In Mußestunden, abends beim Thee, fragte er mich gern über mein Thun und Treiben aus, woran ich schriebe, sogar was ich dächte und hieß alles gut, was ich unternehmen mochte. Plötzlich aber war er wie ausgetauscht! Mit besonderer Beredsamkeit vertraute ich ihm einst gerade meine Entwürfe. Das Haupt gesenkt hörte mir der General zu. Ganz unvermutet verzogen sich seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln; statt der gewohnten Zustimmung entfuhr ihnen die beißende Bemerkung: wie ich denn dazu käme, mich so hoher Dinge zu vermessen, da ich doch weder moralisch noch gesetzlich dazu berechtigt sei. Es wurde mir schwarz vor den Augen, — was bedeutete das, einen boshaften Scherz oder die bittere Wahrheit? Ich war im Innersten verletzt, doch dies Gefühl hielt nicht lange vor; der schneidende Schmerz über die unerwartete Kränkung wich lähmenden Zweifeln. Der General, an dessen Unfehlbarkeit ich festhielt, hatte natürlich recht; ich war rechtlos und unbegabt dazu. Meine liebsten Bestrebungen und Träume — alles war nur ein selbstgefälliges Spiel. Gut denn — diesen Vorwurf wenigstens sollte mir niemand mehr machen dürfen. Alles, was ich an Büchern und Papieren besaß, raffte ich zusammen und stürzte damit in die Küche;

ein Schwung — und der ganze Packen flog in die Ofenglut, zum starren Entsetzen des französischen Koches.

Es war, als hätte ich nach dieser Heldenthat für eine Zeit lang alle Energie verloren. An Leib und Seele erschöpft, versank ich in Apathie. Aber der General rüttelte mich unverzüglich daraus auf. Noch am Abend desselben Tages fuhr er mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit fort, sich über mich lustig zu machen. Geraume Zeit schwieg ich dazu und meine eigene Nichtigkeit kam mir immer eindringlicher zum Bewußtsein. Dimitri Michailowitsch jedoch ward nur desto boshafter und giftiger; das erbitterte mich schließlich: „Unbesonnenes Streben oder Beschäftigung mit Dingen, die mir nicht zukommen, wird man mir künftig jedenfalls nicht vorzuwerfen haben," bemerkte ich mit einiger Schärfe, „ich habe meine Bücher und Papiere verbrannt." Der General fand diese Worte ungebührlich, nannte jene Handlung eine Dummheit, gab mir einen strengen Verweis und schickte mich hinaus. Allein auf meiner Stube fühlte ich mich tief unglücklich. Allzu jäh war ich von der idealen Höhe herabgestürzt, auf der ich diese Zeit über ein künstliches Dasein geführt hatte. Es dauerte nicht lange — da erwachte meine Eigenliebe und half mir, mich zu fassen, mich wieder zurechtzufinden. Aber im ersten Moment ließ der Kummer über mein Zerwürfnis mit Dimitri Michailowitsch keinen andern Gedanken aufkommen. Mächtig, wie das letzte Aufflammen eines erlöschenden Feuers, regte sich in meinem Herzen die schwärmerische Liebe zu ihm. Kränkung und Zorn waren vergessen, — ich begehrte nur eines — Aussöhnung mit meinem Abgott. Am nächsten Tage benutzte ich die erste Gelegenheit, mich in diesem Sinne gegen ihn auszusprechen. Er hörte mich ganz kühl an und ließ mich dann unbefriedigt von sich.

Fortan war es, als stünde eine Mauer zwischen uns. Der General beschäftigte sich nicht mehr mit mir: für ihn war ich jetzt nur noch der Lehrer seiner Neffen. Ich wurde verschlossen und beschränkte mich darauf, meine Pflicht zu thun. Augenscheinlich war beiderseits eine Ernüchterung eingetreten und nun kehrte jeder in seine Sphäre zurück. Weder ich selbst, noch irgend jemand in unsrer Umgebung hätte sich Rechenschaft darüber zu geben vermocht, was eigentlich geschehen war. Ich kann es mir heutigen Tages noch nicht erklären, wenn ich nicht alles dies auf Rechnung eines bösartigen Leidens schreiben soll, welches bald darauf bei ihm zum Ausbruch kam. Doch ist dies nichts als bloße Vermutung; Dimitri Michailowitsch mochte irgend welche schwerwiegende, mir unbekannte Gründe haben, mich so kalt zu behandeln.

Dafür ging Anna Michailowna nach wie vor freundschaftlich und herzlich mit mir um, ja sie zeigte, wenn das möglich war, einen Anflug neuer Wärme, und so blieb es, so lange ich im Hause Jusephowitschs weilte. Besonders wertvoll aber war mir ihre Teilnahme in dem Augenblick, wo die Entfremdung zwischen mir und Dimitri Michailowitsch eintrat und mich in ein Chaos der widersprechendsten Empfindungen stürzte. So gern hätte ich den Glauben an mich selbst, an die Lauterkeit und Rechtmäßigkeit meiner Absichten festgehalten, so ungern büßte ich mein Vertrauen zu dem ein, dessen Ansicht noch gestern Gesetz für mich gewesen wäre. Nach und nach gab sich freilich das alles; meine angeborenen Neigungen kamen zu ihrem Recht: die Eigenliebe war der allmächtige Hebel, der mich sittlich und geistig wieder in das Geleise brachte, aus dem ich hinausgedrängt worden war. Auf meinem Bücherbrette erschienen neue Bücher an Stelle der verbrannten, wieder häuften sich die Papiere, die ich vollschrieb, zu einem ganzen Stoß. Meine Einbildungskraft fing von neuem an, mir lockende Bilder von künftigen Erfolgen vorzuzaubern und ich begann mein ehemaliges Doppelleben. Nein, dachte ich mir, ich will den Kopf nicht kleinmütig sinken lassen. Und wenn eine ganze Legion von Generälen gegen mich anstürmte — — frei will ich werden oder sterben, wenn es sich denn nicht mit Ehren leben läßt. Die Devise unter jenem Porträt stand jetzt wie mit feurigen Buchstaben in meinem Hirne eingegraben.

Der Kopf wirbelte mir von solchen Gedanken, aber nur noch den Blättern meines Tagebuches vertraute ich sie an. Ich war vorsichtig geworden durch das, was ich soeben erlebt und durchgemacht hatte. Indessen — das Schicksal wollte mich augenscheinlich nicht erbittern: es sandte mir bald einen neuen Freund zu und der Herzensbund, den wir beide damals schlossen, besteht noch heute. Ein vierter Neffe des Generals — er besaß deren viele —, der Sohn seines verstorbenen Bruders, traf aus Moskau ein. Dort hatte er soeben den Kursus der adeligen Universitätspension beendet. Kurz vor dem Tode seines Vaters kam er in Jelez an und blieb dann im Hause des Oheims, da er die Absicht hatte, in eines der Regimenter unter dem Kommando des letzteren einzutreten. Es war noch ein junger Mann — nur wenige Jahre älter als ich —, aber er besaß eine gute Bildung und jenen feineren Schliff, den eine gewisse gesellschaftliche Stellung verleiht. Charakteristisch für ihn war jedoch eine eigentümliche Schneidigkeit, die auch in den Gesichtszügen, der Art sich auszudrücken, hervortrat und ihm von manchem als Anmaßung und Dünkel ausgelegt wurde. Nichts konnte

irriger sein. Michailo Wladimirowitsch war ein durch und durch edler, schlichter Mensch und hatte nicht nur ein gutes, sondern auch ein zartfühlendes Herz. Sein angeblicher Dünkel war nichts andres als jugendlicher Thatendrang. Er war ganz davon erfüllt, er brannte vor Begierde, etwas zu verrichten, was ihn mit einem Schlage gleich an der Schwelle des Lebens in reife Manneswürde gehüllt hätte. Nur bot sich so leicht keine günstige Gelegenheit dazu. Michailo Wladimirowitsch fahndete auf eine solche, aber inzwischen ließ es ihm keine Ruhe — hervorthun mußte er sich, wenigstens durch ein Duell. Sein herausforderndes Wesen in dieser Beziehung hatte zuweilen geradezu etwas Komisches. Und einmal war er wirklich drauf und dran, sich zu duellieren. Michailo Wladimirowitsch war dem Onkel leidenschaftlich zugethan; er dachte mit Recht sehr hoch von seinem Verstand und Charakter, seiner militärischen Bedeutung und seinen Verdiensten im Felde. Und plötzlich drangen nun Gerüchte zu seinen Ohren, jemand von den Offizieren habe sich irgendwo und irgendwann einmal unehrerbietig über den General geäußert. Zornig aufflammen und dem Frechen eine Herausforderung schicken war das Werk eines Augenblicks. Aber o weh! Niemand hatte die Ehre des hochgeschätzten Generals jemals auch nur in Gedanken angetastet. Die betreffenden Gerüchte erwiesen sich als leere Erfindung; vielleicht war es gar ein alberner Scherz, mit dem man den jungen Jusephowitsch zu ärgern beabsichtigte. Auf diese Art fiel der casus belli von selbst fort. Es blieb nichts übrig, als den Degen wieder einzustecken, und da es ihm nicht vergönnt war, für den Oheim einzutreten, so mußte Michailo Wladimirowitsch sich mit dem Gedanken trösten, daß sein Ruf im Offizierskorps fortan feststand. Das that er denn auch.

Wir beide hatten uns kaum gesehen, da waren wir auch schon Freunde und das Verhältnis wurde mit jedem Tage inniger. Gemeinschaftliche Liebhabereien und verwandte Geistesanlagen verknüpften uns. Wir waren beide von krankhaftem Idealismus eingenommen und hatten für unsre übertriebenen Ansprüche bisher keine Befriedigung zu finden vermocht, weder in der Welt, die uns umgab, noch im eigenen Inneren. Jetzt glaubte jeder von uns, in dem Freunde den ersehnten festen Halt gefunden zu haben. Von antikem und modernem Heldentum waren wir gleichmäßig hingerissen und hatten es mit dem Vorwitz unerfahrener Jünglinge wohl selbst ein wenig darauf abgesehen. Das Mißverhältnis zwischen meiner inneren Welt und meiner äußeren Lage flößte dem jungen Jusephowitsch tiefes Mitgefühl ein — alles übrige ergänzte seine feurige Einbildungs-

kraft. Nicht minder begegneten wir uns in der leidenschaftlichen Vorliebe für die Litteratur. Wie manche schöne, unvergeßliche Stunde haben wir zusammen verbracht, wenn wir ein oder das andre Werk miteinander lasen und durchsprachen. Dazu gehörten auch jene beiden, mir so verhängnisvollen, der „Emile“ und die „Nouvelle Héloise“, die ich wieder irgendwo erstanden hatte. In diesen Beschäftigungen, diesem freundschaftlichen Gedankenaustausch störte uns niemand. Der General hatte, wie gesagt, ganz aufgehört, sich um mich zu kümmern. Uebrigens lag ihm jetzt auch andres im Sinn. Er entfernte sich häufig, um die Regimenter seiner Division zu mustern und widmete alle Zeit, die ihm blieb, der Ausarbeitung eines Projektes. Schon in Ostrogoshsk hatte ihn dasselbe beschäftigt und nun gedachte er, es dem Kaiser bald zu unterbreiten. Auf diese Art waren der junge Jusephowitsch und ich uns selbst und unsrer Freundschaft überlassen.

Es ist doch etwas Schlimmes um die Eigenliebe. Wem sie fehlt, dem geht's schlecht, und wer sie hat, dem schafft sie Kummer. Auch in unsre Freundschaft mischte sie sich ein und nur der grenzenlosen Gutmütigkeit und Langmut meines Freundes ist es zu danken, wenn sie dieselbe nicht verdarb. Die Sache kam daher, daß ich so arm war. Mein geringes Gehalt schickte ich ohne Abzug der Mutter; es reichte knapp hin, sie und die vier unmündigen Kinder zu ernähren. Mir hingegen gewährte der General Kost und Wohnung und so hatte ich jedenfalls am Nötigsten keinen Mangel zu leiden. Anfangs machte sich ein solcher überhaupt nicht fühlbar, mit der Zeit aber mußte man meiner Kleidung etwas davon ansehen und schließlich kam meine Garderobe in die jämmerlichste Verfassung. Mit den Oberkleidern ging es noch zur Not, dank dem, was der Vater hinterlassen hatte, so daß ich einigermaßen anständig unter den Leuten erscheinen konnte. Dafür war aber meine Wäsche durch und durch zerlöchert. Ich versuchte wohl, mit einer Nadel bewaffnet, die armseligen Ueberbleibsel meiner Hemden, so gut es ging, zu stopfen und zu heften. Das war aber, wie ich bald einsah, vergebliche Mühe und ich warf die Nadel weg. Uebrigens achtete ich nicht viel darauf: dem Kummer war nicht abzuhelfen, so lohnte es sich gar nicht erst, daran zu denken. Aber ein andrer dachte für mich. Mein Michailo Wladimirowitsch Jusephowitsch hatte irgendwie herausbekommen, woran es mir fehlte, und wollte mir seine Hilfe anbieten. In dem Nachlaß seines Vaters, der ein rechter Stutzer gewesen war, fand sich ein ganzer Packen von Kleidern und ungetragener Wäsche. Meine Freund traf eine Auswahl von beidem

und bat mich, diese Sachen, die er selbst nicht brauchen könne, zu tragen. Was wäre bei unsern vertrauten Beziehungen natürlicher gewesen? Ich aber that ganz gekränkt. Mein Stolz lehnte sich dagegen auf, ein Geschenk anzunehmen, dem ich nichts entgegenzusetzen hatte. Wo die Abhängigkeit anfängt, dachte ich, hört die Freundschaft auf, und abhängig werde ich von dem, dessen Wohlthaten ich annehme. Meine Armut trug ich mit völliger Seelenruhe und als Entschuldigung konnte sie in meinen Augen nicht gelten. Nicht ohne Empfindlichkeit lehnte ich das angebotene Geschenk rund ab. Jusephowitsch war zum Glück großmütig genug, sich in meine Lage hineinzudenken; er nahm meine Weigerung zwar mit Bedauern, doch ohne verdrießlich zu werden, auf. Unsre Beziehungen litten nicht im geringsten. Wir fuhren fort, unsre Gedanken rückhaltlos auszutauschen, wir vertrauten uns gegenseitig unsre Anschauungen vom Leben und vom Menschen, lasen die neuesten Erzeugnisse der Litteratur, wie sie die Journale brachten, welche der General im Ueberfluß kommen ließ, und schwärmten für die schöne Tochter des Prokureurs, die wie ein Stern unter den jungen Damen von Jelez strahlte.

Ein Wort über ihren Vater — den Prokureur. War das ein gewandter Geschäftsmann! Er befaßte sich mehr mit privaten, als mit staatlichen Angelegenheiten und hatte sich auf geraden und krummen Wegen ein erkleckliches Vermögen gemacht. Seine beiden Söhne waren in der Moskauer Universitätspension mit Jusephowitsch zusammen erzogen worden und trafen gleichzeitig mit ihm in Jelez ein. Der eine war ein Einfaltspinsel und nicht von weitem her, der andre ein Schwätzer und Geck, der auf Salonfähigkeit Anspruch machte. Die Frau des Prokureurs, Mutter des Wesens, für welches Jusephowitsch und ich schwärmten, war ein lebenslustiges Weibchen, eine richtige Provinzialin. Ihre Schönheit begann schon zu welken, aber der General war nicht wählerisch und in dienstfreien Stunden widmete er sich ihr gern zu vertrauter Zwiesprache. Der Gemahl sah in Bezug auf die Streiche seiner teueren Ehehälfte durch die Finger, er rechnete darauf, daß bei ihrer Freundschaft mit dem General auch für ihn etwas abfallen werde. Und richtig! Dimitri Michailowitsch wollte die angenehmen Stunden mit der Frau nicht umsonst genossen haben, er belohnte den Gatten mit dem Annenorden III. Klasse. Die Erinnerung an das Entzücken des Hahnreis, an die Lobes- und Dankeshymnen, die er dem „hochgestellten Würdenträger“ darbrachte, erregt mir heute noch Ekel.

Im Hause des Generals Jusephowitsch gab es noch eine Persön-

lichkeit, zu der ich ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen stand. Alexej Iwanowitsch Laconté, ein junger, sehr schöner Mann, fein gebildet und von anmutigem, gewähltem Benehmen, nahm dort eine seltsame Stellung ein und machte überhaupt den Eindruck des Rätselhaften. Vormals hatte er in militärischen Diensten gestanden, sogar den Feldzug gegen die Franzosen als Freiwilliger mitgemacht; aber da ihm irgend welche Dokumente fehlten, wurde er nicht befördert und dann hatte er seinen Abschied erhalten. Fast möchte ich glauben, daß er aus unehelichem Liebesbunde stammte. Dem Namen nach und in seinem ausgesucht liebenswürdigen, feinen Benehmen ein rechter Franzose, sprach und schrieb er dabei ein Russisch, wie es damals nicht viele bei uns sprechen, geschweige denn schreiben konnten. Er hatte eine wohlklingende Stimme und bereitete uns oftmals einen Ohrenschmaus durch den Vortrag modischer Romanzen, die er mit Geschmack und Ausdruck zur Guitarre vortrug. Ein Schatten von Trauer wich niemals aus seinen schönen, edlen Zügen und das zog mich besonders zu ihm hin. Das Unbestimmte seiner Stellung, gerade die Gönnerschaft des Generals drückte ihn sichtlich; aber er wußte nicht, wie er sich zur Freiheit hindurchschlagen sollte, oder es fehlte ihm der rechte Wille ....

Ueberhaupt meinten die Leute, daß in den Beziehungen dieser drei Menschen, des Generals, Anna Michailownas und Lacontés, ein Geheimnis walte. Es gingen sogar Gerüchte um, als sei Dimitri Michailowitsch, dieser hitzige, in seiner Jugend unzähmbare Mann, einst heftig für die eigene Schwester entbrannt gewesen; jetzt indessen suche er dieselbe mit Laconté zu vermählen und habe diesem ebendeshalb Unterkunft bei sich gewährt. So oder so — jedenfalls ist es nicht leicht, sich in diesem Gewirr von Gerüchten, Klatsch, vielleicht auch Verleumdungen zurechtzufinden. Die Gesellschaft fällt überall gierig darüber her und in der Provinz erst recht. Außerdem nahmen die Jusephowitschs in den Kreisen, in denen sie sich bewegten, eine so hervorragende Stellung ein, daß Geschwätz und Vermutungen der Leute sich besonders eifrig mit ihnen beschäftigten. Bestand ein solches Geheimnis, so hat es sich mir gegenüber während der Zeit meines Weilens im Hause Jusephowitschs durch nichts verraten und ich lebte ahnungslos in diesem Getriebe glühender Leidenschaften.

Uebrigens muß ich Dimitri Michailowitsch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die kalte Behandlung, welche ich so unvermutet erfuhr, nicht auf meine Mutter ausdehnte. Er fühlte, wie schwer der jüngst verwitweten Frau die Trennung von ihrem

Sohne fallen mußte, und verschaffte ihr die Möglichkeit, ihn wiederzusehen. Er ließ sie nach Jelez kommen, und von dem Gelde, das sie zur Bestreitung der Reisekosten erhielt, konnte die Mutter noch etwas für die Instandsetzung meiner Garderobe erübrigen. Nach ihrer Abreise dünkte ich mich ein Krösus: vier neue Hemden nannte ich mein eigen. —

Aus der großen Anzahl von Persönlichkeiten, mit denen ich zu jener Zeit flüchtig in Berührung kam, hat sich die Gestalt des Oberst Ljeparski meinem Gedächtnis besonders lebhaft eingeprägt. Wem wäre heute der Name dieses edlen Mannes unbekannt? Er ward berufen, die nach Sibirien verbannten Dekabristen zu überwachen und hat viel Gutes und Menschenfreundliches zu wirken gewußt, indem er sich dieser schwierigen und heiklen Aufgabe widmete, ohne doch seine Pflicht im geringsten zu übertreten. Gedachte die Regierung, das Los der Unglücklichen zu mildern, indem sie ihm diesen Posten übertrug, so hat sie ihre großmütige Absicht vollkommen erreicht. Ljeparski war schon in Jelez kein junger Mann mehr, dabei aber rüstig und frisch. Er kommandierte das Nowgorod-sjewersche Regiment der Jäger zu Pferde unter dem Oberbefehl des Generals Jusephowitsch. Eine sympathischere Persönlichkeit kann man sich kaum vorstellen. Sein ganzes Wesen atmete Wohlwollen; in der stattlichen, vollen Gestalt trat es hervor, es strahlte aus dem breiten Gesicht mit dem grauen Schnurrbart, und tönte in der ruhigen, bedächtigen Rede wieder, deren herzlicher Klang unwillkürlich Zutrauen erweckte. Und schon dazumal zeichneten ihn Herzenseigenschaften aus, kraft deren er seinen Untergebenen gegenüber die hohe Würde eines Vorgesetzten mit Milde und einer wahrhaft väterlichen Sorgsamkeit zu verbinden wußte. Dafür waren sie ihm auch mit Leib und Seele ergeben.

Inzwischen hatte General Jusephowitsch sein Projekt fertiggestellt und nach Petersburg geschickt; behufs mündlicher Auseinandersetzungen wurde er dann selbst dorthin beschieden. Das Projekt beantragte Ausdehnung der tschugujewschen Militärkolonien auf die drei Bezirke des Gouvernements Woronesh: Ostrogoshsk, Starobjel und Birjutsch. Dumpfe, unheilverkündende Gerüchte, daß derartiges im Werke sei, liefen schon früher um, als Jusephowitsch noch in Ostrogoshsk weilte, wo das Projekt im wesentlichen zusammengestellt worden war. Die friedlichen Bewohner dieses gesegneten Landstriches waren aufs äußerste davon beunruhigt. Das araktschejeschsche System der Militärkolonien war ihnen nicht unbekannt, und vor allem waren sie ganz erfüllt von den Schreckensnachrichten

aus Tschugujew. Was konnte den General bewogen haben, der Regierung eine so unpopuläre, harte Maßregel vorzuschlagen? Einzig und allein der Ehrgeiz, der mehr und mehr Herrschaft über ihn gewann und ihm schließlich die Klarheit des Denkens und Fühlens raubte.

Wie dem aber auch sein mag — in Petersburg wurde das Projekt Jusephowitschs gut aufgenommen und die Durchführung desselben Dimitri Michailowitsch übertragen. Für die neuen Kolonien, die das Projekt in Aussicht nahm, sollte Tschugujew als Mittelpunkt und Muster dienen, und der General erhielt die Weisung, vorläufig dort den Oberbefehl zu übernehmen. Ohne Jelez zu berühren, begab er sich von Petersburg aus geradeswegs an den Ort seiner neuen Bestimmung und wies seine Familie an, unverzüglich aufzubrechen und ihm dorthin zu folgen. —

Ende April — seit unsrer Uebersiedelung nach Jelez war gerade ein Jahr vergangen — reisten wir nach Tschugujew ab. Wir fuhren langsam, mit häufigen Unterbrechungen; unter anderm blieben wir drei Tage in Ostrogoshsk. Für mich gab es ein neues Wiedersehen mit der Mutter, auch mit den Freunden, deren Zorn nachgerade glücklich verraucht war; sie nahmen mich mit offenen Armen auf. Im Gouvernement Charkow waren wir dann bei der Gutsbesitzerin Zwjerew zu Gast, jener würdigen alten Dame, deren Tochter, wie ich oben erwähnte, unserm feurigen General nicht gleichgültig war, — und zu guter Letzt, schon in nächster Nähe von Tschugujew, verbrachten wir einige Tage in der Sloboda Ssaltowo, einer Besitzung der reich begüterten Familie Chorwat.

Chorwat selbst und seine Frau waren nicht mehr am Leben, und ihre einzige Tochter gebot nun über das ungeheure Vermögen des ganzen Geschlechtes. Es war ein reizendes junges Mädchen. Eigentümlich die Verhältnisse, in denen sie lebte; ganz allein als die Herrin eines prachtvollen Hauses, mit einer alten Gouvernante und einem bejahrten Priester, einem Freunde ihrer Eltern, der ihr Religionsunterricht erteilte. Die Tage von Ssaltowo sind mir in rosigem Andenken. Bis ins kleinste hinein herrschte da eine Pracht und Zierlichkeit, welche vollkommen zu der Schönheit der Herrin paßte. Wo sie ging und stand verbreitete sie Anmut. Sie war so bezaubernd natürlich; so frei und herzgewinnend schaute sie einen an, daß ich mich taufrisch berührt fühlte, sobald ich auf sie hinblickte und ein paar Worte mit ihr wechselte. Mein Herz oder vielmehr meine Einbildungskraft fing Feuer wie Pulver, ich kam in einen Zustand von Entzücken und schmolz nur so dahin. Sie muß

es mir angethan haben: denn ich sprach in einem fort und man hörte mir gern zu. Unsre liebliche Wirtin munterte mich bald mit einem Blick, bald mit einem Lächeln auf und belohnte mich jeden Morgen mit einem Bouquet frischer Rosen, die sie selbst in der Frühe bei ihrem Spaziergang im Garten pflückte und zu einem Strauß band. Anna Michailowna zog mich nicht wenig damit auf, aber ich ließ mich nicht einschüchtern.

Schnell vergingen diese heiteren Tage und Mitte Mai kamen wir in Tschugujew an. Wie trostlos erschien es uns, denen die Eindrücke von Ssaltowo noch frisch im Gedächtnis waren. Die Stadt seufzte unter dem Druck der unerbittlichen Araktschejewschen Disziplin, die alles auf den Kopf gestellt hatte. Ueberall ein hastiges Treiben. Umbauten und Neubauten waren im Werk, neue Straßenzüge wurden durchgelegt, die alten nach dem Winkelmaß zurechtgestutzt, Unebenheiten des Bodens ausgeglichen; ein ganzer Berg, der den Ort von einer Seite einengte, wurde abgetragen, von kleineren Erhebungen und Anhöhen nicht zu reden. Das alles war aber noch in den Anfängen oder kaum zur Hälfte ausgeführt. Ganz fertiggestellt war nur ein kleines hölzernes Palais für den Fall, daß der Kaiser käme. Dort nahm auch der General vorläufig Wohnung.

Das Palais lag malerisch auf einer Anhöhe, die andrerseits den Ort begrenzte. In Terrassen fiel sie zu den klaren, stillen Fluten des Donez ab, und hier wurde ein Park angelegt, der prächtig zu werden versprach, nach den riesigen Erdarbeiten zu schließen, die unter der Aufsicht eines erprobten Ingenieurs und eines kunstreichen Gärtners im Gange waren.

Aber über alledem lag wie ein düsterer Schatten die Erinnerung an jene furchtbaren Grausamkeiten, welche Araktschejew hier kurz vor der Ernennung des Generals Jusephowitsch verübt hatte. Die Bevölkerung von Tschugujew bestand überwiegend aus Kosaken. Als die Kunde zu ihnen drang, daß man sie zu einer Militärkolonie umgestalten wolle, kam es zu Meutereien. Araktschejew verstand bekanntlich keinen Spaß: im vorliegenden Falle trat er geradezu als Henker auf. Mehr als zwanzig Menschen zählte man, die beim Spießrutenlaufen zu Tode gehetzt wurden. Die Zahl der halb tot geprügelten war unberechenbar. Wie ein Alpdruck würgte Entsetzen die unglücklichen Tschugujewzer in seinen Krallen. —

Nach dem freundlichen Intermezzo von Ssaltowo schien es mir, als sei ich hier in den Abgrund der Hölle geraten. Zudem war schon bei dem dreitägigen, vorübergehenden Aufenthalte in Ostro-

goſhsk mein altes Leiden, das Heimweh, wieder zum Ausbruch gekommen; in Jelez hatte es nur geſchlummert und jetzt regte es ſich mit aller Macht. Anfangs fand ich einigen Troſt in der Teilnahme meiner lieben Freunde, Anna Michailowna, Lacontè und beſonders Michailo Wladimirowitſch Juſephowitſch. Dazu hatte ich auch neue angenehme Bekanntſchaften gemacht. Erwähnen will ich von dieſen nur Andrej Feodoſſjewitſch Rajewski, den Adjutanten des Generals, der hier in Tſchugujew ſeinem Stabe beigetreten war. Er war ein ſehr gebildeter junger Mann, ſchrieb Gedichte, die in dem damaligen „Europäiſchen Boten“ abgedruckt wurden, und hatte die militäriſch-ſtrategiſchen Werke des Erzherzogs Karl überſetzt, welcher ſich zu der Zeit neben General Jomini großer Popularität in militäriſchen Kreiſen erfreute.

Bald fand ſich hier noch ein gewiſſer Flawitzki ein, den der General als Beamten ſeiner Privatkanzlei aus Petersburg berufen hatte, ebenfalls ein ſehr netter und gebildeter Mann. Wir kamen abends häufig zuſammen und unterhielten uns ſehr anregend, meiſt über Litteratur. Dimitri Michailowitſch ſah ich bloß bei Tiſch, zu Mittag und zum Thee. Er war ſehr beſchäftigt und lebte faſt ganz außer dem Hauſe. Seine Nichte und ſeine Neffen unterrichtete ich nach wie vor.

Aber dieſe Thätigkeit ſo gut wie der Anteil der Freunde verloren auf die Länge ihren wohlthätigen Einfluß auf meine Gemütsverfaſſung. Quälende Sehnſucht verzehrte mich buchſtäblich und warf mich ſchließlich auf ein ſchweres Krankenlager. Nur der Pflege Michailo Wladimirowitſchs habe ich es zu danken, wenn ich mit dem Leben davon kam. Aber körperlich geneſen, blieb ich doch in einem Zuſtande moraliſcher Erſchlaffung. Es zog mich nach Hauſe, zu den Meinen; die Luft von Tſchugujew ſchien mir verpeſtet; nur der Einfluß der Heimat — ſo dachte ich — kann mich retten. Zuletzt entſchloß ich mich, den General zu bitten er möge mich des Amtes, das meine Kräfte überſteige, entheben. Er wurde ernſtlich böſe und wollte anfangs nichts von meinem Abgange hören. Nach und nach jedoch beſänftigte er ſich ſo weit, daß er ſchließlich darauf einging, mich zu entlaſſen — und zwar nicht mit leeren Händen. Leichteren Herzens machte ich mich reiſefertig.

Inzwiſchen traten in dem Charakter von Dimitri Michailowitſch bedenkliche Symptome hervor. Wer ihn bloß von Tſchugujew her kannte, ſah darin angeborene Eigentümlichkeiten ſeines Weſens. Aber alle, die ihm näher ſtanden, und ſolche, die früher mit ihm

verkehrt hatten, beobachteten mit Besorgnis eine tiefgreifende Veränderung. Er wurde kurz und barsch im Umgang und immer häufiger überfielen ihn Ausbrüche eines unbegründeten Zornes. Es war auffallend, wie wenig folgerichtig er handelte, wie unzusammenhängend er redete. Lange Zeit hindurch erklärte man sich das alles aus einem Uebermaß von Arbeit und Sorge. Sogar in den Tagesbefehlen an die Division lief manches Sonderbare und Unpassende mit unter; sie wurden in einer Druckerei, die er aus Petersburg mitgebracht hatte, vervielfältigt, zeichneten sich durch eine ganz unverhältnismäßige Weitschweifigkeit aus und gingen oft gar nicht auf ihren eigentlichen Gegenstand ein. Einer dieser Tagesbefehle aus jener Zeit ist mir noch im Gedächtnis. Es handelte sich um ein leichtes Disziplinarvergehen, das jemand von den jüngeren Offizieren begangen hatte: „Der Lieutenant (so und so)“ — hieß es in dem Tagesbefehl — „hat sich versündigt.“ Es folgte eine Art Predigt oder erbauliche Betrachtung, und das Ganze schloß mit der rührenden Ermahnung, „hinfort nicht wieder zu sündigen“. Jedermann war erstaunt, aber niemand sah voraus, daß die Katastrophe nahe bevorstand.

Meine Abreise erfolgte Mitte Juni. Bei aller leidenschaftlichen Sehnsucht nach Hause war ich doch tief betrübt, als es von den teuren Freunden, Anna Michailowna, Laconté und dem jungen Jusephowitsch, scheiden hieß. Von den beiden ersteren verabschiedete ich mich auf ewig, den letzteren sah ich etwa 25 Jahre darauf wieder, und wir erneuerten die Freundschaft. Er war schon Gehilfe des Kurators am Kiewschen Lehrbezirk —, ich — Professor in Petersburg und sozusagen eine einflußreiche Persönlichkeit im Ministerium der Volksaufklärung . . .

17.

Wieder in Ostrogoshsk.

Die Mutter hatte mich nicht erwartet und war um so freudiger überrascht. Ich fand sie wie gewöhnlich in schweren Sorgen. Mein bescheidenes Gehalt ging immer schnell zur Neige, sobald sie es empfangen hatte, und dann galt es, sich mit eigener Arbeit durchschlagen, bis sie wieder etwas erhielt. Diesmal nahm meine Rückkehr auch den äußeren Druck von ihr, denn ich hatte 300 Rubel

in der Tasche; da wurde sie des Wiedersehens doppelt froh. Mir gewährte diese Summe gleichfalls die Möglichkeit, ein wenig auszuruhen und mich umzusehen, ehe ich neue Beschäftigung suchte.

Auch die Freunde in Ostrogoshsk nahmen mich freundlich auf. Nur waren ihrer jetzt weniger; denn das ganze militärische Personal fehlte. Das Moskauer Dragonerregiment, bei dem ich so heimisch geworden, hatte man in eine andre Stadt verlegt; dafür stand jetzt das kargopolsche bei uns. Divisionskommandeur war General Sagrjäshski, in dessen Stab ich keine Bekannte hatte. Meine Freunde vom Zivil fand ich dagegen alle wieder.

Nachdem ich mich von der Reise erholt hatte, galt es, darüber nachzudenken, wovon ich künftig leben und meine Familie ernähren sollte. Aber konnte ich denn da auf etwas neues verfallen, etwas andres als mein bisheriges Schulmeisterhandwerk. Auch ging ich gleich wieder daran, und zum Glück hatten mich weder meine Schüler noch deren Eltern vergessen. Nun ich wieder da war, wurde mir auch die Auswanderung nach Jelez gern verziehen. Von meinen früheren Stunden entgingen mir nur sehr wenige, und für diese fand ich ebenfalls reichlichen Ersatz. Bald hatten sich so viele Schüler gemeldet, daß ich zu Hause eine Schule eröffnen konnte. Ich arbeitete eifrig, die Mutter war ebenfalls unermüdlich thätig, und bei unsern bescheidenen Ansprüchen hätten wir uns fast zufrieden fühlen können. Gewiß, wenn nur kein neues Unheil sich über uns entladen hätte!

Die Protektion der städtischen Behörden gewährte mir allerdings einen kräftigen Rückhalt, aber meine Stellung war dennoch nichts weniger als sicher. Man duldete mich bloß und — genau genommen — hatte ich gar kein Recht zu unterrichten, geschweige denn, eine Schule zu eröffnen. Hatte man mich bisher frei schalten lassen, so dankte ich es nur der steten Bereitwilligkeit unsrer Gesellschaft, das Gesetz bei jedem Anlaß zu umgehen. Jeden Augenblick aber konnte eine andre Strömung eintreten, derjenigen entgegengesetzt, die mich förderte und meinen winzigen Wohlstand mit einem Ruck umstoßen. Gerade meine Erfolge mußten das beschleunigen, und so kam es wirklich.

Der staatliche Inspektor Ferronski und sein Sohn Nikander, Lehrer der untersten Klasse in der Kreisschule, gehörten, wie schon bemerkt, zu meinen besten Freunden, und von dieser Seite hatte ich nichts zu befürchten. Aber sie waren nicht die einzigen Vertreter des Lehrstandes, und unter den autorisierten Lehrern gab es auch solche, die es nicht leiden mochten, daß ich ihnen ins

Gehege kam. Besonders einer von ihnen betrachtete mich mit scheelen Blicken. Es kränkte ihn, daß ich mit ihm konkurrieren konnte, und mein Erfolg erregte seine Galle. Im stillen ärgerte er sich schon längst über mich und ergriff die erste Gelegenheit, um die Leute gegen mich aufzuhetzen.

Es war auf dem Jahresaktus der Kreisschule und mein Gegner gerade an der Reihe, die bei solchen Anlässen übliche Rede zu halten. Als Thema wählte er die verschiedenen Erziehungsmethoden. Indem er den Gegenstand entwickelte, fuhr er plötzlich mit einer wütenden Philippika gegen die unberufenen Lehrer heraus, — Landstreicher, die wer weiß woher auftauchten, sich dreist in die Reihen der offiziellen Lehrer eindrängten und gutmütige Leute nur prellten; in dieser Weise ging es fort, lauter so durchsichtige Anspielungen, daß niemand im unklaren darüber bleiben konnte, auf wen sie gemünzt waren. Der Redner wollte mich augenscheinlich einschüchtern und in der öffentlichen Meinung herabsetzen.

Der Eindruck, den seine Rede hervorbrachte, entsprach jedoch seinen Erwartungen durchaus nicht. Man fand sie unpassend, und mich beklagte man als ein Opfer des Brotneides. Ich selbst war tief bekümmert, weniger durch die mir zugefügte Kränkung, als in dem Bewußtsein, daß eine bittere Wahrheit die Handhabe dazu geboten habe. War ich nicht in der That nur ein Landstreicher und Emporkömmling innerhalb der Gesellschaft, deren geistige Interessen er — mein Gegner — als gleichberechtigtes Mitglied gesetzmäßig vertrat? Nein, nicht ihn galt es anklagen, sondern mein böses Geschick! Das alles empfand ich tief und suchte mich denjenigen verständlich zu machen, die mir ihr Bedauern über den Vorfall aussprachen.

So sehr ich indessen von diesem Gedanken durchdrungen war, einen solchen Schlag durfte ich nicht in aller Unterwürfigkeit hinnehmen. Ich mußte mich wehren, um meiner selbst wie um meiner Angehörigen willen. Stand ich in der Gunst der Gesellschaft von Ostrogoshsk auch noch so fest — das Ereignis konnte traurige Folgen für mich haben. Ordnungsgemäß gelangte die Rede des Lehrers an die Direktion; dort hätte sie den Charakter einer Beschwerde angenommen und Maßregeln hervorrufen können, von denen nicht ich allein hart betroffen worden wäre. Wer bürgte dafür, daß man den greisen Ferronski seine hochherzige Duldsamkeit nicht auch noch entgelten ließ. Zwiefaches Unheil galt es abwenden. Alle, die es gut mit mir meinten, rieten zu einer Fahrt nach Woronesh; dort war soeben ein neuer Direktor des Lehrbezirkes, Peter

Grigorjewitsch Butkow, ernannt worden, und mit diesem sollte ich mich persönlich ins Einvernehmen setzen. Besonders unser allverehrter Adelsmarschall, Wassili Tichanowitsch Lissanewitsch, der einflußreichste unter meinen Gönnern, bestand darauf. Er kannte Butkow von Petersburg her und beide standen sogar in freundschaftlichen Beziehungen. Jetzt schickte er mich zu ihm und gab mir einen Empfehlungsbrief mit, worin er mit seinem Lobe nicht geizte.

Man erzählte sich Gutes von dem neuen Direktor. Es hieß, er sei klug und gebildet, habe einflußreiche Beziehungen in Petersburg. Das war mir eine Ermutigung; immerhin erschien ich nicht ohne Zagen vor ihm.

Butkow las den Brief des Marschalls und musterte mich dazwischen mit schnellen Blicken. Mein unscheinbares Aeußere machte ihm wohl einen harmlosen Eindruck, und die Fürsprache Lissanewitschs that ihre Wirkung. Peter Grigorjewitsch ging freundlich mit mir um, erkundigte sich eingehend und teilnahmsvoll nach meinen Verhältnissen, fragte, wo ich selbst gelernt hätte und wie ich jetzt andre unterrichtete. Er entließ mich mit dem Bescheid:

„Eine formelle Befugnis zum Unterrichten kann ich Ihnen nicht schwarz auf weiß ausstellen. Thun Sie es aber bitte ganz ruhig, wie bisher. Ich habe vor, meinen Direktionsbezirk in nächster Zeit zu visitieren, komme auch nach Ostrogoshsk und werde dann Vorkehrungen treffen, daß man Sie künftig in Ruhe läßt. Meinem Freunde Lissanewitsch werde ich selbst schreiben. Kehren Sie nun zurück und teilen Sie Ferronski alles mit, was Sie von mir gehört haben. Gott geleite Sie."

Etwa zwei Monate darauf kam Butkow wirklich nach Ostrogoshsk. Einmütig legten alle ein Wort für mich bei ihm ein. Und damit nicht genug — man überreichte ihm ein Schriftstück, wodurch die Bürger gemeinsam in aller Form ihre Hochachtung für meinen Charakter und meine Lebensführung bezeugten. „Der Betreffende" — hieß es darin — „hat sich in jeder Beziehung als ein redlicher, edler Mensch bewährt, der aller Beachtung und alles Lobes würdig ist. Er erfüllt die heiligsten Pflichten eines Christen und Bürgers und verdient allgemeines Vertrauen. Gegeben 1821, am 11. Dezember." Folgten die Unterschriften.

Dieses Zeugnis bewahre ich noch jetzt mit aufrichtiger Erkenntlichkeit gegen die Guten, die mich nicht im Stiche ließen, sondern mir aus dem Unglück heraushalfen und mich sogar zu Ehren brachten.

Eifriger als alle andern waren Lissanewitsch und Ferronski. Uebrigens machte auch der Direktor keine Schwierigkeiten. Ferronski als Schulinspektor erhielt den offiziellen Auftrag, meiner Lehrthätigkeit auch ferner nichts in den Weg zu legen. Der gute Alte freute sich von Herzen über diese Wendung der Angelegenheit.

Streng gesetzlich kann man das alles freilich nicht nennen, indessen doch auch nicht verbrecherisch. Wurde der Buchstabe des Gesetzes verletzt, so war es im gegebenen Falle nicht zum Schaden der Gesellschaft, sondern es wurde ein örtlicher Uebelstand abgestellt. Viele Jahre später führte mich mein Geschick wieder mit Peter Grigorjewitsch Butkow zusammen, und man rate nur, wo! In den Räumen der Akademie der Wissenschaften; wir waren beide Mitglieder derselben und saßen in den Sitzungen sogar nebeneinander. Er war damals schon sehr alt und wollte es anfangs gar nicht wahr haben, daß ich der arme unfertige Jüngling sei, der ihm einst als Bittsteller genaht war. Ich erinnerte ihn an seine gute That und es knüpften sich innige kollegialische Beziehungen zwischen uns, die bis an seinen Tod bestanden.

Waren die Menschen damals überhaupt besser, — ließ mein Geschick mich häufiger als andre mit solchen zusammentreffen, um es wieder gut zu machen, daß meine Stellung im Grunde eine so böse war — ich weiß es nicht, jedenfalls ist mir in dieser Beziehung ein besonders glückliches Los gefallen, wenigstens in jungen Jahren. Selbst mein Verfolger säumte jetzt nicht, sich in ganz anderm Lichte zu zeigen, als zu Beginn unsrer Bekanntschaft. Es war ein ehrlicher, keineswegs dummer und im ganzen recht tüchtiger Mensch, der mich aber in seinem Stolz und in seiner Unduldsamkeit alles Ernstes für einen eingebildeten und gemeinschädlichen Charlatan gehalten hatte. Einmal vom Gegenteil überzeugt, gab er seinen Irrtum gern zu und bot mir von selbst die Hand zur Versöhnung. Er schlug sich sogar mit Eifer auf meine Seite und machte nie wieder einen Versuch, mir mit Worten oder Thaten zu schaden. Auf diese Art wurde ich den einzigen Feind los, den ich in Ostrogoshsk hatte. —

Gewiß — einen Feind war ich los und das Unwahre meiner Stellung hatte ich glücklich überwunden — aber auf wie lange? Der Gedanke peinigte mich, daß das Recht immerhin nicht auf meiner Seite war, daß ich von einem Tage zum andern das Opfer neuer feindseliger Zufälligkeiten werden konnte. So grämte ich mich über die Unsicherheit meiner Thätigkeit, aber diese Thätigkeit an und für sich — gewährte sie mir denn Befriedigung? Um das

tägliche Brot für mich und meine Familie plagte ich mich redlich; doch das war ja bloß meine Pflicht, nicht Ziel und Aufgabe eines ganzen Lebens. Es trieb mich immer unwiderstehlicher, meine Fesseln zu sprengen und endlich einmal festen Boden unter die Füße zu bekommen. Der leidenschaftliche Drang zur Freiheit, zum Wissen, zu einer Wirksamkeit im großen, wühlte bisweilen so stürmisch in mir, daß ich auch körperlich darunter litt: das Herz wollte mir springen vor Sehnsucht nach einem Ausweg zum Licht, mir schwindelte der Kopf von den Anstrengungen, ihn zu finden. Denn einen Ausweg gab es — daran zweifelte ich nicht — und — seltsam — je heftiger mich die Ungeduld schüttelte, desto mächtiger regte sich auch die Hoffnung. Worauf — darüber gab ich mir selbst keine Rechenschaft, aber ich lebte in der Erwartung, daß unbedingt etwas geschehen werde, mich auf den rechten Weg zu bringen. Kurz — ich traute auf meinen Stern, wie man zu sagen pflegt, und ich that es mit unsinniger Hartnäckigkeit. „Napoleon“ — fuhr es mir durch den Kopf — „hätte man doch sicherlich in ein Irrenhaus gebracht, wenn er schon auf der Kriegsschule gegen jemand geäußert hätte, daß er einst noch Kaiser zu werden hoffe. Nun bin ich kein Napoleon, dafür stelle ich aber auch bescheidenere Ansprüche. Wovon ich träume, das ist ja keine Krone, sondern nichts weiter, als eine Bank in der Hochschule. Sie allein schwebt mir vor im Strahlenglanze meines Sternes, all mein Dichten und Trachten ist nur darauf gerichtet. . . .

Aber für den Augenblick hielten mich zwei Gewichte darnieder, eines schwerer als das andre: mein leibeigener Stand und meine Armut. Wie sollte ich sie abschütteln? Wie sollte ich vor allem die ersehnte Freiheit erlangen? Das bloße Vertrauen auf meinen Stern thut's nicht, hielt ich mir vor: es gilt handeln, fortschreiten in der Richtung, nach welcher mich sein Licht lockt. Ein toller Gedanke durchzuckte mich. Wie — wenn ich das Uebel an der Wurzel abschnitt, und zwar mit Hilfe des Mannes, in dessen Händen mein Geschick lag? Kurz und gut — ich entschloß mich, an den Grafen Scheremetjew zu schreiben und ihn um die Freiheit zu bitten — zur Vollendung meiner Bildung, deren Ansätze er eben in diesem Briefe wahrnehmen mochte.

Ich kann nicht behaupten, daß ich ernstlich an den Erfolg eines solchen Schrittes geglaubt hätte; ich that ihn wohl nur, um mein Gewissen zu entlasten. Es war mir klar, daß ich ins Blaue hinein und ganz aufs Gerathewohl handelte. Eine schwache Bürgschaft des Erfolges war für mich nur in den Gerüchten von der

Güte des Grafen enthalten; dazu rechnete ich auch seine Jugend. Er kann noch nicht ganz verhärtet sein, tröstete ich mich. Unter der Obhut eines so seelenguten Wesens, wie die Kaiserin Marja Feodorowna, hat er gewiß die beste Erziehung genossen. Er hat humanistische, historische Studien getrieben; da muß er sich ja darüber belehrt haben, was es heißt, edel und groß zu denken, — da ist ihm das Bewußtsein seiner hohen Bestimmung als Stammhalter eines berühmten Geschlechtes aufgegangen. Wie wäre es denn möglich, daß ihm alles dies nicht eine freiere Lebensanschauung mitgeteilt, daß es ihn nicht befähigt haben sollte, sich in einen Menschen hineinzudenken, der nach Freiheit strebt, um sich zu bilden? Und auch materiell bedeutete es doch gar keinen Verlust für ihn, wenn er von den 150000 Menschen, die ihm unterthänig waren, einen einzigen Knaben freiließ. Ich schloß mit der Bitte, persönlich beim Grafen erscheinen zu dürfen, um ihm meine Angelegenheit im einzelnen mündlich auseinanderzusetzen.

Aber Graf Scheremetjew war, wie ich in der Folge erfuhr, äußerst beschränkt. Er konnte sich durchaus nicht zu einer Gesinnung erheben, wie ich sie erwarten durfte, ohne mir gerade ideale Vorstellungen von ihm zu machen. Nicht einmal jenes einfache Anstandsgefühl kannte er, welches bei Leuten von Bildung und Stande bisweilen mit Erfolg für tüchtigere Geistes- und Herzenseigenschaften eintritt. Er hatte vielseitigen und guten Unterricht genossen, aber nichts gründlich gelernt. Es hieß immer, er sei ein guter Mensch. In Wirklichkeit war er weder gut noch böse; er war eine Null, und seine Dienstboten wie seine Kameraden, die Offiziere vom Chevaliergarderegiment, in welchem er diente, machten aus ihm, was sie wollten. Jene bestahlen ihn auf eine schamlose Weise; die Freunde thaten das gleiche, nur in anständigerer Form: sie verpraßten und verspielten ein unsinniges Geld und stellten ihn dazu an, ihre Schulden zu bezahlen.

Der Graf selbst war äußerst apathisch und nicht einmal fähig, seinen Reichtum zu genießen. Nur ein Fall persönlicher Verschwendungssucht ist von ihm bekannt. Er hatte ein Verhältnis zu der Tänzerin Istomin und das kostete ihn, wie man sagt, 300000 Rubel. Diese Summe wollte aber gar nichts bedeuten im Vergleich zu dem, was ihm seine nächste Umgebung abnahm. Endlich geriet sogar dies ungeheure Vermögen ins Wanken. Gerüchte davon drangen bis zu der hohen Gönnerin des Grafen und sie bestimmte ihn, irgend einen redlichen und klugen Verwalter mit der Leitung seiner Angelegenheiten zu betrauen. Ein solcher fand sich in der Person

des ehemaligen Professors am Lyceum von Zarskoje Selo, des späteren Direktors im Departement der fremden Konfessionen, Kunizyn. Die Wahl war eine glückliche, wie es sich zeigte. Der neue Vertrauensmann des Grafen bezahlte einen erheblichen Teil der Schulden, die auf dem Vermögen lasteten, und hemmte den Strom unsinniger Ausgaben. Leider verhinderte ihn der Tod, das so glücklich begonnene Werk zu Ende zu führen. Die Hauptsache war indessen gethan: das Vermögen des Grafen gerettet. Kunizyn ist außerdem als Gelehrter und durch seine öffentliche Wirksamkeit bekannt.

Zwei Monate vergingen; die Antwort auf meinen Brief blieb aus. Ich schrieb ein zweites Mal. Da erfolgte eine Resolution, die mir durch Vermittelung der Erbgutsverwaltung von Alexejewka unter dem 17. Januar 1821 zuging. Sie lautete niederschmetternd, kategorisch, wie ein Verhängnis: „Nicht zu berücksichtigen." Das war alles, was ich erreicht hatte.

Und so schien mein Geschick ein für allemal entschieden. Was blieb mir nun noch übrig, als zu verzweifeln? Aber ich hatte eben gar nichts andres von meinem Versuch erwartet. Der Mißerfolg betrübte mich, aber endgültig konnte er meine Hoffnungen nicht zu Boden schlagen. Ich war mir mit Stolz meiner Menschenwürde bewußt; es wollte mir nicht in den Sinn, daß ich wirklich verurteilt sein sollte, zeitlebens in der Gewalt eines andren, noch dazu eines geistig und sittlich nichtigen Menschen zu bleiben. Der gegenwärtige Mißerfolg, flüsterte mir eine innere Stimme zu, ist nicht das letzte Wort meines Schicksals, er kann es nicht sein und somit ist es auch noch nicht an der Zeit, den äußersten Schritt zu thun, um demselben zu entrinnen. Mit aller Kraft klammere ich mich jetzt an meine zweite Devise: „Weisheit bedeutet Geduld". Dulden will ich, bis ich alle Hoffnung eingebüßt habe, bis mein Glaube völlig erschöpft ist ...

Von solchen Gedanken bewegt, ging ich dahin wie ein Nachtwandler; wachend und träumend hatte ich das Bild der Universität vor Augen — es war regelmäßig Petersburg —; aus dem Nebel, der mich umgab, schimmerte sie hervor als ein flammenstrahlender Tempel, in dem Friede und Wahrheit wohnen ...

Kein Wort jedoch, keine Gebärde verriet meine innere Pein, meine ehrgeizigen Wünsche. Anscheinend blieb ich der bescheidene Lehrer, ja ich that sogar, als hätte ich mich mit meinem wenig beneidenswerten Lose ausgesöhnt. Nur meinem Tagebuch vertraute ich mich an. Wenn ich es heute durchblättere, wie viele Spuren unterdrückter Thränen finde ich darin, zugleich jedoch, welch über-

quellende Lebenskraft, welch starken Glauben an den allendlichen Triumph des Guten und der Wahrheit! Wohl hat mir die rauhe Wirklichkeit diesen letzteren verkümmert, aber eben diese Wirklichkeit war es dann doch wieder, durch welche er mit der Zeit einen neuen, geläuterten Sinn für mich gewann — eine Beziehung nicht auf unsre irdischen Bedürfnisse, sondern auf jene ewigen, unwandelbaren Gesetze des Wahren und Guten, die jenseits dieses beschränkten Erdendaseins entspringen.

Meine Beschäftigungen gingen ihren Gang, meine Schule blühte, und die Gunst der Bürger von Ostrogoshsk besaß ich nach wie vor. Am meisten verkehrte ich bei Ferronski und im Hause der Dolshikows, bei Szepinski und Lissanewitsch. Sie betrachteten mich im vollen Sinne des Wortes als einen von den Ihren. Nicht minder freundlich behandelte mich Astaffjew, wenn er zur Stadt kam. Er brachte immer frisches Leben in unsern kleinen Kreis. Um jene Zeit hatte dieser ein neues Mitglied gewonnen, das nicht an letzter Stelle genannt zu werden verdient. Es war der kurz vorher zum Polizeimeister von Ostrogoshsk ernannte Gawrilo Iwanowitsch Tschekmarew. Er hatte einstmals in militärischen Diensten gestanden, auch an den Feldzügen teilgenommen; die tiefe Narbe von einem Säbelhiebe in seinem Gesicht zeugte noch davon. Doch war er schon geraume Zeit vor dem Jahre 1812 mit dem Rang eines Majors in den Ruhestand übergetreten.

Gawrilo Iwanowitsch war weltmännisch gebildet. Auf seine altadelige Herkunft that er sich etwas zu gute und nur zerrüttete Vermögensverhältnisse hatten ihn genötigt, ein so bescheidenes Amt zu übernehmen, wie das des Polizeimeisters in einer Kreisstadt. Weit schlimmer für ihn war übrigens ein andrer Kummer — die Krankheit seiner heißgeliebten Frau. Die Tschekmarews hatten zwei Kinder: der ältere, der siebenjährige Wanja, trat alsbald in die Reihe meiner Schüler ein.

Auffallend war bei Gawrilo Iwanowitsch eine Eigentümlichkeit, die fast ans Unwahrscheinliche grenzte: er nahm nämlich in seiner Stellung als Polizeimeister, noch dazu in einer ansehnlichen und reichen Stadt, keine Bestechungen an. Dabei bezog er im ganzen 300 Rubel Gehalt und irgend welche mikroskopisch kleine Einkünfte von seinem verfallenen Stammessitz im Tambowschen. Da wäre es hart für ihn gewesen, sich nach der Decke strecken zu müssen, aber die unvergleichliche Bürgerschaft von Ostrogoshsk kam auch ihm zu Hilfe. Sie wußte die eifrigen und uneigennützigen Dienste Tschekmarews zu schätzen und gab ihm zu seinem Amtsgehalt noch

einen festen Zuschuß aus eigenen Mitteln, natürlich ohne alle offiziellen Formalitäten. So zeigte sich die Stadt ihres Polizeimeisters wert; beide lebten in enger Freundschaft und wetteiferten, einander zu dienen.

Auch bei Tschekmarews fand ich warme Aufnahme. Anfangs besuchte ich sein Haus in meiner Eigenschaft als Lehrer; bald aber wurde ich dort von allen verzogen und verwöhnt. Der Polizeimeister selbst, seine Frau und seine Kinder betrachteten mich wie einen Verwandten. Ich lebte ein paar Schritt weit von ihnen und wußte kaum zu sagen, wo ich heimischer war, in ihrer Wohnung oder in meiner eigenen.

Vor der Ernennung Tschekmarews hatte sich folgendes bei uns zugetragen. Sein Vorgänger als Polizeimeister von Ostrogoshsk war Grigori Nikolajewitsch Glinka, ebenfalls ein verabschiedeter Militär, ein Mann von unbändiger Gemütsart. Gedeckt durch seine namhafteren Brüder, Feodor und Sergej Glinka, ging er ganz rücksichtslos mit den kleinen und unbemittelten Bürgern um und erlaubte sich durch Drohung und Gewaltthat unbarmherzige Erpressungen. Zu guter Letzt hat er dann einen Theil der Stadt eingeäschert. Das ging so zu. Er gedachte von einem Bürger, dem Besitzer einer armseligen Baracke, eine tüchtige Summe herauszuschinden und halste ihm zu dem Ende bei der Einquartierung die Regimentsbäckerei auf. Das kleine Haus war nämlich von Holz und mit Schilfrohr gedeckt, dabei im Mittelpunkt der Stadt gelegen, und für die Bäckerei mußten nun die Oefen fortwährend stark geheizt werden. Gesetzlich war es geradezu verboten, die Bäckereien in dicht bevölkerten Stadtteilen unterzubringen. Aber was kümmerte das Gesetz unsren forschen Polizeimeister!

Es war im Sommer und nach anhaltender Dürre. Das Feuer im Ofen erlosch nicht mehr. Der arme Hausinhaber war in steter Aufregung; platzte der Ofen, so war es um ihn und seine Nachbarn geschehen, und das stand jeden Augenblick zu befürchten. Unter Thränen flehte er den Polizeimeister an, die Bäckerei in eine minder gefährdete Gegend zu verlegen. Der zeigte sich auch nicht abgeneigt, forderte dem unbemittelten Besitzer aber eine Summe ab, die dieser schlechterdings nicht aufzubringen vermochte. Der Ofen, der von Tag zu Tag immer stärker überhitzt wurde, hielt schließlich nicht mehr stand, und nun brach wirklich Feuer in der Bäckerei aus. Es war mitten im Sommer, an einem schwülen, aber windigen Tage. Im Nu hatten die Flammen die benachbarten Gebäude ergriffen und unaufhaltsam wälzten sie sich die Straßen der Stadt hinab.

Unsre Löschvorrichtungen beschränkten sich auf vier schadhafte Schläuche. Die Einwohner hatten keine Mittel, das Feuer zu dämpfen, welches schließlich über dreihundert Häuser in den besten Straßen der Stadt vernichtete. Ein gutes Dritteil von Ostrogoshsk war in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus dem es sich — wenigstens so lange ich da war — nicht wieder zu erheben vermochte. Das Haus, in dem ich wohnte, blieb glücklicherweise verschont; aber ein tüchtiger Schrecken war auch uns in die Glieder gefahren und ganz ohne Verlust kamen wir nicht davon.

Allzu offenkundig war das Verbrechen des Polizeimeisters, als daß man es hätte vertuschen können; aber er muß in der That einflußreiche Gönner gehabt haben, denn man ließ ihn ganz frei ausgehen; er wurde nur in eine andre Stadt, nach Bobrow, versetzt, wieder als Polizeimeister. Eben damals kam Tschekmarew zu uns. Wir gewannen bei dem Tausch, nicht so die Bobrowzer, die recht eigentlich für andre die Zeche zu bezahlen hatten. Muß man dabei nicht unwillkürlich an Krylows Fabel von dem Hecht denken, den die Richter für seine Missethaten verurteilten, im Flusse ertränkt zu werden?

Ein rechter Trost waren mir in dieser Zeit die Briefe, die ich regelmäßig von den Freunden in Tschugujew erhielt. Sie waren so verständig und freundlich geschrieben, es sprach so warme Teilnahme an meinem Ergehen daraus, daß ich die Empfangstage immer wie ein wahres Fest beging. Aber diese Briefe hatten noch eine andre Bedeutung für mich: all mein Sinnen blieb darauf gerichtet, wie ich in die Kreise zurückkehren könnte, denen ich entrissen war, — hier war gleichsam eine Kette, die mich mit denselben verband. Indessen auch dies Band sollte bald zerreißen. Meine Freunde wurden von einem Schlage betroffen, der zugleich meinen Beziehungen zu ihnen ein Ende bereitete.

Gegen Ende Juni 1821 erhielt ich einen Brief von Anna Michailowna mit der traurigen Nachricht, daß ihr Bruder, Dimitri Michailowitsch, irrsinnig geworden sei. „Wehe über uns Verwaiste," schrieb sie, „der, von dem unser aller Geschick abhing, ganz besonders aber mein eigenes und dasjenige Ljuljas, hat den Verstand völlig verloren und wir müssen ihn nun schon halb zu den Toten rechnen ... Ich bin's nachgerade gewohnt, Kummer zu haben," fuhr sie fort, „aber dieses Unglück hat mir alle Besinnung geraubt. Ich kann nur von einem zum andern gehen und fragen, was ich, die arme Verwaiste, jetzt thun soll." Darauf folgten allerhand Einzelheiten; der Kaiser habe Dimitri Michailowitsch den Titel als

Divisionskommandeur gelassen, dazu sein volles Gehalt nebst den Tafelgeldern. Die ganze Familie reise nach Kiew, um von dort zur Kur nach Karlsbad zu gehen. Laconté schrieb ebenfalls darüber. Die Seltsamkeiten des Generals, deren auch ich schon Zeuge gewesen, hatte man in seiner Umgebung noch ziemlich lange für Ueberreizung infolge angestrengter dienstlicher Thätigkeit gehalten. In Wirklichkeit waren es die unheilverkündenden Vorboten des Wahnsinns. Nun erklärte sich alles aus dem maßlosen Ehrgeiz des Generals, dem inneren Zwiespalt, in welchen er dadurch geraten war. Ich glaube kaum, daß das Araktschejewsche System der Militärkolonien ihm innerlich wirklich zusagte. Aber die Begierde, sich hervorzuthun — koste es, was es wolle — zwang ihn, gegen seine Ueberzeugung zu handeln und nicht auf die Eingebungen seines erleuchteten Verstandes, seines edlen Herzens zu achten. Daher jenes Schwanken, jene Unzufriedenheit mit sich selbst, mit seiner Umgebung und schließlich die Katastrophe. Läßt sich indessen alles dies nicht weit einfacher erklären, und zwar aus einem erblichen Uebel, dem schon sein leiblicher Bruder früher zum Opfer gefallen war? Wie dem auch sein mag — jedenfalls ging mit Dimitri Michailowitsch Jusephowitsch eine hochbegabte Persönlichkeit zu Grunde, die einer eingehenderen und unbefangeneren Würdigung wert wäre. Wie ich persönlich zu ihm stand, kann ich nur mit Dankbarkeit seiner gedenken. Er hatte nicht lange zu leiden und starb schon auf der Reise nach Karlsbad.

Von Anna Michailowna erhielt ich noch zwei bis drei Briefe aus Ssotnikowka, dem Gut des verstorbenen Generals im Gouvernement Poltawa. Auch der junge Jusephowitsch und Laconté schrieben mir noch ein oder zwei Mal; dann verstummten sie. Gegenwärtig weiß ich nichts von ihnen. Aber wo sie auch weilen mögen — unter den Lebenden oder den Toten —, für mich bleiben sie mit die besten Menschen, die ich je gekannt, die besten Freunde, die ich je gehabt habe.

18.

Das Morgenrot der Freiheit.

Das Jahr 1821 war vergangen; das nächstfolgende ging auch schon zur Rüste. Ich hatte mein 18. Lebensjahr zurückgelegt und meine Lage war immer noch die gleiche. Nichts deutete auch nur darauf hin, daß jemals ein Umschwung eintreten könnte. Inzwischen reifte in aller Stille eine Entscheidung, die mich meinem Ziel näher bringen sollte.

In den zwanziger Jahren wurden in Rußland fast allerorten Bibelgesellschaften gegründet. Sie machten es sich zur Aufgabe, die Bücher der heiligen Schrift, vornehmlich das Evangelium zu verbreiten. Um diese Zeit wurde das ganze Neue Testament ins Russische übersetzt, aus dem Alten der Psalter, und beides mit dem slavonischen Grundtext zusammen herausgegeben.

Die Gründung der Bibelgesellschaften fiel bei uns mit einem politischen Ereignis zusammen, oder richtiger: sie wurden durch ein solches ins Leben gerufen. Man sah in ihnen eine wirksame Waffe für einseitige Bestrebungen. Nach dem Sturze Napoleons hatten die drei Herrscher von Preußen, Oesterreich und Rußland in Europa bekanntlich die sogenannte heilige Allianz geschlossen. Als Vorwand diente die Absicht, das Wohl der Völker dauernd zu sichern; die drei Herrscher seien fest entschlossen, im Geiste christlicher Brüderlichkeit zu regieren. Der wirkliche und geheime Zweck war ein ganz anderer.

Die Allianz, eine Schöpfung Metternichs, zielte darauf ab, den Ideen entgegenzuwirken, welche die französische Revolution wachgerufen hatte, d. h. die freiheitliche Bewegung der großen Massen zu paralysieren, die auf Einschränkung der feudalen Willkür, auf Feststellung des großen Grundsatzes hinauslief, daß nicht die Völker um der Regenten, sondern die Regenten um der Völker willen da sind. In Bezug auf die Mittel war die Allianz nicht wählerisch; sie rief auch die Religion zu Hilfe oder — streng genommen — nur einen Ausdruck derselben, der ihr gerade in den Kram paßte, die Predigt nämlich von der Demut und vom Gehorsam. Sie umging den Gedanken der brüderlichen Gleichheit, welcher den wesentlichen Kern der Lehre Christi bildet, und hielt sich unredlicherweise bloß an den Buchstaben gewisser Wahrheiten, deren Sinn stets nach Willkür entstellt werden kann, wenn man sie aus dem Zu-

sammenhang reißt. So haben es die Obscuranten aller Zeiten gemacht. Sie bedienten sich der Religion als eines Mittels, die Geister abzustumpfen, um sie aller Initiative zu berauben, sie in den Staub zu treten. ... Man denke nur daran, wie die Päpste gehandelt haben und wie die französischen Klerikalen und Ultramontanen bis auf den heutigen Tag handeln. Und sind nicht auch uns die Zeiten eines Runitsch und Magnitzki noch in frischem Andenken?

Kaiser Alexander I. war ein Mann von redlichen Absichten und vornehmer Gesinnung, es fehlte ihm jedoch an tieferer Einsicht und entschiedenem Wollen. Männer dieser Art sind stets aufrichtig für das Gute empfänglich, auch bereit es zu thun, solange ihnen das Glück lächelt. Türmen sich ihnen aber Schwierigkeiten entgegen — und das ist unvermeidlich, so kommen sie aus der Fassung, verlieren den Mut und bereuen ihre früheren großgedachten und heilsamen Entwürfe. Ihr Beruf fordert große Thaten von ihnen — und das Organ, kraft dessen solche allein vollbracht werden — Charakter — ist ihnen versagt. Solche Menschen bleiben stets unselbständig und sind ganz brauchbar, so lange die Dinge ihren geordneten Gang gehen: aber für verantwortliche Stellungen, wo es die Geschicke der Völker zu entscheiden und Begebenheiten zu leiten gilt, von denen das Wohl ganzer Gemeinschaften abhängt, eignen sie sich nicht.

Es ist bekannt, wie die Stimmung Kaiser Alexander Pawlowitschs umschlug, nachdem seine ersten liberalen Anläufe mißglückt waren. Sogar seine Liebe zu Rußland erkaltete, sobald es sich gezeigt hatte, daß Roheit der Sitten, Unwissenheit und Mißstände der Verwaltung hier nicht so schnell zu beseitigen waren, wie er es mit seinen gut gemeinten aber oberflächlichen Entwürfen gewünscht hätte. Er verzichtete auf die Reformen, deren Notwendigkeit und Nutzen er früher selbst anerkannt hatte, verzichtete deshalb darauf, weil sie eine zielbewußte und entschlossene Politik erforderten, die sich weder durch Schwierigkeiten noch durch anfängliche Mißerfolge beirren ließ. Indem er nun der heiligen Allianz beitrat, glaubte er ganz naiv, daß es genüge, die hohen christlichen Wahrheiten zu verkündigen; die Menschen würden dann von selbst gut, wahrheits- und friedliebend werden, in Eintracht und Achtung vor dem Gesetz zusammenleben, — die Beamten von selbst aufhören, den Staat und das Volk zu berauben. Freilich meinte er es ehrlicher als Metternich; er war sich wenigstens nicht bewußt, daß die Religion zu einem Werkzeug politischer Intriguen gemacht wurde. Nur

betrachtete er sie eben mit wunderlicher Selbstgefälligkeit wie eine persönliche Verbündete, die den Keim der Sittlichkeit in die Menschen lege, um ihm das Regieren zu erleichtern. Das war der Grund, weshalb er den aufkommenden Bibelgesellschaften so wohlwollend gegenüberstand, und sie sogar zu der Thätigkeit ermunterte, die sie unter der Leitung ihres Hauptbegründers, des Fürsten Alexander Nikolajewitsch Golizyn, entfalteten.

Sieht man jedoch von jenen heimtückischen Gedanken ab, so läßt sich nicht leugnen, daß die Idee, welche den Bibelgesellschaften zu Grunde lag, an sich eine sympathische war. Das Streben, die Masse des Volkes sittlich zu heben, führte mittelbar dazu, daß die Kenntnis des Lesens und Schreibens sich mehr und mehr verbreitete. Daher die Teilnahme und die thatkräftige Unterstützung, welche diese Gesellschaften bei aufgeklärten Leuten aller Stände fanden. In Rußland wurden immerfort neue Abteilungen derselben eröffnet, die sich „Mitgenossenschaften" nannten, während Fürst A. N. Golizyn von Petersburg aus das Ganze leitete.

Eine so intelligente Stadt wie Ostrogoshsk wollte selbstverständlich nicht hinter den andern zurückbleiben. In unsrer Gegend waren es reiche Gutsbesitzer, welche den ersten Anstoß gaben. Die Sache kam bald in Fluß, denn wohlhabende Bürger schlossen sich jenen aus freien Stücken an und die Summe, die zur Eröffnung einer neuen Genossenschaft erforderlich war, hatte man bald beisammen. Die Eröffnung selbst fand gegen Ende des Jahres 1822 statt. Zum Vorsitzenden wurde Wladimir Iwanowitsch Astaffjew gewählt und zum Sekretär kein andrer, als ich.

Das bedeutete eine große Ehre für mich; hatte ich doch nicht den mindesten Anspruch darauf, weder durch meinen Stand noch durch Alter oder Vermögen. Gar manche angesehenere Mitglieder der Genossenschaft, selbst Leute in Amt und Würden, hätten diese Pflichten mit Freuden übernommen und sich geschmeichelt gefühlt, wenn die Wahl auf sie gefallen wäre. Materielle Vorteile brachte das Amt des Sekretärs allerdings nicht, da es unbesoldet war. Aber es beteiligten sich so auserlesene Männer an der Genossenschaft, daß die Rolle, die unter ihnen dem Sekretär zufiel, manchen ehrgeizigen Provinzialen immerhin als etwas Hervorragendes erscheinen konnte.

Eben in dieser Auszeichnung erblickten ich und alle, die mir nahe standen, die wesentliche Bedeutung des Vorganges. Niemand ahnte, daß die Hauptsache noch bevorstand, und daß dies nur der erste Schritt dazu war.

Ich machte mich mit Eifer an die Erfüllung meiner neuen Pflichten. Meiner damaligen Geistesverfassung hätte nichts so zusagen können. Alle meine Ideale beruhten auf der Idee der Sittlichkeit und ich konnte mir nichts höheres vorstellen, als meine Kräfte in den Dienst derselben zu stellen. In Gedanken lebte ich noch immer unter den Helden Plutarchs, und das einzige Licht, welches meinem Herzen leuchtete, waren die Wahrheiten und tröstlichen Verheißungen des Evangeliums. Meine ausschweifende Einbildungskraft trug mich wieder einmal über alle Schranken des Wirklichen hinaus. Die Wirksamkeit der Genossenschaft gewann in meinen Augen das Ansehen einer bürgerlichen Großthat und ich, den man zur Teilnahme daran zugelassen hatte — ich wollte dies Vertrauen rechtfertigen und war nahe daran, mir selbst die Weihe des Heldentums zu erteilen. Meine Schwärmerei für das in Wirklichkeit sehr bescheidene Unternehmen setzte diesmal niemanden in Erstaunen. Wir einfältigen Provinzialen sahen darin alle miteinander nur die Zwecke und Absichten, die uns selbst beseelten, und trösteten uns in Ermangelung wirklicher Leistungen mit eingebildeten Heldenthaten.

Noch über ein Jahr verging mir unter dieser neuen Beschäftigung und bei meiner bisherigen Thätigkeit als Lehrer. Dann kam aber der 27. Januar 1824, für mich ein ewig denkwürdiger Tag. An diesem Tage fand die erste allgemeine Versammlung unsrer Genossenschaft statt. Alles sollte so feierlich wie möglich zugehen. Viele Gutsbesitzer des Bezirkes hatten sich eingefunden. Im Sitzungssaale versammelten sich die Ehrenbürger und alle Spitzen der Behörden. Ich hatte eigens zu diesem Anlaß einen Rechenschaftsbericht über die Geldmittel und die Thätigkeit der Genossenschaft zusammengestellt und trat damit vor die Versammlung; zum Schluß las ich dann eine selbstverfaßte Rede vor. Ich sprach von der hohen Bedeutung der religiösen Wahrheiten, die das Evangelium uns zugänglich mache, von ihrem segensreichen Einfluß auf das sittliche Leben der einzelnen, wie der Gesellschaft und streifte schließlich den Nutzen, den die vereinten Bemühungen aufgeklärter Bürger durch Verbreitung der heiligen Schriften in diesem Sinne stiften könnten.

Ich sprach aufrichtig, hingerissen und mit jugendlichem Feuer; heute will es mir scheinen, daß eben dies das einzig Wertvolle an meiner Rede war. Es bestach die Zuhörer, die außerdem in ihrer Mehrzahl freundschaftliche Gesinnungen für mich hegten. Ein Sturm der Begeisterung brach los und mir wurde geradezu eine Ovation

dargebracht. Die Versammlung beschloß einstimmig, meine Rede dem ersten Vorsitzenden der Bibelgesellschaft in Rußland, dem Minister der geistlichen Angelegenheiten und der Volksaufklärung, Fürsten A. N. Golizyn zuzustellen und die Erlaubnis zum Druck derselben nachzusuchen.

Ich weiß nicht, ob meine Freunde sich irgend etwas für mich davon versprachen, indem sie dieses Uebereinkommen trafen. Jedenfalls übte es auf mich die Wirkung eines belebenden Sonnenstrahles. Das Gefühl stahl sich mir ins Herz, daß eine ungewöhnliche Wendung in meinem Geschick nahe bevorstehe. „Jetzt oder nie," dachte ich, „wenn diese Begebenheit keine weiteren Folgen hat, so ist alles zu Ende." Vor Aufregung verlor ich Schlaf und Appetit, irrte umher wie ein Schatten und konnte nirgends Ruhe finden.

Ein Monat ging darüber hin. Dann kam ein Brief vom Fürsten Golizyn auf den Namen Astaffjews an. Der Fürst schrieb, er habe die ihm zugesandte Rede mit großer Befriedigung gelesen; sie zeuge nicht bloß von Gelehrsamkeit und Talent, sondern auch von der edlen Denkart des Verfassers. Der Fürst äußerte zugleich den Wunsch, man möge ihm Auskunft darüber erteilen: „Wer der Verfasser der Rede sei, welchem Stande derselbe angehöre, wie alt er sei und ob er Familie habe." Die Genossenschaft beeilte sich, alle diese Fragen eingehend zu beantworten.

Ein hochgestellter Mann, der über die Mittel verfügt, Gutes zu thun, kann sich leicht in die Lage eines armen Schluckers hineindenken, der ihm unter die Augen kommt, und ihm vorübergehend einmal beistehen. Viel Beharrlichkeit im Guten, viel Charakter gehört hingegen dazu, einem geknechteten Menschen die Hand hilfreich entgegenzustrecken mit der festen Absicht ihn für immer aus tiefster unverdienter Schmach herauszuziehen. Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn war ein wahrhaft guter und edler Mann. Mein Fall schien ihm der Beachtung wert und er verschmähte es nicht, sich damit zu befassen, obgleich er von weit dringenderen Regierungsgeschäften und persönlichen Angelegenheiten stark in Anspruch genommen war. Und zwar mußte er sich unverzüglich damit befassen, sich fortlaufend deswegen bemühen. Mit einer flüchtigen, großmütigen Aufwallung ließ sich hier gar nichts ausrichten. Aber der Fürst gehörte nicht zu denen, deren Eifer leicht erkaltet und die sich mit teilnehmenden Redensarten begnügen. Sobald er die gewünschte Auskunft erhalten hatte, wandte er sich unmittelbar an Graf Scheremetjew. In schmeichelhaften Ausdrücken sprach er von meinen Fähigkeiten und bestand auf der Notwendigkeit, dieselben

gehörig auszubilden, um sie im Dienst der Gemeinschaft zu verwerten. Gleichzeitig schrieb der Fürst abermals an Astaffjew und benachrichtigte ihn, daß er meinetwegen persönlich mit dem Grafen in Verbindung getreten sei.

Bis in den April hinein zogen sich diese Unterhandlungen, gegenseitigen Erkundigungen und Erklärungen. Der Monat ging schon zu Ende — da wurde ich nach Petersburg berufen! Das Reisegeld sollte ich aus Alexejewka erhalten. Eine bestimmte Summe war nicht genannt, und es hing von mir ab, was ich fordern wollte. Im gräflichen Comptoir riet man mir, möglichst ausgiebigen Gebrauch von diesem Recht zu machen und damit auch meine Mutter für meine Abreise schadlos zu halten. Sonderbare Menschen! Es wollte ihnen nicht in den Sinn, daß wir die Freiheit und nichts als die Freiheit suchten. Gräfliche Gnadenerweise hätten wir ebenso drückend empfunden, wie seine Gewalt. Aber das ist eben der entsittlichende Einfluß der Sklaverei: Lange Zeit hindurch hielt man es bei uns gar nicht einmal für eine Schande, die Grundherren und den Staat zu bestehlen.

Mit Blitzesschnelle durchflog die Kunde von meiner Berufung nach Petersburg ganz Ostrogoshsk und verursachte eine Bewegung, als wenn es sich um die wichtigste städtische Angelegenheit gehandelt hätte. Von guten Freunden und persönlichen Bekannten will ich nicht reden, aber auch diejenigen, die nur von mir gehört hatten, freuten sich wie für ein leibliches Kind und verhießen mir im voraus volles Gelingen. Niemand dachte auch nur daran, mich zurückzuhalten oder mir Leichtfertigkeit vorzuwerfen, wie bei meiner Abreise nach Jelez: im Gegenteil, man trieb mich an, keine Zeit zu verlieren, das Eisen zu schmieden solange es heiß sei und schleunigst abzureisen.

Und ich selbst? Es ist nicht leicht, die widersprechenden Empfindungen in Worte zu fassen, die mit einemmal auf mich einstürmten. Der Tag, auf den ich so lange geharrt hatte — er brach nun an. Ich sah die Woge heranrollen, die mich emporheben und mit sich forttragen sollte in jene ersehnte, aber unbekannte Welt, die sich weit und schrankenlos vor meinen Blicken aufthat. Ich dünkte mich gleichsam einen Kopf größer und empfand eine stolze Freude. Zugleich jedoch drängte sich mir die beängstigende Frage auf: Was nun? Graf Scheremetjew war kleinlich gesinnt und hatte das mir gegenüber schon bekundet. Sollte die hochherzige Teilnahme Eindruck auf ihn machen, die mir andre widmen! Und endlich, mein Gönner selbst — wird er die Energie besitzen, mir

die Freiheit zu erobern ungeachtet aller Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen er dabei zu kämpfen hat?

Solche und ähnliche Zweifel setzten mir bisweilen arg zu. Mit dem Leichtsinn der Jugend verscheuchte ich sie freilich alsbald wieder. „Zunächst — so suchte ich mich zu beschwichtigen — kommt es nur darauf an, nach Petersburg zu gelangen; in solch' einer Stadt machen die Menschen ja auf alle möglichen Arten ihr Glück. Dort leuchtet jetzt mein Stern und nicht umsonst lockt er mich dahin. Und plötzlich waren dann Freude und Zweifel, Hoffnungen und Befürchtungen wie verschlungen von dem überwältigenden Trennungsschmerz; hieß es doch scheiden von allem, was bisher den ganzen Reiz und Inhalt meines Lebens gebildet hatte. In solchen Augenblicken eines schneidenden Wehs hatte ich die egoistische Freude reichlich zu büßen, die mich zu andern Zeiten himmelhoch jauchzen ließ. Es ist mir noch erinnerlich, wie ich in einer der Abschiedsgesellschaften, die mir zu Ehren gegeben wurden, unter dem Ansturm all' dieser Empfindungen buchstäblich zusammenbrach. Die nächsten Freunde hatten sich eines Abends bei den Ferronskis versammelt. Sie waren ganz vertieft in ein eifriges Gespräch über die neuen Verhältnisse, denen ich entgegenging und malten sich die Zukunft, die mir ihrer Meinung nach in Petersburg bevorstand, in glänzenden Farben aus. Schweigend hörte ich ihren gutgemeinten Reden zu. Es wurde mir heiß und kalt dabei und plötzlich brach ich dann in einen Strom von Thränen aus. Schluchzen erstickte meine Stimme. Das Gespräch verstummte, niemand machte einen Versuch, mir Trost zuzusprechen. Unwillkürlich empfand jeder, was mich in diesem Augenblick bewegte, da alles, was mir bisher teuer gewesen, bald unwiederbringlich und auf immer im Dämmer der Vergangenheit versinken sollte, während vor mir nur ein schwacher Schimmer das Morgenrot einer ungewissen Zukunft ankündigte.

Dazu drückte mich der Gedanke an meine arme Mutter und die hilflosen Kleinen, meine Geschwister. Das Bewußtsein, daß ich ihre einzige Stütze war, ließ mir keine Ruhe. Es gab Augenblicke, wo ich das Gefühl hatte, als verletzte ich die heiligsten Pflichten der Kindesliebe, wenn ich fortging. Ich vermochte keinen vernünftigen Gedanken zu fassen nnd war ganz außer mir vor Verzweiflung. Zuletzt entschloß ich mich, alles, was mir Unruhe und Bedenken erregte, dem Pater Ssimeon Szepinski zu vertrauen. Er hörte mich geduldig an und sagte dann mit jenem Ernste, der seine stattliche Erscheinung so gut kleidete: „Mein lieber Alexander, deine Gefühle sind begreiflich und lobenswert, aber von der Bahn, auf

welche dein Geschick dich ruft, darfst du nicht abweichen. Vorwärts also und schaue nicht zurück. Wer irgend Großes beginnen will, der muß nicht bloß eigene Vorteile aufopfern, der muß auch dem eigenen Herzen Gewalt anthun können. Deine Mutter wird Gott behüten, wie er es gethan hat, als du noch zu klein warst, um für sie zu sorgen, vielmehr selbst der Gegenstand ihrer Sorgen warst. Wolltest du dir jetzt noch Gedanken machen über Dinge, die nicht Dein eigenes Vorwärtskommen betreffen, so wäre das nicht bloß ein Fehler, es wäre ein Verbrechen."

Diese Worte machten meinem Schwanken ein Ende, meinem Kummer freilich nicht.

Es wurden alle Vorbereitungen zu meiner Abreise getroffen; unterdessen sollte ich im Auftrage der Genossenschaft Erkundigungen über den Gang unsrer Angelegenheit innerhalb des ganzen Bezirkes einziehen. Das Ergebnis derselben hatte ich dann mit einem schriftlichen Bericht seitens der Genossenschaft dem Fürsten A. N. Golizyn persönlich vorzulegen.

So war es mir denn beschieden, noch einmal durch die ganze Gegend zu fahren, die ich so liebte, und eine lebendige Erinnerung an den gesegneten Süden in den fernen Norden mit fortzunehmen. Klar und still, von Frühlingsduft erfüllt waren diese letzten Apriltage des Jahres 1824. Selbstvergessen versenkte ich mich in den Anblick der anmutigen Ortschaften, die an den stillen Fluten des Don und der Kalitwa oder unweit derselben gelegen sind, horchte auf das Geplauder der gutherzigen Kleinrussen, die mich überall mit gewohnter Gastfreiheit und Freundlichkeit aufnahmen. Wußte ich doch, daß ich sie jedenfalls für lange Zeit, wenn nicht gar für immer, verließ. Besonders eindrücklich ist mir die Aufnahme im Hause des Großgrundbesitzers Lazarew-Stanischtschew, der mich geradezu königlich bewirtete, und nicht minder der Aufenthalt in dem bescheidenen Heim eines jungen und gebildeten kalitwinschen Priesters; die Unterhaltung mit demselben war für mich eine rechte Seelenspeise.

Ganz erfrischt von dem Ausflug, den die Vorsorge der Freunde für mich ausgedacht hatte, kehrte ich nach Ostrogoshsk zurück und konnte den bevorstehenden Veränderungen nun weit gefaßter entgegensehen.

Die letzte Woche in Ostrogoshsk verging mir in einem wahren Wirbel von Abschieds- und Geleitsfeierlichkeiten, bei denen mir die Freunde ihre Glück- und Segenswünsche aussprachen. Dann kam der Tag der Abreise. Von früh an bot meine Wohnung einen

belebten Anblick. Sie konnte die Menge derer nicht fassen, welche gekommen waren, mir ein letztes Mal die Hand zu drücken. In der Stube, im Vorhaus, auf der Straße drängten sich die Besucher, und zu der Kibitka*) war nicht durchzukommen, als ich heraustrat, um einzusteigen. Man ließ sie im Schritt vorausfahren, und ich folgte langsam mit meinen Hausgenossen, von einer bunten und lärmenden Menge umringt. Die Kibitka kam kaum vom Fleck und wurde noch dazu alle Augenblick angehalten: denn von Haus zu Haus sah man die Einwohner auf die Straße kommen, um mir in Säcken, Bündeln und Paketen, mit denen sie das Fuhrwerk beluden, allerlei Wegzehrung mitzugeben. Da gab es gebratenes Geflügel vom Küchel bis zu Gans und Puter, ganze Schinken, Pirogi**) in allen Größen und mit dem verschiedenartigsten Füllsel, Eingemachtes in Glasbüchsen, Flaschen mit Likör u. s. w. Einer zwängte eine großmächtige Flasche süßen Fruchtsaftes zwischen die Polster.

Da war der Schlagbaum von Woronesh; gleich dahinter beginnt die große Landstraße, die sich unabsehbar hinausdehnt. Ich weiß nicht mehr, wie ich in die Kibitka gelangte und die ersten Werst zurücklegte; ich war wie betäubt und völlig abwesend. Nur der letzte Zuruf meiner Mutter, eigentlich nur ein herzzerreißendes Stöhnen, klang fort und fort in meinen Ohren, und krampfhaft drückte ich das hölzerne Kreuzchen in den Händen, mit dem sie mich beim Scheiden noch gesegnet hatte....

Doch vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Die Räder knirschten, der Jamschtschik***) trieb die Pferde eifrig an. Plötzlich fuhr die Kibitka in eine Vertiefung; sie schnellte glücklich wieder heraus, aber der Ruck hatte mich von meinem Sitz geworfen, und da lag ich nun auf dem Boden des Fuhrwerks unter dem Haufen von Provisionen, mit denen man es vollgestopft hatte. Die große Flasche, die so schlau zwischen die Polster versteckt war, flog klirrend heraus, und ein ganzer Strom von dem roten süßen Fruchtsaft ergoß sich über mich. Ich mußte mich abtrocknen, den Sitz säubern, und über diesen kleinen Sorgen kam ich wieder zur Besinnung.

Ich blickte hinaus. Mein liebes Ostrogoshsk war den Blicken schon entschwunden. Aber nichts wäre im stande, mir das Andenken

*) Halbverdecktes Reisefuhrwerk.
**) Pasteten.
***) Fuhrmann.

daran zu verwischen. Das Gute, das ich dort erfahren habe, bildet fortan die Grundlage für mein ganzes Verhalten zu den Menschen. Mögen sie künftig immerhin Ränke gegen mich schmieden — den Glauben an das menschliche Herz, an seine Fähigkeit, zu lieben und edel zu empfinden, werde ich nimmermehr verlieren. Diesen Glauben haben mir meine Ostrogoshzer eingepflanzt, und er wird mir treu bleiben bis an mein Ende. —

19.

Petersburg. Im Kampf um die Freiheit.

In den ersten Tagen des Mai 1824 hatte ich Ostrogoshsk verlassen und am 24. traf ich in Petersburg ein. Ich benutzte die sogenannte langsame Post. Am ersten Tage gelangte ich nur bis Woronesh, wo ich Halt machen mußte, um mir ein Zeugnis über Beendigung des Kursus der Kreisschule ausstellen zu lassen. Nur etwa drei bis vier Stunden gedachte ich in Woronesh zu verweilen, und schließlich blieb ich einen vollen Tag. Meine ehemaligen Lehrer, Morosow, Grabowski und der staatliche Inspektor Ssokolowski, veranstalteten eine Abschiedsfeier für mich, die mir in ebenso freundlicher Erinnerung geblieben ist, wie die von Ostrogoshsk. Diese biederen Leute hielten meine Karriere schon für gesichert und freuten sich uneigennützig über diesen Erfolg, während sie selbst zeitlebens keinen gesehen hatten. Aber o weh! Auch die Kehrseite des menschlichen Herzens sollte ich auf der Stelle kennen lernen, sobald das Glück mir zu lächeln begann. Der Direktor des Gymnasiums von Woronesh, Bylinski, derselbe, der mich einst nicht über die Schwelle seines Hauses gelassen hatte, beeilte sich jetzt, mir seine Aufwartung zu machen; er hatte erfahren, daß ich „vom Minister selbst“ nach Petersburg berufen sei, wollte mir „seine Hochachtung bezeugen“ und mich ersuchen, „inmitten der Ehren und Vergnügungen, die in der Hauptstadt meiner warteten, auch ihn nicht zu vergessen“. Uebrigens wußte ich ihm auch dafür Dank: er gab mir ebendamit Gelegenheit, nicht ganz ohne Erfolg ein Wort für meinen guten alten Ferronski bei ihm einzulegen.

Ueber Jelez hinaus kannte ich die Gegend noch nicht. Hier berührte mich alles fremdartig, und zwar nicht immer angenehm.

Nach jedem Nachtquartier, ich möchte sagen von Station zu Station, hüllte ich mich dichter in meinen Mantel. Die Landschaft wurde von Tag zu Tag farbloser, und in demselben Maße verblaßten meine Zukunftsträume. Wie so kahl und mürrisch sah doch dies Land aus im Vergleich zu der Maienlust meiner südlichen Heimat! Das Gefühl der Vereinsamung wurde stärker und stärker; dazu kam eine entsetzliche Mattigkeit: die Wege waren überall grundschlecht, und der Knüppeldamm zwischen Moskau und Petersburg vollends konnte einem buchstäblich die Seele aus dem Leibe schütteln.

So zog ich denn keineswegs als der Siegesheld in Petersburg ein, der ich in den Augen meiner provinzialen Freunde und solcher Leute war, die es im Hinblick auf die Zukunft so eilig hatten, sich bei mir einzuschmeicheln. Meine Ankunft erfolgte gegen Abend. Ich begab mich geradeswegs in das Haus des Grafen Scheremetjew an der Fontanka. Dort sollte ich die Wohnräume der Kanzleibeamten teilen. Ich sage, Beamten, denn die Angestellten der gräflichen Kanzlei standen denjenigen des Staates in Bezug auf ihre Beschäftigung, ihren Rang und ihr Gehalt durchaus gleich. Mich brachte man in einer hübschen, sauberen Stube unter, welche von zwei Abteilungschefs bewohnt war. Ueberhaupt wurde ich höflich, ja warm empfangen, doch zugleich mit allen Anzeichen gespannter Neugierde. Durch den Briefwechsel des Fürsten Golizyn mit dem jungen Grafen wußte man hier schon von mir, und der weitere Verlauf meiner Angelegenheit interessierte die Leute. Den ganzen nächsten Tag ruhte ich aus und erschien dann in der Kanzlei, um mich den obersten Vorstehern derselben, den Expeditoren, wie sie auch genannt wurden, vorzustellen. Es gab ihrer zwei, Mamontow für die Finanzen und Dubow für die übrigen Zweige der gräflichen Güterverwaltung. Die Gesinnung, die das Verhalten der beiden mir gegenüber bestimmen würde, kam gleich hier schon zum Ausdruck. Die schlichte Herzlichkeit, mit der mir Mamontow entgegenkam, flößte mir von vornherein Zutrauen ein und ließ mich hoffen, daß er mir im Falle der Not beistehen werde. Dubow hingegen floß von süßlichen Liebenswürdigkeiten über, aber gleich seine ersten Worte verrieten feindselige Gesinnung.

Unbedingte Abhängigkeit von dem Willen eines andern — das war das Wesen jener widernatürlichen und unsittlichen Ordnung der Dinge, mit der ich jetzt in Kampf geriet; aber so handgreiflich und eindringlich war mir dieselbe wohl noch niemals zum Bewußtsein gekommen, wie in dem an sich geringfügigen Umstande, daß ich mich dem Fürsten Golizyn, auf dessen Ruf ich gekommen war,

nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis des Grafen Scheremetjew vorstellen durfte. Mamontow übernahm es, mir dieselbe zu erwirken.

Wie ein Käfer oder eine Ameise, so strebte ich über Haufen von Unrat dem Lichte zu; da erfolgte nun aber in den höchsten Sphären der Gesellschaft eine Umwälzung, welche auch die geringen Chancen auf Erfolg, die ich hatte, zu vernichten drohte. Ein Gerücht durchflog die Stadt, als wäre Fürst Golizyn infolge von Intriguen beim Kaiser in Ungnade gefallen. Es hieß, er sei gar nicht mehr Minister, man habe ihn zum Generaldirektor des Postwesens degradiert. In den Augen der Menge verlor er dadurch sehr an Bedeutung: dessen wurde ich gar bald inne.

Ich bemühte mich lange Zeit, den schlimmen Gerüchten nicht zu glauben. Das Haus des Fürsten an der Fontanka trug bisher die Aufschrift: „Der Minister der Volksaufklärung und der geistlichen Angelegenheiten"; in der Kanzlei versicherte man, dieselbe sei bereits durch eine neue — „der Generaldirektor des Postdepartements" — ersetzt. Mit eigenen Augen wollte ich mich davon überzeugen und — fand es wirklich bestätigt. Die goldenen Buchstaben der noch ganz frischen, augenscheinlich eben erst angebrachten Inschrift prallten mir mit verletzender Schärfe in die Augen, als ich an den Flußquai hinaustrat. Gott! nur ein Hungriger, dem das Stück Brot, welches er schon zum Munde führt, plötzlich entrissen wurde, könnte verstehen, welche Verzweiflung, welch ohnmächtige Wut sich meiner bemächtigte. Weshalb zögerte ich noch? Vor mir kräuselten sich die leichten Wellen der Fontanka so verlockend. . . . Mit übermenschlicher Anstrengung wandte ich die Augen ab und kehrte gesenkten Hauptes in meinen Winkel zurück. Es folgte eine entsetzliche, schlaflose Nacht. Ich warf mich umher wie im Fieber, und erst gegen Morgen hatte ich mich so weit gefaßt, daß ich zu dem Entschluß kam: Keinen entscheidenden Schritt zu thun, ehe ich aus dem Munde des Fürsten Golizyn selbst vernommen, ob er sich meiner noch annehmen könne und wolle.

Mamontow drang lange Zeit vergeblich in den Grafen, er möge mir erlauben, den Fürsten Golizyn aufzusuchen; er konnte es schließlich nur durchsetzen, indem er sich darauf berief, daß die Bibelgesellschaft von Ostrogoshsk mir Aufträge an denselben gegeben habe.

„Meinetwegen kann er gehen" — stieß der Graf zwischen den Zähnen hervor — und mit spöttischem Lächeln fügte er nach einer kurzen Pause hinzu: „Der Fürst hat jetzt wohl andres im Kopf."

Se. Durchlaucht legten eben an jedermann den Maßstab der eigenen armseligen Persönlichkeit an. Er konnte sich nicht vorstellen,

daß irgend jemand, am wenigsten ein in Ungnade gefallener Hofmann, menschlicheren Regungen zugänglich sei, als denen, welche ihn selbst beseelten. Aber er hatte sich verrechnet, und diesem Irrtum verdanke ich zum guten Teil meine Rettung.

Gern oder ungern — die Erlaubnis war erteilt und ich beeilte mich, Gebrauch davon zu machen. Fürst Golizyn weilte in Zarskoje Sselo, der Sommerresidenz des Hofes. Die Gerüchte über seine Ungnade traten eben um diese Zeit in milderer Form auf, als ursprünglich. Es hieß jetzt, die Verhältnisse hätten ihn zwar genötigt, das Ministerportefeuille niederzulegen; nichtsdestoweniger erfreue er sich jedoch nach wie vor der Gunst der allerhöchsten Herrschaften, und insbesondere der Kaiserin Maria Feodorowna.

Am 8. Juni 1824 bei Tagesanbruch fuhr ich nach Zarskoje Sselo ab. Die beschwichtigenden Nachrichten über die persönlichen Angelegenheiten des Fürsten waren auch zu mir gedrungen; nichtsdestoweniger befand ich mich in der äußersten Aufregung, und angesichts der großartigen kaiserlichen Residenz, inmitten eines Labyrinthes von Linden- und Eichenalleen fühlte sich der Provinziale vollends wie vernichtet. Ich kam mir schlechterdings hilflos und verlassen vor. Blaß und abgemagert, in meinem Anzug ostrogoshskischer Mache, glich ich einem verkommenen Seminaristen und keineswegs einem Kämpfer, der sein Leben für Ehre und Unabhängigkeit einsetzt.

Der Fürst bewohnte einen der Schloßpavillons; ich traf einen Wächter, der mir den Weg dorthin wies. Schüchtern betrat ich das Wartezimmer Sr. Durchlaucht. Dort hatte der Kammerdiener seinen Sitz — ein kleines, grauhaariges Männchen. So freundlich empfing er mich, so bereitwillig ging er, mich anzumelden, daß ich schon etwas erleichtert aufatmete. Zwei Minuten darauf war ich im Kabinett des Fürsten. Als richtiger Provinziale konnte ich mir einen Großen des Staates, einen Minister, nicht anders vorstellen, als im Glanz und in der Herrlichkeit seiner Würde, umgeben von allen Attributen erdrückender Vornehmheit. Und was erblicke ich? — einen Greis, klein von Wuchs wie der andre, in schlichtem grauem Ueberrock, feiner in Gesichtszügen und Manieren, aber nicht minder ehrwürdig und gutmütig von Aussehen, wie jener. Er warf mir einen forschenden Blick zu, lächelte verbindlich und lud mich durch eine Handbewegung ein, näher zu treten.

„Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," — begann er milde, — „aber die unverhoffte Berufung kam Ihnen gewiß recht störend. Ich dachte eben, daß ein Mann von Ihren Fähig-

keiten nicht in so kleinliche Verhältnisse gehöre, und da wollte ich Ihnen den Weg zu umfassenderer Wirksamkeit bahnen. Aber, wie steht es denn damit? Sie sind noch so jung, es heißt noch lernen."

„Durchlaucht!" — antwortete ich bewegt, — „all mein Sinnen und Trachten geht nur darauf, mir eine gediegene und gründliche Bildung anzueignen! ... Ich habe ja nur die Kreisschule durchgemacht."

„Aber sagen Sie, bitte," — begann er von neuem, — „wie haben Sie es denn bei Ihrer Jugend, bei Ihrer Mittellosigkeit angefangen, so viele Kenntnisse zu erwerben, solche Herrschaft über die Sprache zu erlangen?"

„Ich las alles, was mir in die Hände kam, machte mir Auszüge." ... Durch die Teilnahme des Fürsten ermutigt, schüttete ich mein ganzes Herz vor ihm aus. Vergessen war der Edelmann, der Würdenträger, ich sah nur den klugen, gütigen, erfahrenen Mann, der mir mit sichtlicher Sympathie zuhörte und bereit war, mir hilfreich die Hand zu bieten."

„In alledem," sagte er, als ich meine Berichte vollendet hatte, „ist die Hand Gottes zu erkennen. Sie müssen ihrem Winke folgen. Wir leben in einem unruhigen und bewegten Zeitalter und müssen alle nach Kräften zusammenwirken, wenn Heilsames erreicht werden soll. Begabte und aufgeklärte Männer sind dabei nicht zu entbehren. Diesen sollen Sie sich anschließen, aber erst dann, wenn Sie in Ihrem Denken und Wissen reifer geworden sind. Sie müssen durchaus studieren."

„Wie soll ich denn aber dazu gelangen in meiner Lage und ohne jede Vorbereitung? ..."

„Nun, das alles lassen Sie nur meine Sorge sein. Ich werde dem Grafen schreiben, er möge Sie freilassen und Ihnen zugleich die Mittel geben, Ihre Ausbildung zu vollenden. Vorläufig aber will ich Sie mit einem Manne bekannt machen, der ebenfalls lebhaften Anteil an Ihnen nimmt. Seien Sie treu im Gebet und guten Mutes!"

Er schrieb ein paar Zeilen, die er mir übergab. Dann rief er den freundlichen Kammerdiener und beauftragte ihn, mich zu Herrn Popow zu geleiten, der gleich nebenan wohnte.

Popow empfing mich wohlwollend, redete ein Langes und Breites darüber, wie gewogen Se. Durchlaucht mir sei, wie innige Teilnahme er selbst für mich empfinde. Aber wie verschieden war doch bei alledem das Benehmen der beiden! Was bei dem Fürsten so schlicht und herzlich herauskam, war bei Popow nur angenommene Liebenswürdigkeit. Er hatte etwas Trockenes und Kaltes, und all

seine freundschaftlichen Versicherungen klangen im Grunde doch falsch oder wenigstens gleichgültig. Kein Hauch jener vornehmen Milde, jener herzlichen Wärme, die aus jedem Wort, jeder Bewegung des Fürsten hervorleuchtete, belebte seine starren Gesichtszüge. Am unangenehmsten aber berührten mich seine Augen: glanz- und ausdruckslos hafteten sie fast immer am Boden, und unwillkürlich unterdrückte man jede Regung des Zutrauens, wenn man ihrem Blick begegnete. Ob Popow wirklich so beschaffen war — ich weiß es nicht, aber auf mich machte er einen abstoßenden Eindruck.

Hingegen fühlte ich mich durch die Unterredung mit dem Fürsten wie neu geboren. Ein Stein war mir vom Herzen gefallen. Munter und erhobenen Hauptes ging ich durch den Park, bei dessen Anblick mich in früherer Morgenstunde solche Bangigkeit beschlich. Jetzt hatte ich an allem meine Freude, an dem zarten ersten Grün der Bäume, den Gruppen blütenüberdeckter Fliederbüsche, dem See, auf dessen spiegelblanker Fläche die Schwäne majestätisch dahinglitten, den bunten Teppichbeeten vor dem Schloß. Auch die Rückfahrt nach Petersburg kam mir kürzer und angenehmer vor. Von neuen Hoffnungen belebt, betrachtete ich die Welt gleichsam durch ein Prisma. Der Tag war heiter, die Chaussee, auf der ich dahinfuhr, glatt wie ein Tischtuch. Vorüber ging's an Ackerfeldern, über denen ein zarter grüner Hauch lag, an sauberen Kolonistenhäusern, an buschigen Gruppen von Weiden und Birken. Die Luft, die kräftig nach frischem Laub duftete, war für Leib und Seele eine Erquickung. Bei aller Voreingenommenheit gegen die düstere nordische Natur gab ich mich ihrem Zauber doch ganz hin; es war eben einer jener wundervollen Tage, wie sie der Frühling uns Petersburgern nur selten schenkt.

Ich wähnte schon mit einem Fuße in der Universität zu stehen. Es zeigte sich aber bald, daß das Schicksal nicht gesonnen sei, mich durch leichte Erfolge zu verwöhnen. Fürst Golizyn hielt sein Versprechen; er schrieb dem Grafen einen Brief, worin er ihn von meinem Besuch benachrichtigte und mit beredten Worten um die Freiheit für mich bat. Das Schreiben blieb unbeantwortet. Der junge Lieutenant von der Chevaliergarde hielt es nicht für der Mühe wert, einem so achtungswerten Manne gegenüber auch nur die einfachste Höflichkeit zu beobachten; den Jahren nach hätte dieser sein Vater sein können, und in Anbetracht seiner Verdienste durfte er vollends eine aufmerksamere Behandlung erwarten.

Wieder zogen dunkle Wolken für mich am Horizonte herauf. Ich weiß nicht, wodurch ich einem der Vertrauten des Grafen, dem

oben genannten Dubow, solche Antipathie eingeflößt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte er sich dem Grafen dienstfertig erweisen, indem er ihm ein Mittel vorschlug, sich meiner auf gute Art zu entledigen. Es bestand darin, mich ohne weitere Umstände nach Alexejewka fortzuschaffen, mit dem strengen Verbot, mich künftig irgendwohin zu entfernen, oder mich im äußersten Falle als Schullehrer auf eines der Familiengüter bei Moskau zu senden. Sogar der Tag war schon festgesetzt, an dem es fortgehen sollte, aber vor mir wurde das alles sorgfältig geheim gehalten, da man mich überrumpeln wollte. Einer meiner Freunde in der Kanzlei warnte mich zum Glück noch beizeiten. In meiner Verzweiflung stürzte ich wieder zum Fürsten Golizyn: er war meine einzige Zuflucht. Da er um jene Zeit aus Zarskoje Sselo nach Kamenny Ostrow übergesiedelt war, so fiel es mir nicht schwer, zu ihm zu gelangen. Aber auf der Schwelle seines Hauses stieß ich auf ein neues, unerwartetes Hindernis.

„Durchlaucht haben eine Audienz beim Kaiser vor und empfangen heute niemand,“ entgegnete der Kammerdiener auf meine Erklärung, daß ich den Fürsten Alexander Nikolajewitsch zu sprechen wünsche.

Mein verstörtes Aussehen muß ihm jedoch aufgefallen sein, denn weniger entschieden fügte er gleich darauf hinzu: „Was fehlt Ihnen ... ist die Angelegenheit denn gar so dringend! Leidet sie gar keinen Aufschub?“

„Aufschieben? — alles wäre verloren!“ platzte ich heraus. „Ebenso gut könnte man mich totschlagen!“

Der gute Alte schüttelte den Kopf, zaudernd stand er da; endlich, eine entschlossene Gebärde — und er ging dennoch, mich anzumelden. Noch ehe ich recht zur Besinnung gekommen, wurde ich ins Kabinett gerufen.

„Durchlaucht!“ begann ich hastig und vor Aufregung zitternd, „mir droht furchtbares Unglück.“ ... Und ich erzählte ihm von meiner zufälligen Entdeckung.

Das Gesicht des Fürsten verfinsterte sich. Er schwieg einen Augenblick. „Beruhigen Sie sich,“ sagte er dann, „mein Wort darauf, daß ich alles thun will, was in meinen Kräften steht, um eine andre Entscheidung herbeizuführen. Sie zurückzuschicken wäre ganz unverantwortlich, denn erstens haben Sie Besseres verdient und zweitens haben wir Ihnen auch das, was Sie besaßen, genommen, indem wir Sie hierherkommen ließen. Auf der Stelle werde ich an den Grafen schreiben und,“ fügte er mit vielsagendem

Lächeln hinzu, „ich hoffe, daß er mich diesmal nicht ohne Antwort lassen soll.“

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß der Plan, mich nach Alexejewka oder sonst irgendwohin fortzuschaffen, aufgegeben sei. Statt dessen tauchte aber ein andrer auf, und diesmal geriet die ganze Kanzlei in Aufruhr — so groß war die Auszeichnung, die derselbe in den Augen der gräflichen Beamten für mich bedeutete. Es handelte sich um eine Vertrauensstellung bei dem Grafen — kurz und gut, ich sollte zu seinem Sekretär befördert werden. Ein Onkel des jungen Grafen, der General gleichen Namens, hatte diesen glänzenden Einfall gehabt und bestand hartnäckig darauf. Daß Fürst Golizyn eine so gute Meinung von mir hegte, daß er so warm für mich eingetreten war, hatte meinen Wert in den Augen der übermütigen Herren erhöht und sie nur in dem Verlangen bestärkt, mich nicht loszulassen. Der General übte bedeutenden Einfluß auf seinen Neffen und verfügte in den Angelegenheiten desselben, als wenn es seine eigenen wären.

Er gedachte mir die „dreisten Anmaßungen“ durch einen Machtspruch alle auszutreiben und forderte mich zu dem Zweck vor sich. Mit hochmütiger Herablassung wurde ich empfangen. Der General suchte mich zu überzeugen, daß ich gelehrt genug sei; ich brauchte gar nicht mehr zu lernen und würde weit besser fahren, wenn ich nicht über meinen Stand hinausstrebte.

„Man thut gut, in allem Maß zu halten,“ sagte er. „Zuviel ist überall vom Uebel, auch in der Bildung. Ich bin bereit, Ihr Glück zu machen,“ fügte er schließlich hinzu, „und rate Ihnen daher, sich in Ihren Wünschen einzuschränken. Der Graf will Sie als Sekretär in seinem Dienst behalten. Er braucht fähige Leute. Mit der Zeit wird er hohe Aemter bekleiden und Sie werden es bei ihm so gut haben, wie sonst nirgends. Was jedoch die Freiheit betrifft, so bin ich entschieden dagegen. Leute von Ihrer Art sind selten und man muß sie sich schätzen.“

Noch fester also schürzte sich der Knoten. Nun hieß es, man wolle sich nicht von mir trennen, man wisse mich zu schätzen, ich sei unentbehrlich. Fürst A. N. Golizyn, der dem Grafen einen Besuch abgestattet hatte, um sich meinetwegen mit ihm auszusprechen, bestätigte mir das ebenfalls. „Auf kurze Zeit wenigstens,“ hatte der General ihn gebeten, „möge ich als Sekretär bei dem jungen Grafen verbleiben.“

Das alles konnte mich selbstverständlich nur in meinem Entschluß bestärken: tot oder lebendig — aber frei mußte ich werden

aus dem Schraubstock, der mich einzwängte. Meine Freunde und Feinde in der Kanzlei regten sich ganz unnötigerweise auf. Worin sie eine Auszeichnung für mich sahen, die zu ihrem Vorteil oder Nachteil ausschlagen konnte, war in meinen Augen eine neue Erniedrigung. Es mochte freilich einträglich sein, einen kurzsichtigen Junker an der Nase herumzuführen, ihn auf Schritt und Tritt zu hintergehen — für mich hatte es keinen Reiz. Auf eigene Gefahr wollte ich leben und handeln. Auch Dubow und seine Sippschaft hatten nichts zu besorgen. Für die mir zugedachte Rolle war ich überhaupt nicht geschaffen; hätte ich mich aber unter dem Druck der Verhältnisse auch für eine Zeitlang dazu verstehen müssen, so wäre ich doch sicherlich nicht darauf ausgewesen, mich zu rächen. Sogar Dubow mußte sich in der Folge davon überzeugen. Fürs erste jedoch dachte er anders und suchte mir doppelt zu schaden. Er umgab mich mit Spähern und beobachtete auch selbst jeden meiner Schritte aufs Schärfste. Aber glücklicherweise hielten sich nur wenige zu ihm; mit Ausnahme derselben war die ganze Kanzlei, Mamontow an der Spitze, auf meiner Seite. Dem hatte ich es zu danken, wenn es mir gelang, die Wachsamkeit meiner Feinde zu täuschen.

Aus alledem ist ersichtlich, wie langsam die verhängnisvolle Frage „Sein oder Nichtsein" für mich zur Entscheidung kam. Die Schlinge um meinen Hals lockerte sich wohl zuweilen, aber gleich darauf zog sie sich wieder fester zusammen. Fürst Golizyn bemühte sich unablässig für mich. Von Zeit zu Zeit besuchte ich ihn, um über meine Angelegenheiten Bericht zu erstatten, und verließ ihn jedesmal in ermutigter Stimmung. Aber seine eigene Stellung war eine so schwankende, daß niedrig gesinnte Leute sich nicht mehr für verpflichtet hielten, ihm einen Gefallen zu erweisen. Uebrigens blieb die Kaiserin Maria Feodorowna ihm unwandelbar gewogen und zu ihr gedachte er im äußersten Falle seine Zuflucht zu nehmen. Bis dahin jedoch galt es, alle eigenen Mittel in Bewegung setzen.

In dieser Absicht beschloß ich, von den Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen, mit denen mich die guten Ostrogoshzer zum Abschied versehen hatten. Darunter war einer von Pater Ssimeon Szepinski an den wirklichen Staatsrat J. J. Martinow, seinen Kameraden von der geistlichen Akademie her. Doch waren wir beide sehr schnell miteinander fertig. Er hatte seinen alten Freund vergessen und gab mir das unzweideutig zu verstehen. So machte ich ihm meine Verbeugung und ging, um nicht wiederzukehren.

Ganz anders empfing mich ein Verwandter Tschekmarews, Dimitri Iwanowitsch Jazykow, der verdienstvolle Uebersetzer von

Schlözers „Nestor“ und Montesquieus „Esprit des lois“. Er diente als Abteilungschef im Ministerium der Volksaufklärung und wohnte in dem sogenannten Schtschukinschen Hause, im Tschernyschew-Pereulok. Dimitri Iwanowitsch stand in dem Rufe eines ausgezeichneten Kenners der russischen Geschichte und vor allem eines durch und durch edlen Charakters. Seine Erscheinung jedoch und seine Manieren hatten auf den ersten Blick wenig Anziehendes. Es war ein Mann in vorgerücktem Alter, nicht groß von Wuchs und untersetzt gebaut, dabei auffallend plump. Er ging immer tief gesenkten Hauptes, sprach wenig und lächelte selten; dennoch war der Gesamteindruck kein abstoßender. In seinem eckigen Gesicht lag ein Ausdruck von Güte, der alle Mängel desselben aufwog und gleich Sympathie für ihn einflößte. Unwillkürlich fühlte man einen Zug, sich ihm in jeder Beziehung anzuvertrauen, obgleich Dimitri Iwanowitsch selbst sehr zurückhaltend war. So ging es auch mir. Er führte ein arbeitsames, eingezogenes Leben und konnte mir daher praktisch in keiner Weise nützlich sein. Aber aus dem Wenigen, was er sagte, sprach so viel aufrichtiges Mitgefühl, daß ich auch später in Zeiten der Entmutigung immer zu ihm ging, um mich trösten zu lassen. Seine wortlose aber warme Teilnahme wirkte im höchsten Grade beruhigend.

Ich hatte noch einen dritten Brief und dazu einen mündlichen Auftrag von Wladimir Iwanowitsch Astaffjew an einen Verwandten seiner Frau, Kondrati Feodorowitsch Ryljejew. Jetzt habe ich Ursache anzunehmen, daß der gute Wladimir Iwanowitsch sich jenen Auftrag ausgedacht hatte um mich in nähere Beziehungen zu einem Manne von so seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften zu bringen. Damals jedoch ahnte ich nichts dergleichen und trat nicht als Bittender bei Kondrati Feodorowitsch auf, sondern als Vermittler zwischen ihm und seinem Freunde in Ostrogoshsk.

Ryljejew leitete damals die Kanzlei in unsrer amerikanischen Handelscompagnie und lebte im Hause derselben an der Blauen Brücke. Die Wohnung Kondrati Feodorowitschs lag im ersten Stock. Die Fenster nach der Straße heraus waren durch vorstehendes Gitterwerk verwahrt. Das Haus ist jetzt umgebaut, aber lange Zeit hindurch war es für mich der Gegenstand schmerzlicher Erinnerungen, und ich konnte niemals ohne tiefe Bewegung daran vorbeigehen. Da war besonders ein Fenster, es ging in das Kabinett, und dort hatte ich einst den Inhaber der Wohnung, mit dem ich damals schon näher bekannt war, sein eben beendigtes Gedicht „Woinarowski“ deklamieren hören. Ich war nicht der einzige Zu-

hörer: ein Offizier in einfacher Armeeuniform teilte mein Entzücken; es war — Baratynski.

Ryljejew besaß eine Anziehungskraft wie kein zweiter von meinen Bekannten. Er war von mittlerem Wuchs, dabei gut gebaut und man brauchte das kluge, ernsthafte Gesicht nur anzusehen, um schon im voraus etwas von dem Zauber zu spüren, dem sich bei näherer Bekanntschaft niemand entziehen konnte. Ein Lächeln, das sein Antlitz verklärte, — ein Blick in die Tiefen seiner wunderbaren Augen — und man ergab sich ihm ohne Vorbehalt mit ganzem Herzen. In Momenten starker Erregung oder dichterischer Begeisterung flammten diese Augen und sprühten ordentlich Funken. Ganz beklommen wurde einem zu Mute: ein so mächtiges Feuer strahlte aus ihnen. Doch lernte ich ihn erst später von dieser Seite kennen. Damals hingegen, bei meinem ersten Besuch, war es vor allem seine bestrickende Menschenfreundlichkeit und Güte, die mich gefangen nahm; das Herz ging mir auf und so erzählte ich ihm die Geschichte meines Strebens und Ringens in all ihren trüben Einzelheiten. Er hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu und entwarf auf der Stelle einen Feldzugsplan zu meinen Gunsten.

Sein erster Versuch schlug indessen fehl. Er wandte sich an eine vertraute Freundin des Grafen Scheremetjew, Frau Danaurow. Die vorsichtige Dame nahm Anstand, „sich in eine so kitzliche Angelegenheit einzumischen".

„Seien Sie aber ganz ruhig," sagte Ryljejew, „wir wollen schon andre Mittel und Wege finden. Ich habe bereits mit meinen Bekannten in gelehrten Kreisen von Ihnen gesprochen und lebhaftes Interesse erregt; sie gedenken sich beim Grafen für Sie zu verwenden und ihm — falls er ablehnen sollte — eine Loskaufsumme zu bieten. Nochmals: Sei'n Sie ganz ruhig, wir haben alle Ursache zu hoffen."

Bei dieser Unterredung gab mir Ryljejew den Rat, in großen Zügen eine Darstellung meines Vorlebens zu entwerfen und ihm dies Schriftstück nebst einem von meinen Aufsätzen zu bringen. Mit diesen Dokumenten ausgerüstet, begann er, neue Bundesgenossen anzuwerben. Große Sensation erregte meine Biographie unter anderm im Kreise der Chevaliergardeoffiziere, der Kameraden des jungen Grafen. Mit einigen von ihnen war Ryljejew sehr befreundet. Sie bildeten eine richtige Verschwörung zu meinen Gunsten und beschlossen, dem Grafen gemeinschaftliche Vorstellungen meinetwegen zu machen. Am meisten Energie entwickelten zwei von den Offizieren, Alexander Michailowitsch Murawiow und Jewgeni Petro-

witsch Obolenski. Der unvermutete Ansturm erschütterte den Grafen. Er wollte sich in den Augen der Kameraden nichts vergeben und gab sein Wort, ihre Forderung zu erfüllen.

Das ging ja prächtig, hätte man glauben sollen. Auch mir kam es so vor. Ich hielt mein Spiel für gewonnen und atmete auf. Aber ein Tag um den andern verging und keiner brachte den erwarteten Umschwung. Im Gegenteil: es verbreitete sich ein Gerücht in der Kanzlei, Graf Scheremetjew stehe im Begriff dem Drängen seines Oheims, des Generals, nachzugeben und mir einen entschieden abschlägigen Bescheid zu geben. So drohten neue Schrecken und ich war wieder am Verzagen.

Aber meine Verteidiger schlummerten nicht; sie sammelten nur frische Kräfte. Bis in die Salons der großen Welt drang die Kunde von meinem Mißgeschick. Damen der höchsten Kreise faßten Interesse für mich, und eine von ihnen, die Gräfin Tschernyschew, unternahm gar, den Grafen um meinetwillen persönlich zu attaquieren. Als sie von seinem Schwanken hörte, griff sie zu folgender List:

In ihrem Hause fand große Gesellschaft statt. Unter den Gästen war auch der junge Graf. Gräfin Tschernyschew trat auf ihn zu, reichte ihm mit verbindlichem Lächeln die Hand und sagte allen vernehmlich:

„Ich habe gehört, Graf, daß Sie vor kurzem ein gutes Werk gethan haben, neben dem alle Ihre sonstigen guten Werke verbleichen müssen. Unter Ihren Leibeigenen fand sich ein Mensch von hervorragenden Gaben, der viel für die Zukunft verspricht. Sie haben ihm die Freiheit gewährt. Da gereicht es mir zum größten Vergnügen, Ihnen meinen Dank auszusprechen: der Gesellschaft ein nützliches Mitglied schenken — heißt viele beglücken.“

Der Graf war ganz verwirrt, machte einen Kratzfuß und gab stotternd zur Antwort, daß er jede Gelegenheit, Ihrer Durchlaucht Vergnügen zu machen, mit Freuden wahrnehme.

Die Lage des Grafen Scheremetjew war in der That eine peinliche. Unfähig, etwas entschieden zu wollen oder nicht zu wollen, hatte er sich gewöhnt, den Eingebungen andrer zu folgen und befand sich nun plötzlich zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite der General, von dem er sich in der Regel leiten ließ und ein vertrauter Diener in der Person Dubows; auf der andern seine Kameraden, die Damen der großen Welt und die öffentliche Meinung. . . . Wem sollte er den Vorzug geben? Die Chevaliergardisten sprachen dem Grafen bei jeder Begegnung von mir. Der arme junge Mann

konnte keinen Schritt thun, ohne meinen Namen zu hören. Wir hatten gleichsam die Rollen getauscht und ich tyrannisierte ihn. Einst erblickte er Murawiow und noch einen von den Kameraden am Portal des Palais'; das alte Lied von mir war ihm zum Sterben überdrüssig und um es nur nicht noch einmal zu hören, eilte er, ihnen zuvorzukommen:

„Bitte, meine Herren, ich weiß schon," rief er ihnen zu, „ich weiß schon, was Sie im Sinne haben: es ist immer wieder jener Nikitenko!"

„Ganz recht, Graf," antwortete Murawiow, „je schneller ihr auseinanderkommt, desto besser für dich."

Am 22. September (1824) war der Namenstag des Grafen; der ganze Schwarm seiner Kameraden war bei ihm zu Gast, um denselben zu begehen. Sie unterließen nicht, ihn auch bei dieser Gelegenheit an mich zu erinnern. Graf Scheremetjew gab von neuem und zwar diesmal „auf kategorische und feierliche Weise" das Versprechen ab, „seinen Rechten auf meine Person zu entsagen."

Dessenungeachtet wurden in der Kanzlei keinerlei Anstalten getroffen, die auf ein nahes Ende meiner Pein gedeutet hätten. Von dem Druck, den meine Gönner auf den Grafen ausübten, wußte man dort nichts und glaubte nach wie vor, daß mein Geschick im ablehnenden Sinne entschieden sei. In meiner Angst vor den Einflüsterungen Dubows hielt ich alles sogar vor Mamontow streng geheim.

So verging der ganze September und die erste Woche des Oktober (1824). „Das kategorische und feierliche Versprechen" des Grafen unterschied sich in keiner Weise von jenem einfachen, das nicht mit so hochtönenden Worten verbrämt war. Nein, kein Wechselfieber ist im stande, einen Menschen so zu erschöpfen, wie mich dieses Schwanken zwischen Mut und Niedergeschlagenheit. Nicht als hätte ich gemeint, daß der Graf sein Wort geradezu brechen könnte, aber er schien das unwürdige Spiel noch lange fortsetzen zu wollen und wer konnte dann für die Zukunft stehen?

Ich beschloß, mich dem wohlwollenden Mamontow völlig anzuvertrauen. Das Versprechen war gegeben; die Unterschrift für das unentbehrliche Dokument konnte er dem Grafen noch am ersten entreißen. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, als ich ihm erzählte, wie man den Grafen von allen Seiten bestürmt hatte. Es war ihm schon leid um mich gewesen, wie um einen Verlorenen; nun sah er mich plötzlich am Vorabend des Sieges und zu ihm kam ich mit der Bitte, den entscheidenden Schlag zu führen. Bei großer

Gutmütigkeit besaß er viel Eigenliebe. Es schmeichelte ihm, daß ich mich im letzten Augenblick an ihn wandte und er sagte seine Mitwirkung zu.

So kam der 11. Oktober 1824, für mich ein großer Tag. Am Morgen erschien Mamontow wie gewöhnlich zur Berichterstattung beim Grafen und lenkte das Gespräch geschickt auf mich. Kaum hatte er meinen Namen genannt, als der Graf ihn ungeduldig unterbrach: „Was soll ich mit diesem Menschen machen," begann er gereizt, „auf Schritt und Tritt begegnen mir Leute, die sich für ihn verwenden. Fürst Golizyn, die Gräfin Tschernyschew, meine Kameraden, die Offiziere — sie alle fordern, daß ich ihm die Freiheit gewähre. Ich sah mich genötigt, meine Einwilligung zu geben, obwohl ich weiß, daß es W. S. Scheremetjew nicht gefallen wird."

Mamontow begann mit Feinheit und Vorsicht den Nachweis, daß die Stimme der öffentlichen Meinung schwerer wiege, als diejenige des einzelnen; man müsse daher eilen, ihr genugzuthun, selbst wenn dieser letztere ein naher Angehöriger wäre. Alles kam darauf an, den Grafen zu bestimmen, daß er gleich auf der Stelle, ohne sich mit irgend jemand zu besprechen oder zu beraten, Befehl gab, den Freibrief auszufertigen. Dem klugen, guten Mamontow gelang das, wenn auch nicht ohne Anstrengung. Zum Schluß bemerkte der Graf:

„Diesem jungen Manne müßte übrigens doch tüchtig der Kopf dafür gewaschen werden, daß er so viel Lärm gemacht hat. Gerade als hätte ich nicht aus eigenem Antriebe thun können, was ich jetzt aus Hochachtung für andre thue."

Mamontow ließ sich den Auftrag wegen des Freibriefes nicht zweimal sagen. Er stellte ihn unverzüglich aus und legte ihn zur Unterschrift vor. —

Die ganze Kanzlei war auf den Beinen. Vergessen waren die Geschäfte. Scharenweise drängten die Freunde in mein Zimmer, mich zu beglückwünschen und zu feiern. Dubow allein hielt sich abseits. Schade! Auch ihm hätte ich mit Freuden die Hand gedrückt: seine Ränke hatten ja keinen Erfolg gehabt und ich war so glücklich!

Ich verzichte, von alledem zu reden, was ich in diesen ersten Augenblicken einer mächtigen, überwältigenden Freude empfand und durchlebte. Der Allmächtige sei gepriesen! Denen aber, die mir geholfen haben, zu neuem Leben zu erstehen, will ich ewig dankbar sein! —

Festrede Nikitenkos vom 27. Januar 1824.

Hochansehnliche Versammlung!

Schon drei Jahre sind verflossen, seit Sie dem Rufe zum Heil, der jedermann vernehmlich in aller Welt erschallt, — sowie der Willensäußerung unsres erhabenen Monarchen Gehör liehen und von dem eifrigen Verlangen erfaßt wurden, sich an den hochherzigen Bemühungen vaterländischer Männer um die Aussaat des Wortes Gottes zu beteiligen. Kein würdigeres Opfer als dasjenige, welches wir der Wahrheit bringen: das Wesen alles Seins, die Erfüllung des göttlichen Geschickes ist darin enthalten. Es ist das einzige, was fest steht, mögen in dem raschen Strom der Jahrhunderte, dem Aufruhr der Weltbegebenheiten die Wogen, welche die Menschheit bewegen, noch so hoch gehen; mitten in dem Spiel des Glücks, dem planlosen Walten des Zufalls bietet sich uns hier allein ein Bild von unsrem Lose — das hehre Bild der Ewigkeit und Vollkommenheit. Makellose Tugend ist der Preis eines solchen Opfers, Seligkeit — die Krone. Es sichert die Gesellschaft und dient aller politischen Weisheit als Leuchte: denn gegenüber der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit menschlicher Bestrebungen, Mittel und Leidenschaften wird hier ein gemeinschaftliches Ziel für alle Völker aufgestellt, — das allgemeine Wohl, ein einziges Mittel dazu, — die geheiligte Macht der monarchischen Gewalt, eine einzige wirksame Leidenschaft, — flammende Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit. Gut ist in aller Welt nichts andres, als Liebe zur Wahrheit, böse einzig und allein die Geringschätzung derselben. Hochverehrte Anwesende! Diese Liebe zur Wahrheit ist es, welche auch die gegenwärtige Versammlung veranlaßt hat; Sie bekennen sich nicht bloß einmütig mit Herz und Mund zu derselben, sondern Sie tragen auch in thätiger Teilnahme dazu bei, daß sie sich allerorten verbreite. Wie herrlich, wie edel, wie erhaben ist dieser Wahrheitsbund, der nicht zeitliche

Güter, nicht vergänglichen Besitz dieser Welt, sondern das lauterste, göttliche, ewige Gut erwerben will. Nicht vergeblich hat die Stimme der Wahrheit durch den Mund unsres hocherhabenen Monarchen im Namen des Vaterlandes zu Ihnen gesprochen. Unter ihrem geweihten Obdach sind Sie zusammengekommen, wie sich die Küchel einer Henne unter die Flügel derselben versammeln, und dort droht Ihnen keine Gefahr von den verderblichen Anläufen des Geistes der Zeit.

Gepriesen aber sei der, der allein der Urquell aller heilsamen Thaten und Gedanken ist, der den Eifer zur Arbeit in die Herzen hinabsendet und der Arbeit Erfolg gibt, dessen heiliger Ratschluß sein göttliches Wort und diejenigen, die es aufnehmen, seine rechten Kinder, so wunderbar vor der List der Lügenpropheten bewahrt!

Und in Wahrheit, hochverehrte Anwesende, blickt man auf die Ereignisse, die sich vor uns vollziehen, so muß man mit dem gekrönten Psalmisten aus tiefstem Herzen ausrufen: „Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen!“ Wunderbar ist seine Weisheit, die den gewaltigen Aufruhr der Weltbegebenheiten zu einem heilsamen Ende leitet. In dem unbotmäßigen Willen des Menschen, in den wütenden Leidenschaften, die ihn durchwühlen, findet sie die Mittel, ihre ewige Ordnung und ihre heilige Wahrheit aufrecht zu erhalten. Auf dem rauhen Wege des Uebels führt sie uns zu ihrem Ziel, indem sie mit der Empfindung der verderblichen Folgen desselben den ersten Keim der Besserung in uns einpflanzt. Von den Lügenpropheten, den Thoren dieser Welt verleitet, gelüstete es die Menschheit, ihre Kräfte kennen zu lernen und — sie erkannte nur ihre Schwachheit. Unabhängigkeit vom Glauben war es, was sie suchte, — jetzt muß sie tief gedemütigt anerkennen, daß seine Herrschaft eine rechtmäßige und unentbehrliche ist. In und durch sich selbst suchte sie „den Weg, die Wahrheit und das Leben,“ aber sie vergaß, daß das Herrlichste, was Gott selbst für uns zu schaffen vermochte — der Weg, die Wahrheit und das Leben — unmöglich unsrer Hände Werk sein kann. Sie vergaß, daß nur das unbedingte Sein die Fähigkeit zu selbständigem Handeln besitzt — und daß alles Unvollkommene seine Kraft aus dem Urquell der Vollkommenheit schöpfen muß, wie jeder Lichtstrahl seine Wärme und seinen Glanz nur aus der Sonne zieht.

Diese Verirrung ist das geistige Kind der Sophisten des achtzehnten Jahrhunderts, die von Hochmut verblendet waren. Sie, die gefeierten und selbstgefälligen Kenner der menschlichen Natur, suchten diese auf Kosten des Glaubens zu erhöhen. Betrogene Betrüger! In den vermessenen Systemen, die sie auf den schwanken-

den Grundsätzen der Vernunft errichteten, sehen wir nur die traurige Geschichte der Verirrungen dieser letzteren und des Menschen, der unter der drückenden Last seiner menschlichen Weisheit seufzt. Verheißen sie uns, ohne Religion auszukommen, müßten sie dann nicht auch segensreichere Wirkungen vorweisen? Die Annahme irgend eines Neuen an Stelle des Früheren läßt sich gewiß nur dann rechtfertigen, wenn jenes den Vorzug verdient, — und selbst die Veränderung, durch welche ein Gutes an die Stelle eines andern gesetzt wird, bedeutet schon ein schweres Uebel. Es heißt nur die Unbeständigkeit des menschlichen Geistes nähren, dem unter dem Schein angenehmer und unentbehrlicher Mannigfaltigkeit hier ein Gift geboten wird, welches die Festigkeit der Sitten und des Urteils Schritt vor Schritt untergräbt. Worin bestand denn aber das Gute, was jene der Menschheit mit ihrer Umgestaltung erwiesen haben? „Wir gründen das Reich der Vernunft," so sprachen sie, „Bürger desselben ist jeder Mensch! Kommet herbei und kostet die Früchte der Wahrheit, die wir euch bieten, — Früchte, die eure Thränen und euer Blut zur Reife gebracht haben." So listig als frech, verstrickten sie auf diese Weise das Volk in ihre metaphysischen Hirngespinste und vollendeten durch die Fäuste desselben die sittliche Anarchie, welche sie mit ihrem Verstande nicht zu erreichen vermochten. Nun trat die Meinung gerüstet auf und die Ideen nahmen Gestalt an. Schlichte, harmlose Menschen, deren ganzes Wissen sich bisher auf den Kreis ihrer Pflichten beschränkte, begehrten plötzlich, den Ruhm der Weisen zu teilen und begannen nach Dingen zu forschen, die über ihren Horizont gingen: sie suchten die Wahrheit in einem System, den Glauben im Wissen und eine Verfassung ohne einheitliche Gewalt. Alles Bestehende änderte sich: die Gesetze wurden mit Füßen getreten, sobald jeder Bürger sich weiser dünkte als der Gesetzgeber. Die Regierungen hatten keine Gewalt mehr, als die Menschen sich einbildeten, sie könnten glücklich, ungefährdet und — frei leben, ohne den Bestand derselben zu sichern; die Religion büßte ihre Heiligkeit ein, als jedermann sich ein Urteil anmaßte über Dinge, die sein Begriffsvermögen überstiegen und die Herrschaft und Leitung der Welt mit Gott zu teilen begehrte. Jeder, der sich irgend zu den Denkenden rechnete, wünschte abweichend zu denken, wer irgend in der Gesellschaft eine Stimme hatte, verkündete eine neue Ordnung der Dinge: Platos Republik auf Erden und die Gleichheit im Gemeinschaftsleben; jeder, der irgend den Titel eines Weisen zu verdienen hoffte, wünschte auf seine Art weise zu sein. In der Schule der neuen Sophisten wurden die allgemeinen, einheitlichen

Grundsätze der Vernunft entstellt und riefen in ihrer Zersplitterung so zahllose, wunderliche, einander widersprechende Sekten hervor, daß eben diese Sophisten, auf einen Fleck versammelt, den Erbauern des Turmes zu Babel geglichen hätten, deren unsinniger Stolz damit bestraft wurde, daß sie sich gegenseitig nicht mehr verstanden. Und womit beschlossen sie zu guter Letzt ihre gerühmten Umgestaltungen? Des höheren Beistandes, dessen der Mensch nicht entraten kann, hatten sie ihn beraubt; sie selbst vermochten ihm keinen zu gewähren und gaben ihn damit seiner wirklichen Schwäche und thatsächlicher Schädigung preis, — seiner natürlichen Bestimmung, wie sie es nennen.

Und in der That hat der Mensch an und für sich etwas Seltsames, Unerforschliches. Seine Fehler und seine Tugenden, häßliche Leidenschaften, die ihn verunstalten, und die erhabene Gesinnung, die darüber triumphiert; schimpfliche Vorurteile und die himmelanstrebende Flamme der Vernunft — so sonderbare Gegensätze enthält ein und dasselbe Wesen und wird dadurch sich selbst zu einem lächerlichen, unbegreiflichen Rätsel. Betrachten Sie nur sein Verhalten, wie er weint und lacht, in Einem Augenblick lacht und weint; wie er sich unglücklich fühlt mitten in den berauschendsten Vergnügungen — glückselig unter lauter Schrecken und bösen Zufällen! Er liebt das Gute — und thut das Böse; mit einer Hand durchstößt er das Herz des Freundes, mit der andern hilft er dem gefallenen Feinde auf. Er sucht die Wahrheit, erkennt die Schwachheit seiner Vernunft an und fordert göttliche Verehrung für irgend einen albernen Wahn, den er Wahrheit zu nennen beliebt. Er durstet nach einem höchsten unvergänglichen Gut — und heftet sich an die erste beste Kleinigkeit, die ihm vor Augen kommt. Die putzt er sich auf seine Weise heraus, hat seine Lust daran, wirft sie einen Augenblick später mit Verachtung fort und sucht sie von neuem ... Welch eine Fülle von Widersprüchen! Was ist der Mensch doch für ein sonderbares und unglückliches, zugleich niedriges und erhabenes Geschöpf! Wir lachen und weinen über ihn, müssen ihn verachten und — bewundern! ...

Woher denn diese Widersprüche? Ist er etwa so geschaffen? — Versteht sich, sagen die Sophisten, da er so beschaffen ist. Und so wäre es denn ein Spiel der Natur, die diesem Kinde ihrer Launen und Capricen ins Gesicht hinein hohnspricht, indem sie es zu einem Gemisch aller erdenklichen Widersprüche gestaltete? Der Mensch wäre nichts als eine wesenlose Erscheinung, deren ganzer Vorzug darin besteht, daß sie sich unglücklich zu machen und ihr Unglück zu

fühlen im stande ist? Und richtig wäre in der That, daß es das beste für den Menschen ist, nicht geboren zu werden, und das nächstbeste, sobald als möglich zu sterben? . . .

Hier verwirft der Weise seine Grundsätze, der Herrscher erklärt seine Gesetze für nichtig, der Gerechte vergißt seine Tugend. Denn was soll das alles? Die Philosophen sagen uns ja, es gebe nichts wesentlich Menschliches im Menschen, seine sonderbaren Widersprüche bewiesen nur, daß nichts Unbedingtes in ihm vorhanden sei, die äußersten Gegensätze des Guten und Bösen seien nichts andres, als zufällige Folgen zufälliger Ursachen. Gesetz und Tugend für die Menschen sei nur das, worin sie augenblicklich übereinkämen, und in aller Welt bestehe schließlich nur die eine Wahrheit, — daß es keine Wahrheit gibt.

Diese Blinden und Unverständigen, die so verkehrt urteilen und noch verkehrter empfinden, haben sich zu Lehrern und Bahnbrechern für das menschliche Geschlecht aufgeworfen, — sie haben den Menschen gegen sich selbst und gegen den Himmel aufgebracht, so daß er — Verzweiflung im Herzen — schon hart an den Rand des Abgrunds geraten war, den die Hoffart der Vernunft mit den Händen unsres Aeltervaters begonnen und durch die Afterweisheit der Sophisten erweitert hat. Und was blieb ihm nun zu thun übrig, um einen Rückhalt in sich selbst zu gewinnen und das unbegreifliche Rätsel seiner Natur zu lösen? — Die eigene Vernunft um Rat fragen? O weh! — das hieß bei demselben Führer Hilfe suchen, der die Menschen in das Dickicht bodenloser und ergebnisloser Spekulationen hineinleitet und schon so viele Unwissende bethört, so viele Kluge in die Irre geführt, so viele Weise zum Gelächter der Welt gemacht hat! — Seine Zuflucht zum Gewissen nehmen? Das Gewissen erklärt uns die Widersprüche unsres Geistes schon eher; beständig und entschieden flüstert es uns zu, daß Gerechtigkeit, Güte und Wahrhaftigkeit die natürliche Bestimmung des Menschen und sein Heil seien, daß alles Böse und alle jene Widersprüche, die uns so sehr verunstalten, in den Lastern und Leidenschaften bestehen, die uns im Keime angeboren werden, während die scharfsinnigen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts dadurch auf den herrlichen Gedanken kamen, das menschliche Geschlecht mit der Behauptung zu trösten, es sei das armselige Spielzeug einer argen und stiefmütterlichen Natur. Mithin ist das Gewissen schon eine Art Licht auf unsrem Lebenswege; aber o weh! für die Schwierigkeiten, unter denen wir Berge und Abgründe zu überschreiten haben, gewährt es uns doch nur eine gebrechliche Stütze. Gewiß, wenn der Mensch

nicht thatsächlich geschädigt wäre, so würde diese innere Ueberzeugung genügen; aber ein Entkräfteter ist eben zu schwach, sich selbständig zu erheben und nur die Hand eines andern vermag ihn von seinem Schmerzens- und Krankenlager aufzurichten. Das Gewissen zeigt uns, was wir leisten sollen und weist uns auf uns selbst, aber angesichts der Nichtigkeit unsrer Kräfte und Mittel scheint es doch wieder vor der Größe unsrer Aufgaben zurückzuschrecken. Wo das unbedingte Pflichtgebot mit den Regungen des Opfersinnes in Widerspruch gerät, kann es uns keine Gewißheit geben, es läßt uns plötzlich im Finstern zwischen einer zaghaften, wenn auch nicht gerade verbrecherischen Unthätigkeit und der höchsten Tugend und — gebietet uns, zu thun, wofür es kaum der Mühe lohnt, ein Mensch zu sein. Das Gewissen weist uns zu Gott, aber sein Gott ist nur der allmächtige Schöpfer und der gerechte Richter, nicht der zärtliche und barmherzige Vater. Er hat sich, wie es scheint, die Mühe genommen, uns vernünftig und frei zu erschaffen; aber er hat keinerlei Anstalten zur Abwehr der Uebel getroffen, die aus unsrer Beschränkung und unsrer Freiheit entspringen. Hier ist nichts von jener lautersten Liebe, die Gott zum Vater des Menschen macht und den Menschen — zum Erben seines Geistes. Hier gibt es keinen Bund zwischen Vollkommenheit und Schwachheit; denn ich erkenne keine Gnade in dem, was ich bin, sondern ich bekenne, daß ich unter dem unbegreiflichen, aber festen Beistande der Gnade ein andrer sein könnte. Der Selbstverachtung, der eigenen Willkür preisgegeben, geraten wir derart von neuem in alle die Widersprüche, deren unglückseliges Opfer wir vor kurzem noch waren.

Die Vernunft also strauchelt und fällt; das sittliche Gefühl verurteilt unsere Leidenschaften, kann sie aber nicht bezähmen, — und das Herz stöhnt! Ach! warum sucht es denn nicht nach einem Halt, wenn es schwach ist? Stolz und eingebildete Weisheit, die Trugbilder der Wahrheit, verblenden es; was soll uns aber Weisheit, wenn wir nicht glücklich sein können? Ich folge nur einem höchsten Gesetz, ich erflehe mir eine einzige Wahrheit vom Himmel: Rettung und Heil! Wo ist sie denn, — diese herrliche Tochter der göttlichen Liebe, nach welcher sich mein Herz schon von der Wiege an sehnt, die mir rasende Leidenschaften in Gestalt so vieler verschmähter irdischer Freuden vorhalten? Wer wird sie mir zeigen im vollen Glanze ihrer Schönheit? Wer wird mir das Herz geben, sie mir anzueignen und damit gewiß zu werden, daß mir in Zeit und Ewigkeit kein andres Los beschieden ist? . . .

Einzig und allein der, welcher sagen konnte: „Ich bin der

Weg, die Wahrheit und das Leben", der die menschliche Natur in seinem Blute gewaschen, ihr die ursprüngliche Reinheit wiedergegeben hat; der dem Sklaven des Irdischen himmlische Rechte verliehen und den geschädigten Sohn des Gewissens, durch den Genius des Glaubens geheilt, gekräftigt und erhoben hat. Nach langem, ermattendem Umherschweifen, nach schwerem Ringen mit den Verirrungen und Leidenschaften dieser Welt, schüttelt der Mensch hier ihren verweslichen Staub ab, streckt sich auf das Lager der ewigen Liebe, wird in beseligendem, lauterem Glauben eins mit Gott und begreift sein Geschick im ewigen und allumfassenden Zusammenhang! Das ist nicht Wissenschaft, das ist kein System! Es ist unser Beruf und unsre Bestimmung, die uns die unergründliche Gnade durch das menschgewordene Wort vermitteln läßt. Wunderbares, unerforschliches Geheimnis der Umwandlung, die sich hier vollzieht: aus dem Menschen wird ein Christ! Nun ist er sich nicht bloß bewußt, daß er Pflichten, daß er eine Bestimmung hat — sie leuchten ihm klar ein; er wird von neuem geboren. Mit Entzücken spürt er die eigene Kraft, wie jener Gelähmte, der nach langwierigen, schweren Leiden aus dem Munde des ewigen Erbarmens zum erstenmal wieder Heil und Leben spendende Worte vernahm, und in dem Herzen, wo Finsternis, Ungewißheit und Entsetzen herrschten, leuchtet nun die ewige, einige, unzweifelhafte Wahrheit; fester knüpft sich die unzerreißbare Kette, welche Himmel und Erde, den Staubgeborenen mit dem Ewigen und Unendlichen verbindet. Was er erstrebt — es erscheint nun kein bloßer Wahn mehr, die Schleier der Zukunft lüften sich; was er vorausgeahnt, dessen ist er nun gewiß, — er findet das Heil im eigenen Herzen — und weiß, daß ihn ewiges Leben empfängt, ob er gleich des Todes Beute würde!

Die Tage sind gekommen, hochverehrte Anwesende, da das Evangelium triumphiert; menschliche Weisheit ist zu Schanden geworden, — nun birgt sie ihr Haupt im Staube und flieht hinweg von dem Antlitz der Erde vor dem siegreichen Panier des Ueberwinders von Sünde, Hölle und Tod. Europa, Asien, Afrika und Amerika nehmen die gnadenreiche Verkündigung an. Ueberall rottet die ewige Vorsicht das Unkraut der Vernunftlehren aus und säet dafür den Samen des Heils und des Lebens; das gute Land aber, das ihn in seinen Schoß aufnimmt, blüht und wird reich an unvergänglichen Schätzen. Was wütender Fanatismus vor alters mit Feuer und Schwert einzuführen suchte, das bewirkt nun die Thätigkeit der Bibelgesellschaften durch Sanftmut und Liebe. Es wäre überflüssig, hier von den großen Leistungen der russischen Bibel-

gesellschaft zu reden: eben diese Werke zeugen von ihren Verdiensten, und die Dankbarkeit der Herzen, die sie mit dem Wasser des Lebens getränkt hat, ist das schönste Denkmal ihres Bestehens, — ein Denkmal, welches den Triumph der Wahrheit von Geschlecht zu Geschlecht verkünden soll. Die weise Vorsorge der Gesellschaft hat auch unsre Mitgenossenschaft ins Leben gerufen und Sie, die verehrlichen Herren Mitglieder und Wohlthäter derselben, bemühen sich nun in heiligem und lauterem Eifer mit um das Heil des menschlichen Geschlechtes. Durch Ihre thatkräftige Teilnahme und Unterstützung waren wir in der Lage, beständig mit dem höchsten Komitee in Verbindung zu bleiben, — und der vorliegende Rechenschaftsbericht legt nur aufs neue von Ihren hochherzigen Opfern Zeugnis ab. Die Stellungen und Posten, die Sie in der Gesellschaft einnehmen, bürgen dafür, daß Sie die Grundwahrheiten kennen, auf denen das allgemeine Wohl beruht und wessen Sie bedürfen, das ist nicht sowohl Unterweisung als Erbauung im Glauben; aber Tausende Ihrer geringeren Brüder würden Pfade des Irrtums wandeln, die ins Verderben führen, wenn Ihre Menschenliebe Sie nicht triebe, jenen ebenfalls das Licht zu spenden, dessen Segen Sie am eigenen Herzen erfahren haben und dessen Strahlen Sie durch keine Scheinweisheit verdunkeln ließen. So gehe denn dieses Licht gleich dem der Sonne aufs neue von Ihnen aus, fromme Herzen zu erleuchten. Kommenden Zeiten zum Vorbild und zur Nacheiferung zeuge seine Herrschaft ebenso gewaltig von russischer Gottesfurcht, wie die ruhmvolle Regierung Alexanders I. von russischer Tapferkeit!